



**BERLINER  
BEITRÄGE**

**11**

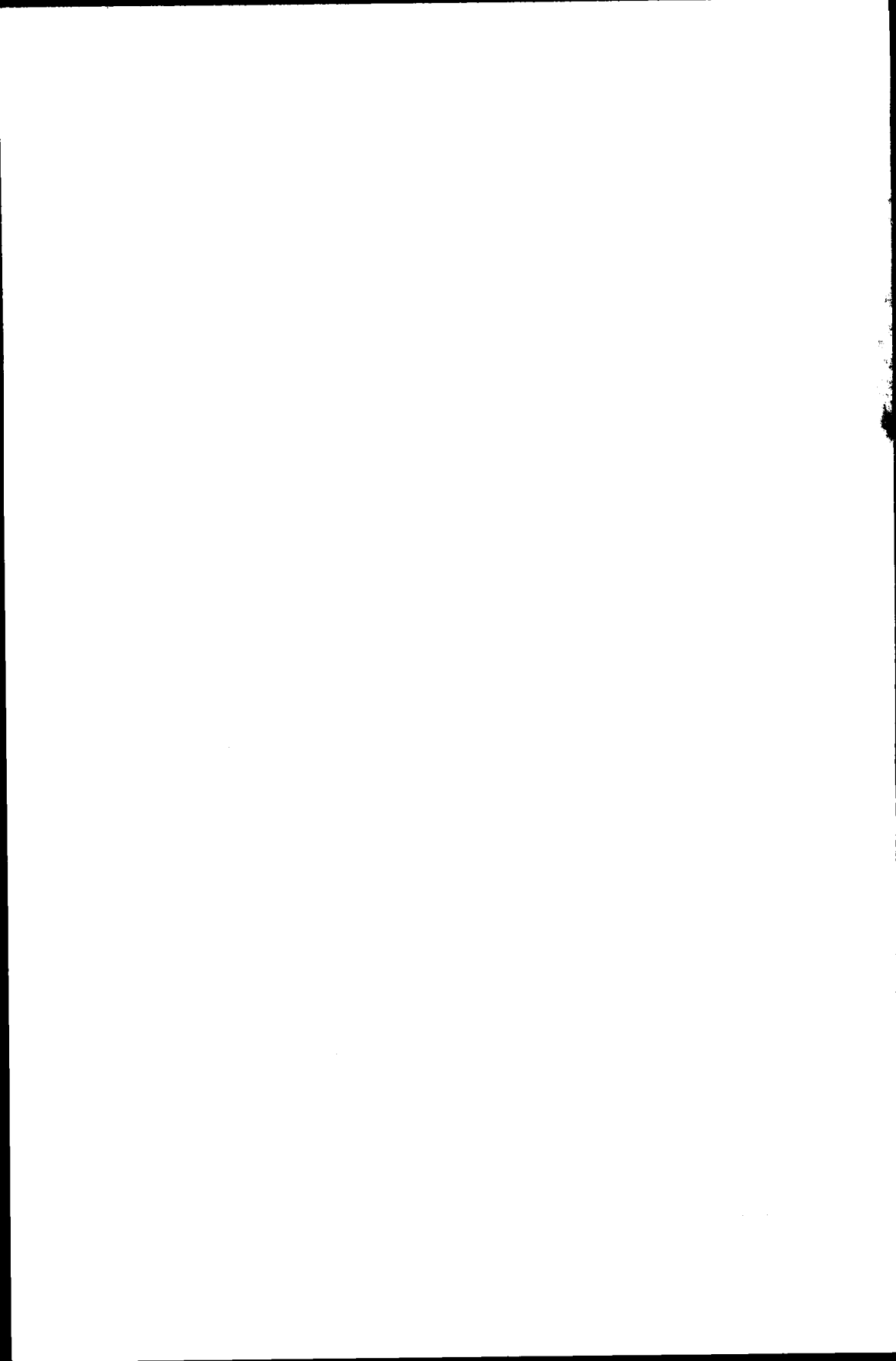
**ZUR HUNGAROLOGIE**

The first part of the document discusses the importance of maintaining accurate records of all transactions. It emphasizes that every entry, no matter how small, should be recorded to ensure the integrity of the financial data. This includes not only sales and purchases but also expenses and income. The document provides a detailed list of items that should be tracked, such as inventory levels, accounts payable, and accounts receivable. It also outlines the procedures for recording these transactions, including the use of double-entry bookkeeping to ensure that the books are balanced.

The second part of the document focuses on the analysis of the financial data. It explains how to calculate key financial ratios and metrics, such as the gross profit margin, operating profit margin, and return on equity. These metrics are used to assess the company's financial performance and to identify areas for improvement. The document also discusses the importance of comparing the company's performance to industry benchmarks and to its own historical performance. This comparison helps to identify trends and to make informed decisions about the company's future strategy.

The final part of the document provides a summary of the key findings and recommendations. It highlights the strengths of the company's financial performance and identifies the areas where it is falling short. The document also provides a clear action plan for addressing these issues, including specific steps that should be taken to improve the company's financial health. This plan includes recommendations for increasing sales, reducing expenses, and improving the efficiency of the company's operations. The document concludes by emphasizing the importance of ongoing monitoring and reporting to ensure that the company remains on track to achieve its financial goals.





# BERLINER BEITRÄGE ZUR HUNGAROLOGIE

Schriftenreihe des Seminars für Hungarologie  
an der Humboldt-Universität zu Berlin

11

Herausgegeben von Ernő Kulcsár-Szabó,  
László Tarnói und György Tverdota

BERLIN – BUDAPEST  
1999

***Redaktion:***

Ernő Kulcsár-Szabó (Chefredakteur)  
Károly Manherz  
András Masát  
Irene Rübberdt  
Ferenc Szász  
László Tarnói  
György Tverdota

***Technische Redaktion:***

László Princz

***Umschlagentwurf:***

Ildikó Burján

***Anschrift der Redaktion:***

Humboldt-Universität zu Berlin, Seminar für Hungarologie  
Dorotheenstr. 65, D – 10099 Berlin

Alle Rechte des Nachdrucks vorbehalten.  
© bei der Redaktion und den einzelnen Autoren.

HU ISSN 0238 – 2156

Drucklegung mit freundlicher Unterstützung des  
Internationalen Zentrums für Hungarologie (Budapest)

## LITERATURWISSENSCHAFT

ISTVÁN M. FEHÉR (BERLIN/BUDAPEST)

*Hermeneutik und Philologie:*

„Verständnis der Sachen“, „Verständnis des Textes“ ..... 11

IRENE RÜBBERDT (BERLIN)

*Die Seitensprünge des Textes.*

*Über Multi- und Intermedialität von Gedichten* ..... 26

MARKUS EBERHARTER (WARSCHAU)

*Zur mitteleuropäischen Avantgarde der zwanziger Jahre.*

*Möglichkeiten einer synthetischen Betrachtung*

*der programmatischen Tendenzen der ungarischen,*

*tschechischen und polnischen Avantgarde* ..... 44

ISABELLA KESSELHEIM (BUDAPEST)

*Alexander Bródy und Max Reinhardt:*

*Orte ihrer Begegnungen* ..... 64

GÁBOR KEREKES (BUDAPEST)

*Vom farblosen Herrscher zum weisen Landesvater.*

*Gyula Krúdy über Kaiser Franz Josef I.* ..... 71

ROZÁLIA BÓDY-MÁRKUS (BUDAPEST)

*"Die Geschichte von Siebenbürgen in*

*Abend Unterhaltungen vors Volk"*

*Eine Hermannstädter „Volksschrift“ und ihre Nachfolger* ..... 87

FERENC SZÁSZ (BUDAPEST)

*Goethe in der "Geschichte der europäischen Literatur"*

*von Mihály Babits* ..... 121

GÉZA HORVÁTH (BUDAPEST/SZEGED)

*Goethe und Hesse. Goethes Einfluß auf Hesse*

*im Spiegel der Entwicklungsgedanken beider Dichter* ..... 131

## SPRACH- UND ÜBERSETZUNGSWISSENSCHAFT

REGINA HESSKY (BUDAPEST)

*Am Rande des Wörterbuchschreibens:*

*Falsche Freunde des Deutschen und Ungarischen* ..... 143

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI (BUDAPEST)

*Wortbildungspotenzen im Vergleich.*

*Zur kontrastiven Analyse ungarisch-deutscher*

*Nominalkomposita* ..... 153

BRITTA MOLNÁR (BERLIN/BUDAPEST)

*Das Urteil im Strafverfahren.*

*Ein Textsortenvergleich anhand des*

*Sprachenpaares Ungarisch-Deutsch* ..... 165

## TARTALMI KIVONATOK

FEHÉR M. ISTVÁN (BERLIN/BUDAPEST)

*Hermeneutika és filológia:*

*A dolgot kell-e megérteni avagy a szöveget?* ..... 209

IRENE RÜBBERDT (BERLIN)

*A szöveg „félrelépései”.*

*A versek multi- és intermedialitásáról* ..... 210

MARKUS EBERHARTER (VARSÓ)

*A húszas évek közép-európai avantgardjáról.*

*A magyar, cseh és lengyel avantgard programjai*

*szintetikus szemléletének lehetőségei* ..... 211

ISABELLA KESSELHEIM (BUDAPEST)

*Bródy Sándor és Max Reinhardt: helyek, találkozások* ..... 212

KEREKES GÁBOR (BUDAPEST)

*I. Ferenc József Krúdy műveiben* ..... 213

BÓDYNÉ MÁRKUS ROZÁLIA (BUDAPEST)

*„Die Geschichte von Siebenbürgen in*

*Abend Unterhaltungen vors Volk”.*

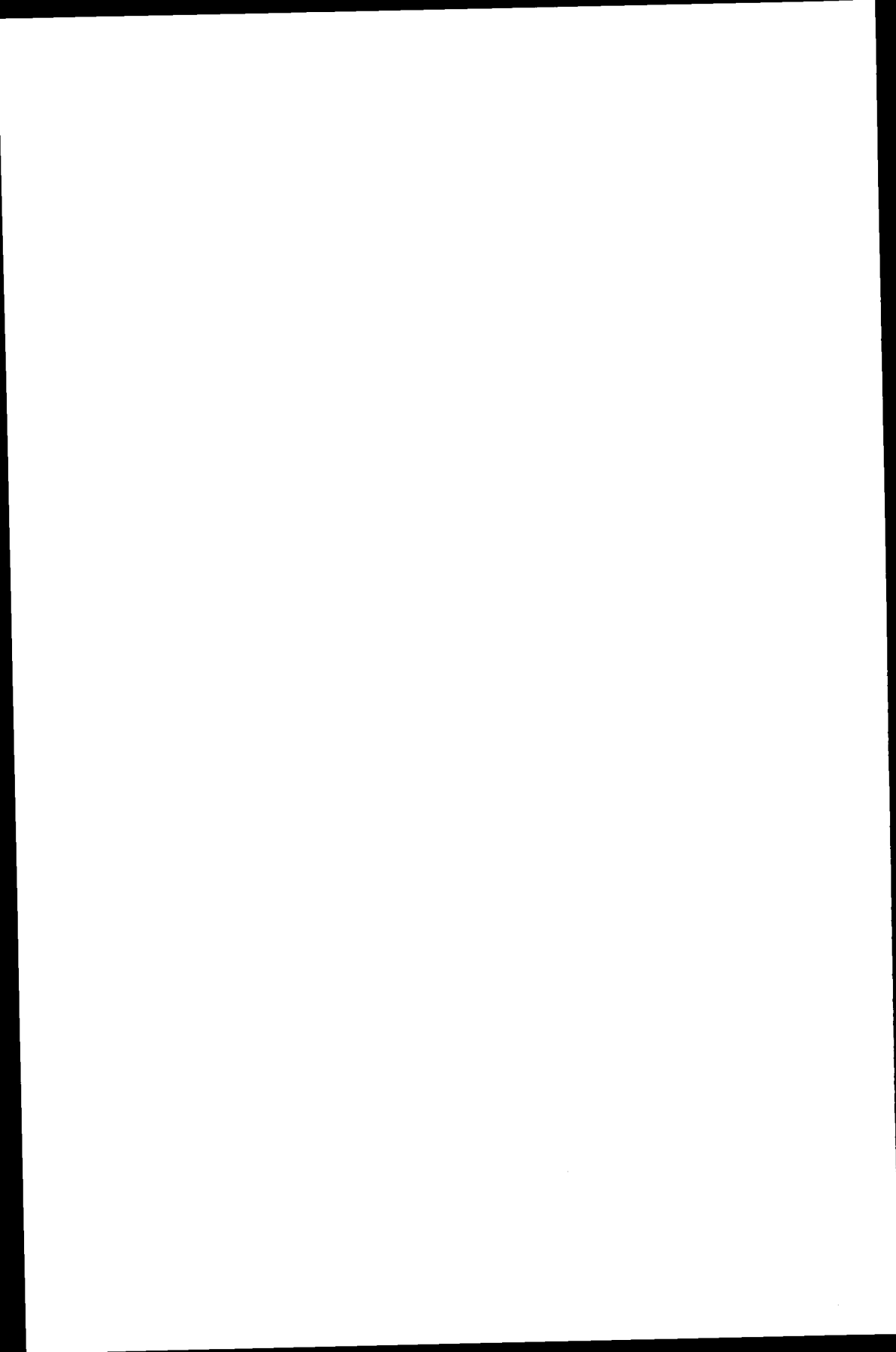
*Egy nagyszabású népszerű történelmi munka és utódjai* ..... 214



SZÁSZ FERENC (BUDAPEST)	
<i>Goethe Babits Mihály "Az európai irodalom története"</i>	
<i>című művében</i> .....	215
HORVÁTH GÉZA (BUDAPEST/SZEGED)	
<i>Goethe és Hesse. Goethe hatása Hessére,</i>	
<i>a két író fejlődéselméjének tükrében</i> .....	216
HESSKY REGINA (BUDAPEST)	
<i>Széljegyzetek egy készülő német-magyar kéziszótárhoz</i> .....	217
ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI (BUDAPEST)	
<i>Szóképzési lehetőségek német-magyar összehasonlítása</i> .....	218
BRITTA MOLNÁR (BERLIN/BUDAPEST)	
<i>Ítélet a büntetőperben. Szövegfajták összehasonlítása</i> .....	219



LITERATURWISSENSCHAFT



## Hermeneutik und Philologie: „Verständnis der Sachen“, „Verständnis des Textes“<sup>1</sup>

Im Zuge der denkerischen Bemühungen Hans-Georg Gadamer's um eine philosophische Hermeneutik und in deren Rahmen um ein neues Verständnis der Geisteswissenschaften ist die Philologie und ihr Verhältnis zur Philosophie und den Geisteswissenschaften oft Thema seiner hermeneutischen Reflexion gewesen. Neben zahlreichen Hinweisen im Hauptwerk wurde in diesem am ausführlichsten das gewandelte Selbstverständnis der Philologie in der Neuzeit vor allem in ihrem Verhältnis zur Historie erörtert. Aufgrund der Überlegung, daß all ihrer Selbstvergessenheit zum Trotz „beide eine Applikationsleistung vollbringen“ und sich so im wirkungsgeschichtlichen Bewußtsein „als ihrer wahren Grundlage“ zusammenfinden,<sup>2</sup> hat Gadamer die innere Einheit beider Disziplinen, Philologie und Historie, auf eine neue Weise zur Geltung gebracht, die unter die Formel gestellt wurde: „Das historische Verstehen erweist sich als eine Art Philologie im Großen“.<sup>3</sup> Diese Darstellung hat Debatten und Widerstand in Historikerkreisen ausgelöst, und so sah sich Gadamer veranlaßt, seine Position später etwas zu revidieren bzw. abzumildern: Historie sei doch „nicht nur Philologie im Großen“, heißt es in dem 1985 entstandenen Rückblick, der unter dem Titel „Versuch einer Selbstkritik“ als Einführung zum Band 2 der *Gesammelten Werke* veröffentlicht wurde, da „das Ganze der Überlieferung, die den historischen Gegenstand darstellen mag, [...] nicht in demselben Sinne Text [ist], in dem das einzelne Textgebilde dem Philologen ein solcher ist“.<sup>4</sup>

Aber nicht nur über das Verhältnis zwischen Philologie und Historie, sondern auch und gerade über das zwischen Philologie und Philosophie bzw. Hermeneutik gibt es bei Gadamer durchaus wichtige Überlegungen. Im ersten Teil des vorliegenden Beitrags wird versucht, diesem Verhältnis im Denken Gadamer's rekonstruierend nachzugehen. Darauf folgt im zweiten Teil im Zusammenhang mit der Diskussion einer laufenden Debatte in Ungarn sozusagen eine Fallstudie, wo Gadamer'sche Gedanken in zweifacher Weise anwesend

---

<sup>1</sup> Überarbeitete und leicht erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten auf dem Symposium „Hermeneutik als Philosophie?“ (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 2-4. Juli 1999). *Bibliographischer Hinweis:* Die Bände der *Gesammelten Werke* Gadamer's werden beim ersten Mal mit vollständigen Angaben und fortan unter der Sigle GW mit Angabe der Band- und Seitenzahl zitiert.

<sup>2</sup> H.-G. Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Gadamer: *Gesammelte Werke*, Bd. 1, Mohr, Tübingen 1990, S. 346.

<sup>3</sup> GW 1, S. 345.

<sup>4</sup> Gadamer: *Hermeneutik II: Wahrheit und Methode. Ergänzungen – Register. Gesammelte Werke*, Bd. 2, Mohr, Tübingen 1986, S. 20.

sind: als dasjenige, womit der nämliche Fall reflektiert wird, und zugleich als dasjenige, das von ihm betroffen, mithin Gegenstand dieser Reflexion ist.

## I.

1. Das Verhältnis von Philologie und Philosophie hat Gadamer eigens in einem im Jahre 1982, 50 Jahre nach dem Tode von Wilamowitz-Moellendorff, gehaltenen Vortrag zum Thema seiner Reflexion gemacht. Er hat hier „den inneren Zusammenhang zwischen den Worten »Philologie« und »Philosophie«“ betont<sup>5</sup> und mehrfach herausgestellt. Da Philologie bekanntlich bei dem Wort beginne, hat Gadamer bei einer kurzen Erläuterung der betreffenden Wortbedeutungen angesetzt und sie folgendermaßen erörtert: Philologie sei „die Liebe zu den logoi“, und Philosophie meine „die Liebe zum »sophon«“.<sup>6</sup> Daß die Erörterung des Verhältnisses von Philologie und Philosophie sich wiederum einer der beiden, der Philologie, bedienen und sie in Anspruch nehmen mußte, weist darauf hin, daß es keine höhere Instanz gibt, die ihnen übergeordnet wäre und auf die man bei der Aufgabe, sie in ihrem Verhältnis zueinander zu bestimmen, rekurrieren könnte. Die innere Zusammengehörigkeit von Philologie und Philosophie zeigt sich nun auf der anderen Seite darin, daß noch vor dieser Wortbestimmung, die sich zunächst als bloß philologisch verstanden wissen wollte, Gadamer über die Begriffe Philologie und Philosophie antizipierend gesagt hat: „Wer etwas von griechischer Sprache und Überlieferung weiß, der *hört* sofort, wie nahe beide Begriffe einander sind oder besser: wie sie ineinanderfließen und nach beiden Seiten überfließen.“<sup>7</sup> – Wer nun etwas von der hermeneutischen Philosophie oder der philosophischen Hermeneutik weiß, erkennt sofort an, daß „Hören“ für die Hermeneutik innigst mit Verstehen bzw. Interpretation verbunden ist, weswegen die geltend gemachte gegenseitige Nähe von Philologie und Philosophie, ihre innigste Zusammengehörigkeit, sich nicht zuletzt auch darin zeigt, daß in dieser sich zunächst als philologisch verstehenden Erörterung schon Hermeneutik, d.h. Philosophie, am Werke ist. Nicht nur gibt es keine höhere Instanz, die ihnen übergeordnet wäre und auf die man bei der Bestimmung ihres Verhältnisses rekurrieren könnte: Philologie und Philosophie gehören auch derart innigst zusammen, daß man bei der Bestimmung ihres Verhältnisses nicht nur die eine von beiden, sondern vielmehr beide beanspruchen muß, um der Aufgabe gerecht zu werden.

---

<sup>5</sup> Gadamer: Philosophie und Philologie. Über von Wilamowitz-Moellendorff, in: *Griechische Philosophie II, Gesammelte Werke*, Bd. 6, Mohr, Tübingen 1985, S. 271-277, hier S. 277.

<sup>6</sup> GW 6, S. 272.

<sup>7</sup> GW 6, S. 272.

Besinnen wir uns einen Augenblick auf Gadammers Gesamtwerk, so leuchtet sofort ein, wie eng darin Philologie und Philosophie miteinander verknüpft sind. Was Gadamer einer langen und ehrenvollen Tradition entsprechend Begriffsgeschichte nennt und treibt, ist eben dieses Ineinander von Philologie und Philosophie bzw. Philologie und Hermeneutik. Wird manchmal die Meinung geäußert, im Titel des Hauptwerks habe das „und“ weniger die Bedeutung der Verknüpfung als vielmehr die der Gegenüberstellung, so daß hier Wahrheit gegen Methode ausgespielt werde,<sup>8</sup> so kann man nicht zu Unrecht darauf hinweisen, daß Methode von Gadamer erst im neuzeitlichen Sinne abgelehnt wird<sup>9</sup> und daß das Werk in einem ganz bestimmten Sinne doch eine Methode hat: nämlich die Methode der Begriffsgeschichte. Das besagt, daß die Gadamer eigenen Begriffe nicht etwa durch Definitionen, sondern immer wieder, und d.h. ganz methodisch, durch begriffsgeschichtliche Rekonstruktionen und Untersuchungen eingeführt und weiter in dem dergestalt rekonstruierten Sinne in Anspruch genommen werden. Es sind die begriffsgeschichtlichen Rekonstruktionen, die Gadammers eigenen Begriffen ihre spezifische Bedeutung verleihen, und das ist die Aufgabe, die ihnen zugemutet wird. Der Rückgriff auf Begriffsgeschichte nimmt sich auf den ersten Blick als reine Philologie aus, und es steckt in ihr zweifelsohne ein gutes Stück davon; doch geht es immer um interpretierte Geschichte, die vom Horizont der Gegenwart und aus bestimmten Motiven vollzogen wird. Ein Begriff hat keine endgültige Geschichte, die feststünde und die es „objektiv“, sozusagen von oben her, zu rekonstruieren gälte. Der Methode, Begriffsbedeutungen durch begriffsgeschichtliche Analysen einzuführen, liegt eine ganz bestimmte Überzeugung oder genauer eine bestimmte philosophische Position zugrunde, gemäß der philosophische Begriffe „ihre Sinnbestimmtheit nicht durch eine willkürliche Bezeichnungswahl“ erhalten, „sondern aus der geschichtlichen Herkunft“, und „daß es zum legitimen kritischen Philosophieren gehört, über die eigenen Begriffe zugleich geschichtliche Rechenschaft zu geben“.<sup>10</sup> Die rechtverstandene Begriffsgeschichte ist nicht eine „Methode der Geschichtsschreibung oder eine bloße geschichtliche Einleitung zu systematischer Fragestellung [...], sondern ein integrierendes Moment der philosophischen Gedankenbewegung selber, ein Weg, die eigene Begrifflichkeit auszuweisen“.<sup>11</sup> In diesem Sinne wurde schon die Aufgabenstellung des

---

<sup>8</sup> Siehe z.B. Ernst Tugendhats Rezension *The Fusion of Horizons*, wiederabgedruckt in Ders.: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt/Main 1992, S. 428.

<sup>9</sup> S. hierzu z.B. GW 1, S. 13, 29, 463, 467f.; GW 2, S. 37f., 186f.

<sup>10</sup> Gadamer: *Die Begriffsgeschichte und die Sprache der Philosophie*, in: *Neuere Philosophie II, Gesammelte Werke*, Bd. 4, Tübingen, Mohr, 1987, S. 78-94, hier S. 79, 91.

<sup>11</sup> GW 1, S. 5 (Herf. I.M.F.). Vgl. GW 2, S. 113: „[...] aller philosophischen Arbeit des Begriffs [liegt] eine hermeneutische Dimension zugrunde, die man heutzutage mit dem etwas ungenauen Wort »Begriffsgeschichte« bezeichnet. Sie ist nicht eine sekundäre Bemühung und meint nicht, daß man statt von den Sachen zu reden, von den Verstän-

Hauptwerks im Ausgang wie folgt formuliert: „Die Begrifflichkeit, in der sich das Philosophieren entfaltet, hat uns immer schon [...] in derselben Weise eingenommen, in der uns die Sprache, in der wir leben, bestimmt. So gehört es zur Gewissenhaftigkeit des Denkens, sich dieser Voreingenommenheiten bewußt zu werden. Es ist ein neues, kritisches Bewußtsein, das seither alles verantwortliche Philosophieren zu begleiten hat und das die Sprach- und Denkgewohnheiten [...] vor das Forum der geschichtlichen Tradition stellt [...]. – Die nachfolgenden Untersuchungen bemühen sich, dieser Forderung dadurch nachzukommen, daß sie *begriffsgeschichtliche* Fragestellungen mit der *sachlichen Exposition ihres Themas* aufs engste verknüpfen.“<sup>12</sup>

Das Ineinander von Philologie und Philosophie, ihr gegenseitiges Aneinander-Angewiesensein ist dementsprechend gleichsam das „Element“, oder der „Äther“, in dem sich Gadamers Werk bewegt.<sup>13</sup> Es stellt weitgehend die Praxis dieses Philosophierens, seinen Weg oder eben seine Methode, dar und liegt somit auch den gelegentlichen Reflexionen zugrunde. Deswegen gilt es, diese Praxis zu berücksichtigen, ehe man auf die betreffenden Reflexionen kommt. Denn auch hier gilt: „die Praxis war das erste“.<sup>14</sup> Gadamer hat ja neben der Philosophie klassische Philologie studiert und konnte so im Rückblick sagen: „In Wahrheit war ich inzwischen ein Stück klassischer Philologe geworden.“<sup>15</sup> Seine Protreptikosarbeit 1927 und die darin enthaltene Auseinandersetzung mit Werner Jaeger hatten „das

---

digungsmitteln spräche, die wir dabei gebrauchen, sondern *sie bildet das kritische Element im Gebrauch unserer Begriffe selbst.*“ (Herf. I.M.F.)

<sup>12</sup> Etwa so wie für Hegel „das reine Selbsterkennen im absoluten Anderssein“ der „Äther“ oder „der Grund und Boden der Wissenschaft“ ist. Wenn Hegel so fortfährt: „Der Anfang der Philosophie macht die Voraussetzung oder Forderung, daß das Bewußtsein sich in diesem Elemente befinde“, so muß man ähnlicherweise, um Gadamer richtig nachzuvollziehen, sich immer schon im Elemente der Begriffsgeschichte befinden. (G.W.F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes. Werke in zwanzig Bänden.* Theorie Werkausgabe. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, Bd. 3, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1970, S. 29.)

<sup>13</sup> Etwa so wie für Hegel „das reine Selbsterkennen im absoluten Anderssein“ der „Äther“ oder „der Grund und Boden der Wissenschaft“ ist. Wenn Hegel so fortfährt: „Der Anfang der Philosophie macht die Voraussetzung oder Forderung, daß das Bewußtsein sich in diesem Elemente befinde“, so muß man ähnlicherweise, um Gadamer richtig nachzuvollziehen, sich immer schon im Elemente der Begriffsgeschichte befinden. (G.W.F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes. Werke in zwanzig Bänden.* Theorie Werkausgabe. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel, Bd. 3, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1970, S. 29.)

<sup>14</sup> <sup>13</sup> Gadamer, GW 2, S. 492; s. noch ebenda, 493f.: „Was ich lehrte, war vor allem hermeneutische Praxis. Hermeneutik ist vor allem eine Praxis, die Kunst des Verstehens und des Verständlichmachens.“ Wenn Gadamer anschließend sagt, „Was es dabei vor allem zu üben gilt, ist das Ohr, die Sensibilität für die in Begriffen liegenden Vorbestimmtheiten, Vorgreiflichkeiten, Vorprägungen“, so bestätigt dies das, was wir oben über das Hören als eine ausgezeichnet hermeneutische Angelegenheit gesagt haben.

<sup>15</sup> GW 2, S. 488.



unmittelbare Ergebnis“, heißt es in diesem Zusammenhang in der kürzlich erschienenen biographischen Darstellung Jean Grondins, „Gadamer als soliden Klassischen Philologen auszuweisen“.<sup>16</sup>

Die innige Zusammengehörigkeit oder Verknüpftheit von Philologie und Philosophie wird am Ende des Wilamowitz-Aufsatzes besonders schön und eindrucksvoll herausgestellt. Es heißt: „Wir wissen alle, daß es auf das »sophon« ankommt, auf das, was eigentlich zu wissen not wäre, und wir wissen zugleich, daß wir Erben sind – wir alle und von jeher – und daß wir damit auf die Logoi verwiesen sind [...]“.<sup>17</sup>

2. Neben ihrer innigen Zusammengehörigkeit gibt es gewiß Unterschiede zwischen Philologie und Philosophie, die nicht unwesentlich oder nebensächlich sind und die gelegentlich auch zu Spannungen führen mögen. Gadamer stellt in der Tat eine Reihe solcher Unterschiede heraus. Schleiermachers berühmt gewordene und seither immer wiederholte Formel, „es gelte, einen Schriftsteller besser zu verstehen, als er sich selber verstanden habe“, konnte Gadamer in dieser Form nicht akzeptieren, da in ihr Verstehen als „Reproduktion einer ursprünglichen Produktion“ gedacht worden sei,<sup>18</sup> wo doch die „Aufgabe der Hermeneutik“ angesichts des Gegensatzes zwischen „Rekonstruktion“ und „Integration“ für Gadamer in der „Integration“ besteht.<sup>19</sup> Die im Anschluß an Hegel gewonnene Haupteinsicht, der zufolge „das Wesen des geschichtlichen Geistes nicht in der Restitution des Vergangenen, sondern in der *denkenden Vermittlung mit dem gegenwärtigen Leben* besteht“,<sup>20</sup> führte ihn zu seiner eigenen These, „Verstehen ist in Wahrheit kein Besserverstehen“. Es handelt sich vielmehr darum, „daß man *anders* versteht, *wenn man überhaupt versteht*“.<sup>21</sup>

Schleiermachers Formel des Verstehens als Besserverstehen läßt Gadamer gleichwohl „als ein Grundsatz aller Philologie gelten“.<sup>22</sup> Das bessere Verständnis meint hier jedoch nicht das „*Verständnis der Sachen*, von denen im Text die Rede ist, sondern lediglich das *Verständnis des Textes*, d.h. dessen, was der Verfasser gemeint und zum Ausdruck gebracht hat“, sowie etwa die grammatischen Regeln und die Kompositionsform. Letztere hat wohl „sein Verfasser beachtet, [...] ohne sie zu bemerken, weil er in dieser Sprache [...] lebte“.<sup>23</sup> Sofern für die Hermeneutik „nicht die Individualität und ihre Meinung, sondern die sachliche Wahrheit gemeint ist“,<sup>24</sup> sofern für sie dementsprechend „Verstehen primär heißt, sich in der Sache verstehen,

<sup>16</sup> J. Grondin, *Hans-Georg Gadamer. Eine Biographie*, Tübingen: Mohr, 1999, S. 146.

<sup>17</sup> GW 6, S. 277.

<sup>18</sup> GW 1, S. 195f., 301.

<sup>19</sup> Vgl. GW 1, S. 169ff.

<sup>20</sup> GW 1, S. 174; Herv. im Original.

<sup>21</sup> GW 1, S. 302. Vgl. noch ebenda, S. 314.

<sup>22</sup> GW 1, S. 196.

<sup>23</sup> GW 1, S. 196.

<sup>24</sup> GW 1, S. 302.

und erst sekundär, die Meinung des anderen als solche abheben und verstehen“<sup>25</sup> – sofern also die Hermeneutik mit Verstehen der Sache zu tun hat, zeigt dieses einseitig historisch-psychologisch ausgerichtete philologische Verfahren, dem es beim „*Verständnis des Textes*“ hauptsächlich um diesen selbst und nicht durch ihn hindurch um das „*Verständnis der Sachen*“ geht, eine wesentliche Vernachlässigung des hermeneutisch-philosophischen Interesses. Dieser Punkt wird etwas später mit Nachdruck nochmals geltend gemacht: „Wer als Philologe oder Historiker einen Text zu verstehen sucht, bezieht dessen Rede jedenfalls nicht auf sich selber. Er sucht die Meinung des Autors zu verstehen. Er interessiert sich, solange er nur verstehen will, nicht für die sachliche Wahrheit des Gemeinten als solche, auch dann nicht, wenn der Text selbst Wahrheit zu lehren beansprucht. Darin stimmen der Philologe und der Historiker überein.“<sup>26</sup>

Dieses Mißverhältnis oder diese Spannung zwischen Philosophie und Philologie ist darin begründet oder vorgezeichnet, daß zwar beide auf den Text gerichtet sind, jedoch nicht in derselben Weise. Dieser Sachverhalt tritt im Wilamowitz-Aufsatz prägnanter hervor. „»Text« bedeutet für den Philosophen nicht das gleiche wie für den Philologen“, heißt es da ausdrücklich.<sup>27</sup> Zwar beschäftigen die philosophischen Texte, es ist aber in einem ganz bestimmten Sinne äußerst fraglich, ob es in der Philosophie Texte in dem Sinne gibt, wie es literarische Texte gibt. Ist Philologie als Liebe zu den Logoi zugleich „Treue zum Text“, so läßt sich sagen: „Der Wortlaut des Textes, die Herstellung des Textes ist für den Philologen mit seiner Interpretation nicht nur verbunden, sondern bleibt in gewissem Sinne im Zielbereich seines Verstehens. Dagegen *hat für den Philosophen der Wortlaut des Textes kein primäres Interesse*; für ihn steht allzu sehr fest, daß Worte und Sätze nach etwas hinlangen und von dem Bereiche dessen entfernt bleiben, dem »die Anstrengung des Begriffs« gilt“.<sup>28</sup>

Dieser Sachverhalt hängt nun im wesentlichen mit der Sprache zusammen. Es gibt in der Tat einen Wesensunterschied zwischen der Sprache der Kunst oder der Literatur und der Sprache der Philosophie. „Die Sprache der Philosophie überholt sich beständig selbst“.<sup>29</sup> Die „beständige Selbstüberholung aller ihrer Begriffe“<sup>30</sup> ist dem Philosophieren jedoch nicht nur nicht zufällig, sondern macht sogar ihr Wesen aus. „Deshalb gibt es eigentlich keine Texte der Philosophie in dem Sinne, in dem wir von literarischen Texten sprechen“; „die Philosophen haben keine Texte, weil sie wie Pene-

---

<sup>25</sup> GW 1, S. 299.

<sup>26</sup> GW 1, S. 340.

<sup>27</sup> GW 6, S. 276. Vgl. auch Hermeneutik auf der Spur (1994), in: *Hermeneutik im Rückblick, Gesammelte Werke*, Bd. 10, Tübingen: Mohr, 1995, S. 148-174; hier S. 173.

<sup>28</sup> GW 6, S. 277. (Herf. I.M.F.)

<sup>29</sup> Gadamer: *Philosophie und Literatur*, in: *Ästhetik und Poetik I. Kunst als Aussage, Gesammelte Werke*, Bd. 8, Mohr, Tübingen 1993, S. 240-257; hier S. 256. Vgl. Schreiben und Reden, GW 10, S. 354-355; hier S. 355.

<sup>30</sup> Zur Phänomenologie von Ritual und Sprache (1992), GW 8, S. 400-440; Zitat S. 430.

lope ihr Gewebe immer wieder auftrennen, um sich für die Heimkehr ins Wahre aufs neue zu rüsten“.<sup>31</sup> Philosophie ist wie ein Gespräch, die „eine ständige Selbstüberholung durch die Antwort des Anderen ist“,<sup>32</sup> und „Denken ist dieses ständige Gespräch der Seele mit sich selbst“.<sup>33</sup> Philosophische Texte sind „nur Zwischenreden in dem unendlichen Gespräch des Denkens“,<sup>34</sup> „Interventionen in einem ins Unendliche weitergehenden Dialog“<sup>35</sup>

Das Ausgerichtetsein auf den Text als Text bzw. auf den Text als Vermittler der Sache und ihrer Wahrheit, die ausschließlich durch die Anstrengung des Begriffs zu erreichen ist und der dennoch kein Text oder keine Sprache angemessen ist: so könnten wir aufgrund des Bisherigen das die Philologie und die Philosophie Auszeichnende – das ihnen Gemeinsame und das sie zugleich Trennende – zusammenfassen.

Daß Philosophie keine ihr eigenen Texte und auch keine ihr angemessene oder gemäße Sprache hat, macht nun verständlich, warum sie als Gespräch (gegenüber der sprachlichen Abgeschlossenheit eines dichterischen Kunstwerkes) immer fortgesetzt wird und sich nie abschließen läßt.<sup>36</sup> Es begründet zugleich die Sprachnot des Philosophen – und damit auch die Gadammers – und macht sie einsichtig. Das Sichbeschränken des Philologen auf den „Wortlaut des Textes“ unter damit einhergehendem Verzicht auf die „Anstrengung des Begriffs“ auf der einen Seite und das umgekehrte Bestehen des Philosophen auf der Sache selbst, die im Text zur Sprache kommt, unter damit einhergehender Vernachlässigung des Textes als Text, d.h. des Textes als eines eigenständigen, in sich abgeschlossenen Wortlauts auf der anderen – dieser Sachverhalt ergibt nun eine Spannung, die oft auch die Form eines Konflikts annehmen kann. Philologen haben Philosophen vorgeworfen, sie hätten wegen ihrer Vernachlässigung des Wortlauts, und d.h. des Textes, philologische Ungenauigkeiten begangen, hierdurch gewaltsame Interpretationen herausgearbeitet und damit auch den Boden der

---

<sup>31</sup> GW 8, S. 430. Vgl. *Philosophie und Literatur*, GW 8, S. 237: „Die gemeinsame Voraussetzung allen Philosophierens ist, daß die Philosophie als solche keine Sprache hat, die ihrem eigenen Auftrag angemessen ist. Die Form des Satzes, die logische Struktur der Prädikation [...] ist zwar unvermeidbar [...]. Aber sie macht die irreführende Voraussetzung, als wäre der Gegenstand der Philosophie gegeben und bekannt wie die beobachtbaren Dinge und Vorgänge in der Welt. Die Philosophie bewegt sich jedoch ausschließlich im Medium des Begriffs [...]“.

<sup>32</sup> Zur Phänomenologie von Ritual und Sprache, GW 8, S. 430.

<sup>33</sup> *Philosophie und Literatur*, GW 8, S. 257.

<sup>34</sup> *Hermeneutik auf der Spur*, GW 10, S. 173.

<sup>35</sup> *Philosophie und Literatur*, GW 8, S. 256.

<sup>36</sup> Das Thema der Sprachlichkeit in der Philosophie und in der Literatur, wie es sich in der Hermeneutik Gadammers darstellt, habe ich detaillierter zu diskutieren versucht in István M. Fehér: *Kunst, Ästhetik und Literatur in der philosophischen Hermeneutik Hans-Georg Gadammers*, in: *Epoche – Text – Modalität. Diskurs der Moderne in der ungarischen Literaturwissenschaft*, hrsg. E. Kulcsár-Szabó und M. Szegedy-Maszák. Tübingen: Niemeyer, 1999.

Wissenschaftlichkeit verlassen; und Philosophen haben Philologen vorgehalten, sie seien bei einem verkürzten oder sonstwie reduzierten, allzu engen, d.h. positivistischen Selbstverständnis ihrer Disziplin für die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten ihrer Texte, für die immer schon bestehenden Sinnalternativen derselben, sowie die sogenannten größeren Zusammenhänge und damit für die Sache selbst nicht empfänglich oder einfach blind geblieben.<sup>37</sup>

Diese Spannung trat vor allem in der Nachfolge Hegels hervor. Hegel war sich indessen dieses möglichen Einwands völlig bewußt. Philosophie ist ja die allgemeine Wissenschaft und muß sich dementsprechend immer wieder gegen den Einwand verteidigen, sie lasse das Besondere zur Seite. Deswegen heißt es gleich am Anfang der Vorrede zur Phänomenologie: „Auch weil die Philosophie wesentlich im Elemente der Allgemeinheit ist [...], findet bei ihr mehr als bei anderen Wissenschaften der Schein statt, als ob in dem Zwecke oder den letzten Resultaten die Sache selbst und sogar in ihrem vollkommenen Wesen ausgedrückt wäre, gegen welches die Ausfüh-

---

<sup>37</sup> Die Interpretationsblindheit des Philologen, d.h. die Annahme, im Text bzw. in dessen Wortlaut etwas Handfestes, eindeutig Festgelegtes, nicht mehr Interpretationsbedürftiges oder nicht einmal Interpretationsfähiges zu besitzen, ist das geisteswissenschaftliche Komplementum des Naturwissenschaftlers, der davon ausgeht, im Gegebenen, in meßbaren Erfahrungstatsachen der Natur die Wirklichkeit mit Händen zu greifen. In der Tat gibt es Parallelen zwischen der positivistischen Einstellung des Naturwissenschaftlers und der des Philologen in der Wissenschaftsgeschichte und –entwicklung dieser Disziplinen in der Neuzeit. Auf diese Parallele hat auch Gadamer hingewiesen. Er hob nämlich hervor, „daß zwischen der Philologie und der Naturwissenschaft in ihrer früher Selbstbesinnung eine enge Entsprechung besteht, die einen doppelten Sinn hat. Einmal soll die »Natürlichkeit« des naturwissenschaftlichen Verfahrens auch für die biblische Überlieferung gelten – und dem dient die historische Methode. Aber auch umgekehrt weist die Natürlichkeit der in der biblischen Exegese geübten philologischen Kunst [...] der Naturerkenntnis die Aufgabe zu, das »Buch der Natur« zu entziffern. Insofern ist das Modell der *Philologie* für die naturwissenschaftliche Methode leitend“ (GW 1, S. 185). – Diese Charakterisierung geht möglicherweise auf Heidegger zurück. Die Mitte des 19. Jahrhunderts ausgegebene Losung des neuen wissenschaftlichen Geistes lautete – führte z.B. Heidegger in seiner Vorlesung 1925 aus –: wir wollen „Erfahrungstatsachen, nicht Spekulation und leere Begriffe“. Die Wissenschaften konzentrieren sich auf die Erfahrungssphären und aus der traditionellen Philosophie bleibt nur ein „öder und grober Materialismus“, die sogenannte „wissenschaftliche Weltanschauung“ erhalten. Auch die Geschichtswissenschaften verzichten auf philosophische Besinnung, und widmen im Geiste Goethes und Lessings den Tatsachen ihre Aufmerksamkeit: im imposanten Tempo entfalten sich die Quellenforschung und die philologische Kritik. Hinter diesem Zeitgeist, den man im breiten Sinne Positivismus zu nennen pflegte, steht eine bestimmte Deutung der Wirklichkeit: als diese kommen nur Tatsachen „als zähl-, wäg- und meßbare, das im Experiment Bestimmbare“ in Betracht – „bzw. in der Geschichte die in den Quellen zunächst zugänglichen Vorgänge und Geschehnisse“ (Heidegger: *Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs, Gesamtausgabe*, Bd. 20, hrsg. S. Jaeger. Frankfurt/Main: Klostermann, 1979, S. 13ff.).

nung eigentlich das Unwesentliche sei.“<sup>38</sup> Diese Auffassung sei aber, so Hegel, völlig irreführend und falsch. „Denn die Sache ist nicht in ihrem Zwecke erschöpft, sondern in ihrer Ausführung, noch ist das Resultat das wirkliche Ganze, sondern es zusammen mit seinem Werden; der Zweck für sich ist das unlebendige Allgemeine, wie die Tendenz das bloße Treiben, das seiner Wirklichkeit noch entbehrt, und das nackte Resultat ist der Leichnam, der die Tendenz hinter sich gelassen.“<sup>39</sup> Daß es hier um Prinzipielles, um den innersten Kern der Dialektik Hegels geht, ist jedem Hegelkenner offensichtlich. Dennoch hat es nicht lange gedauert, bis man gegen Hegels sogenannte aprioristische Konstruktionen Einspruch erhoben und sich gegen sie aufgelehnt hat. Die Alternative stellte eben die Philologie dar. „Der Widerstand gegen die Philosophie der Weltgeschichte trieb“, wie eben Gadamer darauf hingewiesen hat, die historische Schule „in das Fahrwasser der Philologie.“<sup>40</sup> „Indessen ist auch die Leugnung eines [...] apriorischen [...] Maßstabs“, so Gadamer weiter, „die am Anfang der historischen Forschung des 19. Jahrhunderts steht, nicht so frei von metaphysischen Voraussetzungen, wie sie sich glaubt und wie sie behauptet, wenn sie sich als wissenschaftliche Forschung versteht.“<sup>41</sup>

## II.

Das soeben geschilderte spannungsvolle Verhältnis von Philologie und Philosophie ist nun Thema einer laufenden Debatte in Ungarn, die 1998 Jahr aufgeflammt und bis heute nicht abgeschlossen worden ist. Zur Diskussion steht das Verhältnis von Philologie und Philosophie bzw. Philologie und Hermeneutik, wobei nicht nur einschlägige Gedanken Gadamers herangezogen werden: die Hermeneutik Gadamers ist vielmehr auch dadurch betroffen, daß man in *Wahrheit und Methode* eine philologische Ungenauigkeit entdeckt zu haben und daraus gleich durchaus kritische Konsequenzen für die ganze Hermeneutik ziehen zu können meinte.

Ausgangspunkt und Textgrundlage der Diskussion ist Gadamers Hinweis auf den Pietismus und namentlich Rambach in *Wahrheit und Methode*. Das Kapitel, das die Überschrift *Das hermeneutische Problem der Anwendung* trägt, beginnt wie folgt:

In der älteren Tradition der Hermeneutik [...] hatte dieses Problem noch seinen systematischen Ort. Das hermeneutische Problem gliederte sich folgendermaßen: Man unterschied eine *subtilitas intelligendi*, das Verstehen, von einer *subtilitas explicandi*, dem Auslegen, und im Pietismus fügte man dem

<sup>38</sup> Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Werke in zwanzig Bänden. Theorie Werkausgabe, Bd. 3, S. 11.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 13.

<sup>40</sup> GW 1, S. 202.

<sup>41</sup> GW 1, S. 205.

als drittes Glied die *subtilitas applicandi*, das Anwenden, hinzu (z.B. bei J. J. Rambach). Diese drei Momente sollen die Vollzugsweise des Verstehens ausmachen. Alle drei heißen bezeichnenderweise »*subtilitas*«, d.h. sie sind nicht so sehr als Methoden verstanden, über die man verfügt, wie als ein Können, das besondere Feinheit des Geistes verlangt.<sup>42</sup>

Gadamer sagt in der zugehörigen Anmerkung, Rambachs Werk *Institutiones hermeneuticae sacrae* (1723) sei ihm durch die Zusammenfassung von Morus bekannt, und bringt ein Zitat von ihm, in dem wohl von *subtilitas*, nicht aber eigens von *subtilitas applicandi* die Rede ist. Gemeint ist die *applicatio*, die gegen Ende des vierten Buches des genannten Werks Rambachs abgehandelt wird,<sup>43</sup> so läßt sich der Ausdruck *subtilitas applicandi* selbst hier nicht auffinden. Abwesend ist ferner der Ausdruck auch in einem späteren Text von Rambach, der in den von Gadamer und Gottfried Boehm herausgegebenen Band *Philosophische Hermeneutik* aufgenommen wurde. So konnte die Frage entstehen, ob und inwiefern es berechtigt sei, von *subtilitas applicandi* im Zusammenhang mit Rambach oder dem Pietismus zu sprechen. Daraus meinte man in der Debatte, gravierende Konsequenzen ziehen zu können: Da für Gadamers Hermeneutik der Begriff der Anwendung zentral ist und dieser seine geschichtliche Wurzel laut Gadamer im Pietismus hat, so argumentierte man, werde durch die Infragestellung der *subtilitas applicandi* im Pietismus auch die Plausibilität der eigenen Anwendungstheorie Gadamers in Frage gestellt.

Mittlerweile muß man sich indessen auch die Frage stellen und damit die rein philologische Frage in eine hermeneutische umwandeln, worum es hier wirklich geht bzw. was genau zur Frage steht. Geht es um das Auffinden eines Ausdrucks dem Wortlaut nach oder aber um die Anwesenheit bzw. Bestätigung der Sache selbst, sei diese durch jenen Ausdruck oder eine andere sprachliche Formulierung angesprochen? Sollte sich herausstellen, daß der Ausdruck nicht auftaucht: besagt dies auch schon, daß die Wichtigkeit der *applicatio* für Rambach und den Pietismus – denn darum geht es in Wahrheit – widerlegt wird? Daß dem Pietismus der affektive Charakter der Rede im Vordergrund steht, d.h. ihre Eingebettetheit in die jeweilige Situation ihres Ausgesprochenwerdens, und daß somit das richtige Verstehen der Bibel davon abhängt, ob man den zu den bestimmten Stellen zugehörige Affekt zu entdecken und nachzuvollziehen vermag – die Betonung dieses affektiv-applikativen Elementes des Verstehens ist auf jeden Fall eben das den Pietismus Auszeichnende. Darauf weist Gadamer in seiner Einführung zu dem mit Boehm herausgegebenen Sammelband mit Nachdruck hin,<sup>44</sup> es

---

<sup>42</sup> GW 1, .

<sup>43</sup> Siehe Joannes Jacobus Rambachius: *Institutiones hermeneuticae sacrae variis observationibus copiosissimisque exemplis biblicis illustratae*. Ienae: Sumptibus Ioan. Wilh. Hartungii 1752, S. 804-822.

<sup>44</sup> Gadamer: Einführung, in *Seminar: Philosophische Hermeneutik*, hrsg. H.-G. Gadamer und G. Boehm, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1976, S. 7-40, hier S. 21.

war aber früheren Autoren wie Dilthey<sup>45</sup> ebenso bekannt. In Diltheys großem Werk über Schleiermacher findet sich z.B. ein Kapitel mit dem Titel *Die hermeneutische Lehre des Pietismus von den Affekten*,<sup>46</sup> und es ist auch in Joachim Wachs dreibändigem „bekannt[n] Standardwerk“<sup>47</sup> vielmals von Pietismus und Applikation die Rede.<sup>48</sup>

Daß Anwendung für Gadammers Verstehensbegriff und damit für seine ganze Hermeneutik zentral ist, wird man indes mit Sicherheit keineswegs in Frage stellen wollen. Immerhin ist es irreführend, wenn man glaubt, sofern sich die *subtilitas applicandi* bei Rambach *dem Wortlaut nach* nicht auffinden lassen sollte, habe man hierdurch auch schon Gadammers eigenem Konzept der Anwendung die Grundlage entzogen oder auch die Wichtigkeit der *applicatio* im Pietismus in Frage gestellt.

Man kann sich nämlich auch nicht davon dispensieren – und hier kommt wohl Hermeneutisch-Philosophisches ins Spiel –, den genauen Stellenwert der Behauptung Gadammers, den Kontext, in dem sie in den Gedankengang eingefügt wird, näher ins Auge zu fassen. Und das erfordert wiederum Interpretation. Der geschichtliche Rückblick dient nun Gadamer auch hier, wie an manch anderen Stellen, dazu, seine eigene Problematik (auf begriffsgesichtlichem Wege, wie bei ihm üblich und wie bereits diskutiert) einzuführen. Die Knappheit und die mögliche Mangelhaftigkeit dieser Hinweise waren auch ihm selbst bewußt. Im Nachwort zur 3. Auflage von *Wahrheit und Methode* sagte Gadamer über das, was er im Werk im Zusammenhang mit der Geschichte der Hermeneutik geschrieben hatte: „In meinem eigenen Versuch hatte ihre Behandlung im wesentlichen eine *vorbereitende und hintergrundbildende* Aufgabe.“<sup>49</sup> Gewisse Einseitigkeiten, vor allem im Zusammenhang mit der Schleiermacher-Darstellung, werden auch

---

<sup>45</sup> Vgl. ebenda, S. 25.

<sup>46</sup> Vgl. Dilthey: *Gesammelte Schriften*, Bd. XIV, S. 618. Siehe noch ebenda, S. 620: „Einen bemerkenswerten Versuch, mit der Orthodoxie und Gelehrsamkeit der alten Hermeneutik diese pietistische Theorie zu verknüpfen, machte Rambach, dessen System bereits durch geschlossene Ordnung das des Jacob Baumgarten vorbereitete“ (für einen weiteren Hinweis auf Rambach siehe noch ebenda, S. 735).

<sup>47</sup> GW 2, S. 463. Siehe noch GW 1, S. 186.

<sup>48</sup> J. Wachs: *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert*, Bde I-III. Tübingen: Mohr, 1926, 1929, 1933. 2. reprographischer Nachdruck Hildesheim: Olms, 1984. Siehe z.B. Bd. I, S. 15: „Am großartigsten, strengsten und systematischsten stellt Rambach diese Lehre vom Verstehen dar in seinen berühmten *Institutiones hermeneuticae sacrae* (1723), einem außerordentlich interessanten Werk, das in vier große Teile zerfällt“ Siehe noch ebenda, Bd. I, S. 69, 92; Bd. II, S. 75f., 110, 121, 156, 184; bes. im Zusammenhang mit der Anwendung-Aneignung siehe Bd. II S. 19f., 196. In Heideggers kurzer Darstellung der Geschichte der Hermeneutik, mit der er seine berühmte Vorlesung 1923 über die Hermeneutik der Faktizität (wohl die erste, die Gadamer hörte) eingeführt hat, wird Rambachs Werk verhältnismäßig eingehend diskutiert, wobei auch die *applicatio* erwähnt ist. Vgl. Heidegger: *Ontologie (Hermeneutik der Faktizität)*, hrsg. K. Bröcker-Oltmanns, *Gesamtausgabe*, Bd. 63, Frankfurt/Main: Klostermann, 1988, S. 13.

<sup>49</sup> GW 2, S. 462.

zugegeben; wichtig für uns ist aber der Befund, daß es sich hier um Vorbereitung und Hintergrundbildung und nicht um etwa die Entfaltung eines eigenen Konzeptes handelt.

Im Zusammenhang mit dem Gadamer eigenen Begriff der Anwendung muß man auch ein weiteres bedenken. Der geschichtliche Rückgriff als Vorbereitung zum Eigenen ist nicht etwas, dem einfach eine problemlose Entfaltung eines geschichtlich schon Dagewesenen folgt. Es ist nicht einfach so, daß man in der Vergangenheit etwas zu entdecken glaubt, an das man dann schlicht anknüpft, anschließt, d.h. es aktualisierend restituiert. Wie wir gesehen haben, schließt vielmehr Gadamer's Verstehen der Hermeneutik eben jedwede Restitution des Vergangenen aus. Die Integration, die Gadamer da bevorzugt, ist *eo ipso* auch Um- und Neuformulierung (oder, mit einem Gadamer'schen Wort gesagt, eben Anwendung). Um nur ein berühmtes Beispiel anzuführen: Wenn es Gadamer um die Rehabilitierung der Vorurteile und der Autorität geht, so werden diese eben nicht in demselben, pejorativen Sinne rehabilitiert, in dem sie von der Aufklärung verworfen wurden. Im Gegenteil: Wenn die Aufklärung sie, um sie diskreditieren oder diffamieren zu können, in ihrem Begriff vorgängig deformiert oder zumindest verwandelt hatte (Vorurteil sei jetzt „unbegründetes Urteil“, Autorität fordere von uns „blinden Gehorsam“<sup>50</sup>), so muß die Rehabilitierung denselben Weg der Neuformulierung gehen. Ebenso verhält es sich mit der Anwendung. Sie wird für das hermeneutische Phänomen des Verstehens in einem weit breiteren und radikal geänderten Sinne in Anspruch genommen. Ihre Auszeichnung kommt nicht etwa darin zum Ausdruck, daß sie angesichts des Verstehens und des Auslegens nun zu einer besseren Position avanciert, sondern daß sie von Grund auf verwandelt und mit ihnen (gadamerisch gesagt) verschmolzen wird. „Applikation ist keine nachträgliche Anwendung von etwas gegebenem Allgemeinen, das zunächst in sich verstanden würde, auf einen konkreten Fall, sondern ist erst das wirkliche Verständnis des Allgemeinen selbst, das der gegebene Text für uns ist. Das Verstehen erweist sich als eine Weise von Wirkung und weiß sich als eine solche Wirkung.“<sup>51</sup> Und an einer anderen Stelle heißt es noch ausdrücklicher: „Nun haben uns unsere Überlegungen zu der Einsicht geführt, daß im Verstehen immer so etwas wie eine Anwendung des zu verstehenden Textes auf die gegenwärtige Situation des Interpreten stattfindet. Wir werden also gleichsam einen Schritt über die romantische Hermeneutik hinaus benötigt, indem wir nicht nur *Verstehen* und *Auslegen*, sondern dazu auch *Anwenden* als in einem *einheitlichen Vorgang* begriffen denken. Wir kehren damit nicht etwa zum traditionellen Unterschied der drei gesonderten »Subtilitäten« zurück, von denen der Pietismus sprach. Denn wir meinen im Gegenteil, daß Anwendung ein ebenso integrierender Bestandteil des her-

---

<sup>50</sup> GW 1, S. 275, 284.

<sup>51</sup> GW 1, S. 346.



meneutischen Vorgangs ist wie Verstehen und Auslegen.<sup>52</sup> – Hier wird besonders klar, daß nicht zu den drei gesonderten „Subtilitäten“ zurückzukehren beansprucht wird, daß also die Vorhandenheit der *subtilitas applicandi* neben den zwei anderen Subtilitäten an Gadamer's eigenem Verstehen der Anwendung wohl nichts ändert.<sup>53</sup>

Aber wenn es schon um den Wortlaut geht: zwar läßt sich „subtilitas applicandi“ nicht, wohl aber „sapienter applicare“ oder „adplicare“ bei Rambach durchaus finden. Als sich Gadamer an einer früheren Stelle von *Wahrheit und Methode* auf Rambach's Werk im Zusammenhang der applicatio bezog,<sup>54</sup> dürfte er wohl diese Rambach – Passage vor Augen gehabt haben. Auf diese Passage hat zuvor schon Friedrich Lücke, Schüler Schleiermachers und erster Herausgeber seiner Hermeneutik, in einer Anmerkung seiner Edition von Schleiermachers Werk hingewiesen. Nachdem er von Ernesti einige Sätze im Zusammenhang mit der *subtilitas intelligendi* und der *subtilitas explicandi* zitiert hat, fährt er wie folgt fort: „Früher fügte J. Jac. Rambach insitutiones hermen. sacrae. p. 2. noch ein drittes hinzu, das

---

<sup>52</sup> GW 1, S. 313. (Herv. I.M.F.) Vgl. noch ebenda, S. 314: „Verstehen ist hier immer schon Anwenden.“ Siehe auch Gadamer's späteren Rückblick: „Man darf sich die Sache [...] nicht so vorstellen, als ob die auslegenden Begriffe zum Verstehen nachträglich hinzutreten, indem man sie gleichsam aus einer sprachlichen Vorratskammer herbeizieht und an das »Verstandene« nach Bedarf heranführt. [...] Nicht nur das Verstehen und das Auslegen, sondern auch das Anwenden, das Sich-selbst-Verstehen, ist Teil des einen hermeneutischen Vorgangs.“ An diesem Punkt des zusammenfassenden Rückblicks folgt eine wichtige selbstkritische Bemerkung: „Ich gebe gerne zu, daß der zufällige, sich geschichtlich anbietende Begriff der Applikation künstlich und irreführend ist.“ (*Hermeneutik – Ästhetik – Praktische Philosophie. Hans-Georg Gadamer im Gespräch*, hrsg. C. Dutt, Heidelberg 1993, S. 10; vgl. ebenda, S. 24f.)

<sup>53</sup> Anwendung ist offensichtlich Gadamer's – etwas verwandelte, gemäßigte – Variante der Heideggerschen Destruktion. Denn sie stellt ein immer schon auf die eigene Situation bezogenes Verstehen und Auslegen dar, wobei der Akzent zugeständenermaßen auf das je Eigene, das jeweilige Heute gelegt wird. Ob nicht die Gleichsetzung des Verstehens mit einer auf diese Weise aufgefaßten Anwendung schon einer Aneignung des Anderen, d.h. der Preisgabe seiner Ansprüche, gleichkommt? Diese Frage entsteht vor allem vor dem Hintergrund der Debatte Gadamer – Derrida und wurde aus der Sicht der Dekonstruktion gegenüber der Hermeneutik geltend gemacht (vgl. Jean Grondin: *La définition derridienne de la déconstruction. Contribution au rapprochement de l'herméneutique et de la déconstruction*, *Archives de Philosophie*, 62, 1, January-March 1999, S. 5-16, bes. S. 14f.). Daß er das hermeneutische Verstehen den Anderen zu respektieren beanspruchte und auch einzigartig wußte, kann dabei kaum bezweifelt werden; dafür gibt es zahlreiche Belege nicht nur im Spätwerk, sondern auch im Hauptwerk. In einem bestimmten Sinne ist es eben das die Hermeneutik Gadamer's Auszeichnende, den Aspekt des Mitseins, die menschliche Solidarität wieder einmal zur Geltung gebracht zu haben. Zu einer eingehenden Erörterung dieser Frage wären die komplexen Zusammenhänge zwischen der Heideggerschen Destruktion, der Gadamer'schen Anwendung und der Derrida'schen Dekonstruktion in ihrem jeweiligen Verhältnis zum Mitsein im einzelnen zur Diskussion zu stellen.

<sup>54</sup> GW 1, S. 188.

sapienter applicare, was die Neuern leider wieder hervorheben.“<sup>55</sup> Könnte es sein – auch angesichts der Ähnlichkeit des Wortlauts –, daß es diese Formulierung Lückes war, die Gadamer zur Niederschrift der nämlichen Passage über *subtilitas applicandi* veranlaßt hat?

Wir kennen eine Anekdote über Heidegger, die Gadamer mehrmals erzählt hat. Im Seminar über das sechste Buch der Nikomachischen Ethik stand im Zusammenhang der *phronesis* die Übersetzung folgenden Satzes zur Aufgabe: *phroneseos de ouk esti lethe* (in der Vernünftigkeit gibt es keine Vergeßlichkeit). Als die Studenten hilflos herumrätselten, gab Heidegger brüsk die Erklärung: „Das ist das Gewissen“. Dies war, wie Gadamer schrieb, eine „pädagogisch spontane Übertreibung“.<sup>56</sup> Nun fragt es sich: sofern sich der Ausdruck *subtilitas applicandi* im Pietismus oder Rambach nicht auffinden lassen sollte, könnte die nämliche Passage Gadamer ihrerseits nicht auch als eine solche „pädagogisch spontane Übertreibung“ verstanden werden? Dazu eine solche, wo der Begriff Anwendung schon am Werke ist. Wenn man philologische Genauigkeit fordert, so könnte man dann den Satz „[...]“ und im Pietismus fügte man dem als drittes Glied die *subtilitas applicandi* [...] hinzu“ vielleicht so umformulieren oder verstehen: „[...]“ und im Pietismus fügte man dem das, was als drittes Glied die *subtilitas applicandi* genannt werden könnte, hinzu“.

Was nun das Verhältnis von Philologie und Philosophie angeht, so läßt sich als Fazit im Lichte von Gadamer eigenen Erörterungen, die sicherlich Einsicht in die Sache gewähren, folgendes feststellen: Es kommt weniger auf den Wortlaut als vielmehr auf die Sache an. Soll die genannte „pädagogisch spontane Übertreibung“ richtig bestehen, so läßt sie sich auch mit Gadamerischen Mitteln erklären; wie wir gehört haben, hat die Philosophie keine ihr eigene Sprache. Für den Philosophen ist der Wortlaut des Textes nicht von primärem Interesse, hieß es des weiteren. Worum es Gadamer in Wirklichkeit geht, ist die Präsenz der *applicatio* im Pietismus, sei sie als *subtilitas applicandi* angesprochen oder auch als *sapienter adplicare*. Der Begriff Anwendung wird von Gadamer gleichwohl nicht im Sinne des Pietismus in Anspruch genommen, nämlich als drittes gesondertes Glied des Verstehensvorgangs. Aber auch philologisch ist es nicht unmöglich, zwischen *sapienter* und *subtilitas* eine Brücke zu schlagen (vermittels einer Art „feinen Geschmacks“ oder des von Gadamer verwendeten Ausdruck „Feinheit“<sup>57</sup>). Und damit wäre die Übertreibung nicht so groß und würde die Verknüpfung von Philologie und Philosophie wieder hergestellt.<sup>58</sup>

---

<sup>55</sup> F.D.E. Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik*, hrsg. M. Frank, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1977, S. 99.

<sup>56</sup> GW 2, S. 485.

<sup>57</sup> Siehe hierzu auch Hans Robert Jauss: *Wege des Verstehens*, München 1994, S. 13: „Der Zusammenhang von sinnlicher und geistiger Anschauung wird von dem lat. Synonym *sapere* und der deutschen Entsprechung *schmackhaft verstehen* bewahrt. Ein Beispiel aus

---

der Dichtung: »Denn werdet ihr wohl recht schmecken und verstehen / was Liebe für ein Labsal sei« (Lohenstein).“

<sup>58</sup> Wenn man gegen Gadamer philologische Einwände gemacht hat, so hat man allerdings in der Debatte eben die richtige philologische Aufgabe verfehlt. Man ist nämlich dem nicht nachgegangen, wie der Wortlaut des Textes Gadamer selbst in den verschiedenen Auflagen des Werks gestaltet wurde. Dann hätte man erkennen können, daß der Wortlaut des Textes von der ersten bis zur 4. Auflage nicht derselbe geblieben ist, daß die Textgestaltung eben in den wichtigen Fußnoten einige Änderungen erfahren hat. Daß im Text gewisse Anomalien zurückgeblieben sein mögen, ist nicht auszuschließen. Ein Vergleich der verschiedenen Editionen zeigt jedenfalls, daß in der ersten Auflage an den Namen Rambach eine Fußnote angeschlossen war, die auf eine Heidelberger Dissertation verwies. Diese Fußnote ist in den späteren Auflagen gestrichen worden. Die darauffolgende, am Ende des Absatzes stehende Fußnote, die auch in den späteren Auflagen beibehalten worden ist, hat in der ersten Auflage nur das Morus-Zitat enthalten; als die ihr vorausgehende Fußnote gestrichen wurde, wurde dieser Fußnote ein neuer erster Satz vorangestellt: „Rambachs Institutiones ... sind mir durch die Zusammenfassung von Morus bekannt, dort heißt es, usw.“ Dabei konnte der Anschein erweckt werden, das darauffolgende Morus-Zitat stelle eine Zusammenfassung (oder ein Zitat) von Rambach dar, während in der ersten Auflage dieser Eindruck noch nicht aufkommen konnte. Hätte man diesen philologischen Sachverhalt berücksichtigt, wäre die Vermutung nicht aufkommen, das Morus-Zitat solle eben die im Zusammenhang mit Rambach gemachte Behauptung belegen.

## Die Seitensprünge des Textes

### Über Multi- und Intermedialität von Gedichten

#### 1 Überlegungen

Untersuchungen zu Multi- und Intermedialität sind in Mode und zeitgemäß angesichts der rasanten Entwicklungen in der Medienlandschaft, in der ständig neue Regionen erschlossen und Grenzen eliminiert werden. Während Theoretiker der unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen um Definitionen und Gegenstandsbestimmungen ringen, wächst ein ganz praktisches Interesse an diesen Fragen: Beim Übersetzen generell und besonders bei der Übertragung von Lyrik sollte und muß besser früher als später die Frage nach der Medialität des Ausgangstextes und somit nach den sich daraus ergebenden Prämissen für die jeweils konkrete Übersetzungsstrategie gestellt werden, die nicht nur in der „Signifikant-Signifikat-Struktur“ des Textes, sondern auch im „Vehikulum“, dem physischen Träger dieser Struktur<sup>1</sup> verankert sein können. Und das nicht nur im Falle von Texten, bei denen das Medialitätsproblem offensichtlich ist, wie bei Bühnen-, Film-, Opern- oder Comictexten, die in letzter Zeit zunehmend ins Zentrum auch übersetzungswissenschaftlicher Arbeiten gerückt sind. Es ist vielmehr zu fragen, ob nicht recht eigentlich jeder Text (als schriftlich fixierte Rede) ein multimediales Ereignis ist, das es als solches in Evidenz zu halten gilt, ehe und wenn man übersetzt.

Auf welcher Ebene der Mediatisierung von Bewußtseinsinhalten aber siedelt das Medium, was heißt Multi- und Intermedialität und in welcher Beziehung stehen diese Phänomene zueinander?

Eine grundlegende und umfassende Medien-Definition hat 1964 Marshall McLuhan gegeben, wenn er Medium als „any extension of ourselves“, als jede Art der Ausweitung unseres physischen und Nervensystems bezeichnet.<sup>2</sup> Wilhelm Füger kommentiert: „Technisch-apparative Ausweitungen menschlicher Perzeptionsfähigkeiten und Aktionsmöglichkeiten sind damit ebenso erfaßt wie Repräsentationsmodi von Bewußtseinsprozessen und kommunikative Interaktionsstrukturen im Feld gesellschaftlicher Praxis“.<sup>3</sup> Besonders die Repräsentationsmodi von Bewußtseinsinhalten sind für Literatur- wie Übersetzungswissenschaft gleichermaßen von Interesse. Fö-

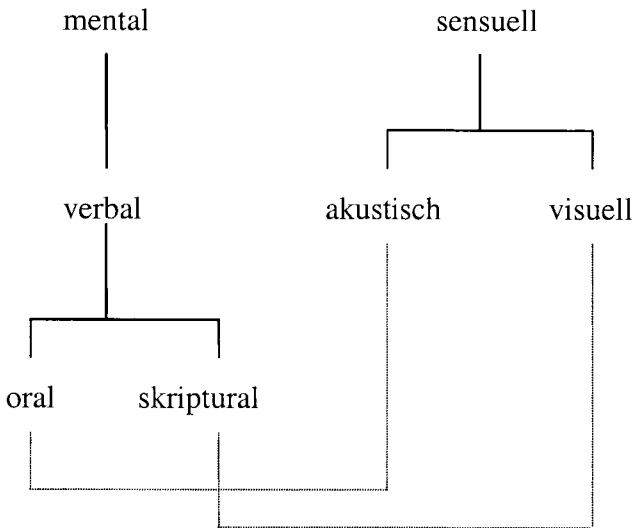
---

<sup>1</sup> Petöfi/Benkes 1992, S. 26.

<sup>2</sup> McLuhan, Marshall: *Understanding Media: The Extensions of Man*. New York, 1964. Zit. nach Füger 1998, S. 41.

<sup>3</sup> Füger 1998, S. 41.

ger hat auf der Basis des Intermedialitätsmodells von Heinrich F. Plett<sup>4</sup> versucht, das System der Medien zu hierarchisieren, zu kategorisieren und zu problematisieren:



Bewußtseinsinhalte, –akte, –prozesse können sich über sensible (perzeptive) oder mentale (apperzeptive) Medien manifestieren, wobei „mental“ die „symbolisch-begriffliche Ebene der Informationsverarbeitung oberhalb neuronaler Netze“ meint.<sup>5</sup> (Die Subkategorien „verbal“, „visuell“ und „akustisch“ werden von Plett und Füger mittels einer Reihe von Dichotomien: statisch/dynamisch, zwei-/dreidimensional, mono-/polychrom, analog/digital untereinander vernetzt, was in einem zweidimensionalen Schema kaum darstellbar wäre.) Als intermedialer Vorgang gälte nach Plett und Füger die Umsetzung von Verbalem in Visuelles und Akustisches, von Visuellem in Verbales und Akustisches, von Akustischem in Verbales und Visuelles. Umsetzungen innerhalb des Verbales wären damit allenfalls Codewechsel (analoge Rede in digitale Schrift) oder Genrewechsel (Roman in Drama) und somit keine inter-, sondern intramedialen Vorgänge. Das ist insofern problematisch, als das verbale Medium sich nur über das akustische und/oder visuelle Medium äußern kann, es per se heteromedial ist – ein Sonderstatus, den auch Füger reflektiert, wenn er schreibt: „Als Komplexion von Sinnlichem und Mentalem kann [das Verbale] sich – im Gegensatz zum rein Sensuellen, das auf verbale Komponenten nicht angewiesen ist – ,

<sup>4</sup> Plett 1991, S. 20.

<sup>5</sup> Füger 1998, S. 42.

ohne sensorielle Elemente nicht manifestieren".<sup>6</sup> Die oral-akustischen und skriptural-visuellen Entäußerungen des Verbalen sind damit unweigerlich an die sensoruellen Medien gekoppelt. Es ist also fraglich, ob die oben aufgezeigte Hierarchisierung und damit die Grenzziehung zwischen dem, was als Medium gelten soll und was nicht (mehr), beibehalten werden kann.

Multimedialität und Intermedialität sind in der Sekundärliteratur unterschiedlich definiert und in Beziehung gesetzt worden. Dabei deuten sich drei Grundauffassungen an:

1. Multimedialität sei ein Teilbereich von Intermedialität und diese bezeichne Intertextualität zwischen Texten in verschiedenen Medien.<sup>7</sup> So spricht Karl Prümm von Multimedialität, „wenn ein ästhetisches Objekt in mehreren Medien verfügbar und rezipierbar ist. Bei aller Varianz der unterschiedlichsten medialen Fassungen wird eine Identität der Grundstrukturen behauptet. Zeichentransfer und Umkodierung werden unter vielfältigsten Konstellationen vollzogen: als Umschreiben von fremden oder eigenen Stoffen, als filmische Adaptation eines Erzähltextes oder als Vertextung einer optischen Vorlage.“<sup>8</sup> Auch Pletts Begriff der Intermedialität, den er auf das Phänomen des Medienwechsels, der medialen Substitution bzw. „Übersetzung“ bereits mediatisierter Bewußtseinsinhalte beschränkt, meint im Grunde nichts anderes.<sup>9</sup>

2. Eine dreiteilige Staffelung ohne explizite Hierarchisierung nimmt Claus Clüver vor. Unter dem Begriff „multimedia text“ erfaßt er separierbare, einzelne kohärente Texte in verschiedenartigen Medien, „mixed-media text“ meint einen Komplex von Zeichen unterschiedlicher Medien, die außerhalb dieses Textes gewöhnlich nicht kohärent oder eigenständig sind, „intermedia text“ wiederum bezieht zwei oder mehrere Zeichensysteme dergestalt ein, daß die verbalen Aspekte der Zeichen mit ihren visuellen, musikalischen oder Aufführungsaspekten untrennbar verbunden sind.<sup>10</sup>

3. Intermedialität sei ein Sonderfall von Multimedialität. So definiert Jürgen E. Müller: „Ein mediales Produkt wird dann *inter*-medial, wenn es das *multi*-mediale Nebeneinander medialer Zitate und Elemente in ein konzeptuelles Miteinander überführt, dessen (ästhetische) Brechungen und Verwerfungen neue Dimensionen des Erlebens und Erfahrens eröffnen.“<sup>11</sup> Müller versteht unter Intermedialität eine „(historisch und theoretisch fundierte) Forschungsperspektive [...], welche an das Bachtinsche *Dialogprinzip* und das Kristevasche Konzept der *Intertextualität* anschließt und diese

---

<sup>6</sup> Füger 1998, S. 42.

<sup>7</sup> Vgl. Zander 1985, S. 178-179.

<sup>8</sup> Prümm 1988, S. 199.

<sup>9</sup> Plett 1991, S. 20.

<sup>10</sup> Clüver, Claus: *Interart Studies: An Introduction*. Ms. Blumington, 1996. Zit. nach Füger 1998, S. 38.

<sup>11</sup> Müller 1996, S. 83.

in einen *medientheoretischen* Kontext stellt".<sup>12</sup> Clüver, Müller, auch Hansen-Löve<sup>13</sup> und Eicher<sup>14</sup> setzen somit einen weitergefaßten, nicht allein auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Texten in unterschiedlichen Medien beschränkten, Intermedialitätsbegriff voraus, der die intermedialen Korrelationen, die Symbiose verschiedener medialer Aspekte in *einem* multimedialen Kunstwerk oder Genre mit einbezieht.

Zwei Beispiele sollen die Grenze zwischen Multi- und Intermedialität verdeutlichen.

**Gáspár Nagy**

### **Brunnen**

obgleich ich alles versuche  
daß die versuchung nicht an mir nage  
dennoch weckt  
nachts mich  
häufig ein vers  
schöne worte  
versinken in worte  
plätschern im brunnen  
dem traumgebohrten  
kein schöpfen möglich  
vergebens quietscht  
häufig die kette  
der vers bleibt  
unten gefangen  
für immer egal  
wessen eimer  
sich derart oft über ihm dreht  
und wieder und wieder vergebens

Wir haben es hier zweifelsohne mit einem multimedialen Text, einem sogenannten Figurengedicht, zu tun, dessen äußere Gestalt das bereits im Titel benannte Thema illustriert. Der visuelle Zusatz hat, wie bei vielen manieristischen Figurengedichten aus dem Barock, vorwiegend dekorative Funkti-

---

<sup>12</sup> Müller 1998, S. 32.

<sup>13</sup> Hansen-Löve 1983.

<sup>14</sup> Eicher 1994.

on und öffnet kaum „neue Dimensionen des Erlebens und Erfahrens“. Der Sprung in die Intermedialität wird recht eigentlich nicht vollzogen.

Ein anderes Beispiel:

Unsre liebe gute Tante  
Könnte leben noch in Ruh,  
Wenn sie nicht gestorben wäre:  
Es ging so furchtbar schrecklich zu:  
Kaffee trank sie  
Und da sank sie  
auf die Bank sie  
hin vor Schrecken  
Hitze, sagt sie  
hätt sie, hätte sie  
schon war weg sie

Auch dieser offensichtlich im Volksmund überlieferte Text<sup>15</sup> ist ein multimediales Figurengedicht, dessen visuelle Gestalt freilich einen völlig anderen Text gegen den verbalen setzt. Indem durch die Einbeziehung des visuellen Mediums der verbale Text gebrochen und verworfen wird, erschließen sich uns hier tatsächlich neue Dimensionen. Die verbalen Aspekte des Textes sind, wie Clüver für den intermedialen Text definiert, untrennbar mit seinen visuellen Aspekten verbunden.

Doch zurück zu unserer Ausgangsthese.

Texte äußern sich sowohl optisch in einer typographischen Gestalt, einem Satzspiegel, als auch akustisch in einer Klanggestalt. Letzteres ist nie in Frage gestellt worden. Wir müssen uns, schreibt Ernő Kulcsár-Szabó, „den lyrischen Text als eine Partitur der hörbaren Stimme denken, die ihr tatsächliches ästhetisches Sein nur im nachsprechenden Zu-Gehör-Bringen erlangt“.<sup>16</sup> Daß sich das Sein des zu Gehör gebrachte Text dabei nicht in der bloßen akustischen Realisierung, sondern nur im *verstehenden* Zu-Gehör-Bringen konstituiert, darauf hat bereits Gadamer aufmerksam gemacht: „Man denke daran, wie es ist, wenn jemand einen Text vorliest, den er nicht verstanden hat. Dann kann kein anderer wirklich verstehen, was er da vorliest.“<sup>17</sup> Gadamer beschränkt jedoch die Beziehungsfähigkeit des Textes auf das akustische Medium, wenn er schreibt: „Denn es steht fest: Nur ganz von ferne gehört das Schriftbild oder Satzbild zu der Erscheinung der Poesie hinzu. In das schwebende Verhältnis von Klang und Sinn, as ein Gedicht ausmacht, darf sich das Schriftzeichen nicht als gleichberechtigter

---

<sup>15</sup> Grümmer 1988, s. 167.

<sup>16</sup> Kulcsár Szabó 1998, S. 37.

<sup>17</sup> Gadamer 1993a, S. 119.



Partner eindrängen. Was nicht im inneren Ohre des Lesers zu hören ist, was nicht der rhythmischen Gliederung der Laut- und Sinngestalt des Gedichtes zu dienen vermag, hat kein eigentliches poetisches Dasein. So gehört es schon zu den Fragwürdigkeiten eines hochentwickelten Manierismus, wenn überhaupt die Sphäre des Schriftlichen mit der ursprünglichen Sphäre des Sprachlichen in ein Partnerschaftsverhältnis versetzt wird, wie zum Beispiel in einigen Formen des Barockgedichtes".<sup>18</sup>

Ist es aber eigentlich nicht so, daß die beiden Seiten des Textes einander wechselseitig bedingen? Die Klanggestalt regiert die visuelle Gestaltung, diese wiederum führt bei der Rezeption Regie über die akustische Realisation. Wir können erst hören, wenn wir *gesehen* und verstanden haben.

Das alles gilt in gewissem Maße für die Prosa (denken wir an die Absatzgestaltung, die Zeichensetzung, den Einsatz spezieller Schriftarten und -effekte wie die Kursivsetzung einzelner Textpassagen usw.), aber besonders natürlich für Gedichttexte.

Die Abgrenzung der Lyrik zur Prosa und Dramatik erfolgt daher in neueren Definitionen bei unterschiedlichen Ein- und Ausgrenzungen vor allem unter Hinweis auf die akustischen und/oder visuellen Besonderheiten. So definiert Dieter Lamping: „Als *Versrede* soll hier jede Rede bezeichnet werden, die durch ihre besondere Art der Segmentierung rhythmisch von normalsprachlicher Rede abweicht. Das Prinzip dieser Segmentierung ist die Setzung von Pausen, die durch den Satzrhythmus der Prosa, und das heißt vor allem: durch die syntaktische Segmentierung des Satzes nicht gefordert werden. Das Segment, das durch zwei solche, aufeinanderfolgenden Pausen geschaffen wird, ist der Vers.“<sup>19</sup>

Grenzt sich die Lyrik von der Prosa für Lamping über die Klanganomalie ab, so für andere Poetologen (auch) über die „Anomalie des Satzspiegels“.<sup>20</sup> Volker Wiemann definiert lyrische Texte im Unterschied zu erzählenden und dramatischen als „nicht-narrative Texte“ ohne handelnde Figuren, die sich durch eine „versförmige Anordnung“ auszeichnen.<sup>21</sup> Und seit 1946 ist bei Wolfgang Kayser zu lesen: „Unser Auge sagt uns schnell, was Verse sind. Wenn auf einer Seite um das Gedruckte herum viel weißer Raum ist, dann haben wir es gewiß mit Versen zu tun“. Hinter dem visuell Gegebenen bleibt die Realisation der Klanggestalt als Wunsch und Möglichkeit auch dann zurück, wenn die Ansprüche anders gesetzt sind: „Aber Verse wollen nicht als schönes Druckbild mit dem Auge erfaßt, sie wolle als wirksamer Klang mit dem Ohre gehört werden.“<sup>22</sup>

---

<sup>18</sup> Gadamer 1993b, 1993, S. 283.

<sup>19</sup> Lamping 1993, S. 24.

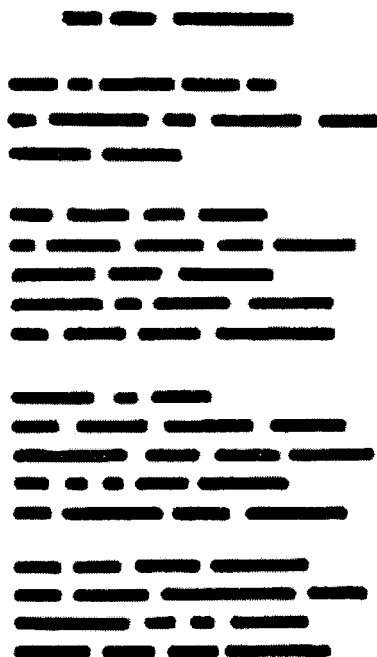
<sup>20</sup> Fricke 1981, S. 19.

<sup>21</sup> Wiemann 1996, S. 53-56.

<sup>22</sup> Kayser 1995, S. 9.

Beide medialen Aspekte von Lyrik berücksichtigt Dieter Burdorf, wenn er schreibt: „Jedes Gedicht hat per definitionem die folgenden beiden Eigenschaften: 1.) Es ist eine mündliche oder schriftliche Rede in Versen, ist also durch zusätzliche Pausen bzw. Zeilenbrüche von der normalen rhythmischen oder graphischen Erscheinungsform der Alltagssprache abgehoben. 2.) Es ist kein Rollenspiel, also nicht auf szenische Aufführung hin angelegt.“<sup>23</sup> Aber auch Burdorf führt den visuellen und den akustischen Aspekt letztendlich nicht in ihrer wechselseitigen Bedingtheit vor. Tatsache ist, daß die Rezeption eines Textes bereits über die äußere Form gesteuert wird. Wir sind bereit, Normabweichungen auch in Orthographie, Grammatik und Syntax, „Verformungen der Wortgestalt“<sup>24</sup> usw. nicht nur zu akzeptieren, sondern als sinnkonstituierend in den Akt des Verstehens einzu beziehen, wenn der Text bereits visuell, im von der Norm abweichenden Satzspiegel, ein Gedicht signalisiert.

Andererseits werden wir mit diesem Vorwissen, diesem Vor-Urteil auf den ersten *Blick* vielleicht auch visuelle Gebilde als Gedichte akzeptieren, die wesentliche Anforderungen an Gedichttexte eigentlich nicht erfüllen:



MAN RAY  
Paris, Mai 1924

<sup>23</sup> Burdorf 1995, S. 20-21.

<sup>24</sup> Burdorf 1995, S. 21.

Es handelt sich hier um eine provokante Gedichtgrafik von Man Ray aus dem Jahre 1924 und zugleich um eine Partitur „hörbaren Klangs“ im Sinne Kulcsár-Szabós, deren Verbalität sich allein auf den Titel beschränkt: *Dadaistisches Lautgedicht ohne Worte*. Diesem Titel ist es zu verdanken, daß wir den „Text“ tatsächlich hören und zu Gehör bringen könnten, wohingegen wir den Titel nicht unbedingt brauchen, um in dem Bild die Gestalt eines Gedichts zu erkennen – er fungiert eher als Bestätigung unserer Vermutungen, die wir aufgrund unserer visuellen Erfahrungen mit Gedichten getroffen haben. Allerdings ist es der verbale Titel, der aus seiner paratextuellen Position heraus dafür sorgt, daß dieses Werk durch die Verbindung von visuellem Genre-Zitat und intonierbarer Klangpartitur intermediale Qualität erlangt.

Im folgenden sollen an zwei ganz verschiedenen Beispielen aus der ungarischen Literatur die Potenzen multi- und intermedialer Texte demonstriert und diskutiert werden.

## 2 Beobachtungen

### 2.1 Bilder in Worten (Lajos Kassák: Kapellmeister, in abendlicher Beleuchtung)

-----  
und das Blech strahlt wie die Sonne  
und zwischen den grünen Veteranen  
auf dem abgetanzten Podium  
arbeitet er  
und unter den blauen grünen gelben weißen roten  
Lampions ist er  
die Konzentration

-----  
das Meer des LEBENS umflutet ihn rings

-----  
er ist die Plastik des Willens  
Rhythmus und lebende Tonkammer  
leuchtet wie Radium  
und mit dem schwarzen Stab  
jagt er  
das üble Leben der Lungen  
hinauf bis zu den kalten Sternen  
und strahlende Papiersterne schneien auf ihn hernieder

-----  
das Meer des LEBENS umflutet ihn rings  
-----

jetzt ist er GOTT  
aus Eis ist sein Kopf aus Feuer sein Leib  
die Lippen gespitzt lockt droht stampft er  
dehnt sich aus wie Honig  
krümmt sich zusammen wie eine Feder

-----  
das Meer des LEBENS umflutet ihn rings  
-----

denn er ist GOTT  
schwarze Spinnenbeine unter der roten Haut  
bäumen sich aus seinen Pupillen  
erblühen aus seinen dicken Fingerkuppen  
Walzertakt  
Wa-hal-zer  
Wa-ha-hal-zer-he-her

-----  
das Meer des LEBENS umflutet ihn rings  
-----

Wa-ha-hal-ze-he-her  
er strahlt wie ein Götze  
und die blauen grünen gelben weißen roten Lampions  
rinnen hinein in die Augen

-----  
nichts ist sonst mehr  
niemand  
-----

nur er  
struppiger wilder Hahn  
auf dem Podium  
-----

Das Gedicht entstand 1916 und ist Teil des 1918 publizierten Bandes „Plakatsäule“ (Hirdetöoszloppal), in dem nicht nur das *Kapellmeister*-Gedicht von einer starken Affinität zu bildkünstlerischen Verfahren zeugt: etwa 2/3 der Texte dieses Bandes tragen einen Titel, der genau so unter einem Bild stehen könnte: *Plakatsäule, Junge Mädchen gehen die Straße entlang, Auf Julifeldern, Kapellmeister, in abendlicher Beleuchtung, Frauen im Park, Maientanz, Bergleute in der Morgendämmerung, Komposition, Spaziergang an den Peripherien, Russen, Plakat, In „Armen“-Pose, Banales Motiv, Jahrmarkt, Mutterschaft, Mörder, Trauer über der Stadt, Grimasse auf alles, Kühe und Dorf, Bäder, Abend, Kriegskrüppel, Epidemie, Junger Arbeiter, Volksversammlung, Roter Augenblick.*

Der Gedichtstitel ist „auf einer Metaebene oberhalb des Textes angesiedelt. [...] Unabhängig vom Text findet [...] durch den Titel bereits eine

erste Kontaktaufnahme zwischen Sender und Empfänger statt".<sup>25</sup> Auch wenn der Ko-Text, der eigentliche Gedichtstext, noch nicht in den Blick gerät, werden über Informativität und Intentionalität des Titels Erwartungen geweckt, werden kontextuelle, assoziative akustische und/oder visuelle Räume konstituiert, die die Rezeption lenken und den Dialog mit dem Text steuern.

Bei dem zitierten Kassák-Gedicht ist das besonders prägnant, weil bereits der Titel multimedial angelegt ist. Der Kapellmeister steht für die Musik und die musikalische Situation, die uns vermittels abendlicher Beleuchtung zusätzlich als und im Bild erscheint.

Die Visualität des Gedichts, auf die der Titel als „Bildtitel“ hinlenkt, wird im Text selbst nun von verschiedenen Komponenten und Verfahren aufgegriffen und weiter entfaltet. Die Offenheit des Textes, die uns die Gedankenstrichreihe in der ersten Zeile des Gedichts und der konjunktionale Satzauftritt im Verein mit der Kleinschreibung des ersten Wortes typographisch signalisiert, lassen den Text als ein Bild, einen Schnappschuß, eine Film- bzw. Geräuschsequenz erscheinen, die mitten im Satz, mitten in der Bewegung herausgeschnitten scheint. Dazu gesellen sich akustisch bzw. visuell suggestive Wort- und Bedeutungsfelder: strahlen – leuchten, Kapellmeister – Blech(bläser)- Rhythmus – Tonkammer – (Dirigenten-) stab sowie Metaphern, die eine starke Visualität in sich bergen: das flutende Meer des Lebens, das Herabschneien strahlender Papiersterne, der struppige wilde Hahn. Die metaphorisierte Visualisierung des Notenlesens (Noten, die sich wie schwarze Spinnenbeine aus den Pupillen bäumen) mündet bezeichnenderweise nahezu unmittelbar in vertextete Musik: Walzertakt / Wahalzer / Wa-ha-hal-zer-he-her.

Und doch ist das Gedicht vom Kapellmeister nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie Zeugnis multi- oder intermedialen Strebens nach einem Gesamtkunstwerk „in Wagners Maske“, auch wenn sich in der ostentativen Kollektivität der Künste in den Zeitschriften Kassáks quasi programmatisch der „synthetische Blick auf die Welt“<sup>26</sup> realisierte. Die Kunst stellte das Modell für das „neue und einheitliche Leben“<sup>27</sup> dar, der Künstler war Vorbild und Anführer der neuen Menschen. Kassáks Kapellmeister als Sinnbild des Künstlers ist nun aus verschiedenen Gründen prädestiniert für diese Vorbildrolle: Er ist zugleich Arbeiter, Anführer und Prophet. Zum Arbeiter qualifiziert ihn die Tätigkeit: er „arbeitet“. Daß diese Arbeit Iterativität und Durativität und damit Alltäglichkeit kennzeichnen (im Gegensatz zur Einmaligkeit und Abgeschlossenheit eines künstlerisch-musikalischen Ereignisses), darauf verweisen sowohl der bereits erwähnte offene Charakter des Textes und das Bild vom „abgetanzten Podium“. Der erhöhte Standort auf dem Podium wiederum hebt ihn aus dem „Meer des

---

<sup>25</sup> Nord 1993, S. 30.

<sup>26</sup> Kassák 1916, S. 20.

<sup>27</sup> Kassák 1916, S. 20.

Lebens" heraus und macht ihn zum Anführer, der mit seinem Dirigentenstab die Musiker, das Publikum, das Leben insgesamt beherrscht und bis zu den Sternen hinaufjagt. Erhöht auf dem Sockel steht der Kapellmeister als monumentale „Plastik des Willens“, ganz Konzentration, die in ihrer Mehrdeutigkeit (sich konzentrierend und in sich konzentrierend) signifikant für Kassáks Poetik und Programmatik ist. Die „Konzentrierung von Thema, Musik, Plastik und Expression zu einer Masse“<sup>28</sup> gipfelt im Finale des Gedichts in der totalen Vereinnahmung des (musikalischen) Geschehens:

-----  
nichts ist sonst mehr  
niemand  
-----

nur er  
struppiger wilder Hahn  
auf dem Podium  
-----

Leuchtend wie Radium – wobei Kassák ein poetisches Bild aufgreift, daß in einem anderen Gedicht (*Komposition*) den kreuztragenden Jesus bezeichnet – steht am Ende nur noch der Künstler-Messias, nur noch GOTT auf dem Podium, das kollektive Individuum des ungarischen Aktivismus.

Bemerkenswert ist, wie der viermal wiederkehrende Refrain (auch das ein Requisit der Musik) im Verlaufe des Gedichts seine Konnotation ändert: Im Kontext von „Konzentration“ und „Plastik des Willens“ kontrapunktiert er die äußerlich statische Monumentalität der Künstlerfigur mit der Dynamik des Meeresflutens, wobei diese in horizontaler Breite die vertikale (und auf dem Podium erhöhte) statische „Plastik“ kreuzt. Wenn wir den Bau des Gedichts visualisieren, gelangen wir zur klassischen Dreieckskomposition der bildenden Kunst. Kurz darauf wird die Figur des Kapellmeisters dynamisiert, das allgemeine „arbeiten“ wird durch eine Reihe von Bewegungsverben dynamisiert, die über Mimik und Gestik (hinaufjagen, locken, stampfen, drohen) schließlich eine Ganzkörperaktion (ausdehnen, zusammenkrümmen) beschreiben, wobei die Zunahme der präfigierten Verben die Zielgerichtetheit der Aktionen unterstreicht. Dynamisch wird aber auch der Walzer als künstlerisches Produkt vorgeführt (Walzertakt / Wa-hal-zer / Wa-ha-hal-ze-he-her); und gegen die zunehmend dynamischen Aktionen steht nun der Refrain (zwischen Gedankenstrichreihen wie zwischen Fermaten) als ein *Larghetto* zwischen *Allegro agitato* und *Allegro feroce*, als Ruhepol, als Ausdruck von konstanter Extensität gegen den eruptiven Ausbruch von Intensität und Leidenschaft. Poetisch greift Kassák mit seinem Bild vom Kapellmeister-Messias, das zweifelsohne auch ein – ironisch verfremdetes – Selbstporträt ist, also auf, was der deutsche Aktivist Ludwig Rubiner schon 1912 in seinem Manifest *Der Dichter greift in die*

---

<sup>28</sup> Kassák 1989, S. 24.

*Politik* zum Programm erhoben hatte: „Ich weiß, daß es nur ein sittliches Lebensziel gibt: Intensität, Feuerschweife der Intensität, ihr Bersten, Aufsplintern, ihre Sprengungen. Ihr Hinausstieben, ihr Morden und ihr Zeugen von ewiger Unvergessenheit in einer Sekunde. Ich kenne die Kanonaden der Erdkruste, Staub zerfliegt, alte Dreckschalen werden durchschlagen, heraus siedet das Feuerzischen des Geistes [...] Den Fortschritt der Zivilisation aufzuhalten; herauszustoßen die Selbstverständlichkeit und Sicherheit des Getragenwerdens von der Umwelt [...] Es kommt auf die Umwandlung der Energie an. Sittlich ist es, daß Bewegung herrscht. Intensität, die unser Leben erst aus gallertiger Monadigkeit löst, entsteht nur bei der Befreiung psychischer Kräfte. Umsetzung von Innenbildern in öffentliche Fakta. Kraftlinien brechen hervor, Kulissen werden umgeschmissen, Räume werden sichtbar, Platz, neue Aufenthaltsorte des Denkens; bis zur nächsten Katastrophe [...]“<sup>29</sup>

## 2.2 Bilder mit Wörtern (János Gécz: *Apokryph*)

Ránca gyüri képét az ég, vörös lett a hold portája. Mint halottra hajol fölém madaraknak szárnyalása. Gót pillérü templomnak ujjaim alkotott mása. Angyalt lógat harangkötél, merev teste föld ingája.

Der Himmel legt sein Antlitz in Falten, die Pforte des Mondes ist rot geworden. Wie über einen Toten neigt sich über mich der Vögel Flügelschlag. Von Kirchen mit gotischen Säulen sind meine Finger das konstruierte Abbild. Das Glockenseil läßt einen Engel baumeln, sein steifer Körper ist das Pendel der Erde.

Ein Prosatext. Ein Prosatext? Mit fortschreitendem Lesen wächst das Mißtrauen, die Verunsicherung. Der Text ist für Prosa zu kurz. Ein Fragment, das aus Fragmenten besteht. Der Wirklichkeitsbezug ist offen, er zwingt den Lesenden, „einen sinngebenden kontextuellen Bezugsrahmen selbst zu formulieren und deutend an den Text heranzutragen“.<sup>30</sup> Kürze, Lakonismus und Fragmentenhaftigkeit sind Eigenschaften, die z.B. Elke Austermühl Gedichten zuschreibt. Die starke Bildhaftigkeit, die Häufung von Metaphern sind nun nur noch gleichsam eine Bestätigung dessen, was wir längst ahnen: Es handelt sich bei János Géczs Text nicht um Prosa. Also ein Gedicht, auch wenn das Vehiculum, die visuelle Textgestalt, etwas anderes zeigt. Es sei verraten: Der Text ist in der Tat nie in dieser Form publiziert worden.

Rekonstruieren wir also das Gedicht:

---

<sup>29</sup> Rubiner 1912, Sp. 645-649.

<sup>30</sup> Austermühl 1981, S.192.

Ráncba gyűri képét az ég	Des Himmels Antlitz in Falten
Vörös lett a hold portája	Die Pforte des Mondes ganz rot
Mint halottra hajol fölém	Das Flügelschlagen von Vögeln
Madaraknak szárnyalása	Über mir, als wär ich schon tot

Gót pillérú templomnak	Gotischer Kirchengewölbe
Ujjaim alkotott mása	Abbild sind Finger und Hände
Angyalt lógat harangkötél	Ein Engel am Glockenseil schwingt
Merev teste föld ingája	Sein Leib steif der Erde Pendel

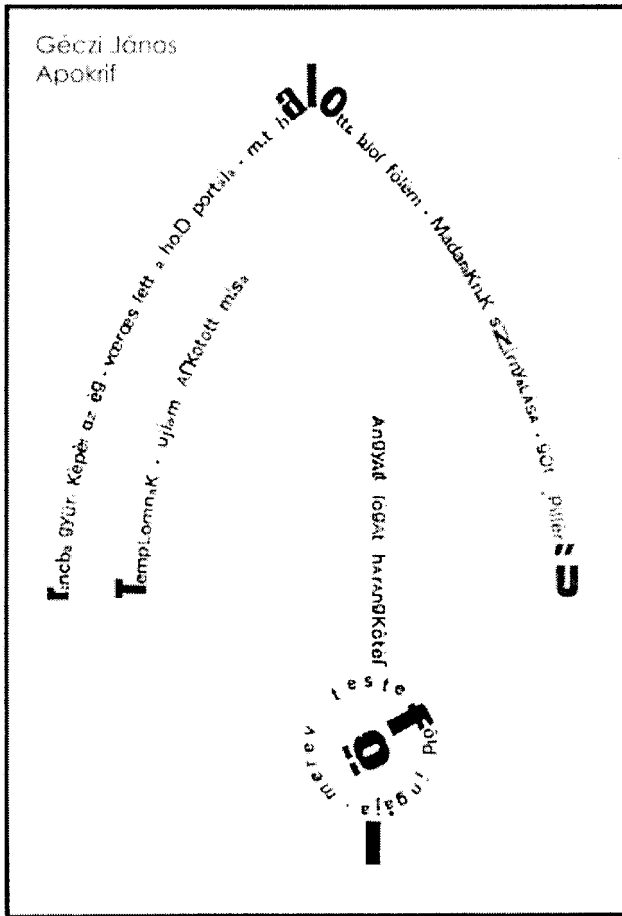
Die neue visuelle Gestalt zeigt uns ein konventionelles Gedicht mit zwei Strophen zu je vier gleichmäßigen 8-silbigen Zeilen (ich unterschlage, daß die erste Zeile der zweiten Strophe im Original nur 7 Silben hat). Das Konventionelle wird akustisch vom unterbrochenen Kreuzreim (xaxa) gestützt, der im Original viel raffinierter gebaut ist, als die Übersetzung das nachbilden kann: Sein Schema ist in beiden Strophen identisch ( $xa_1xa_2 // xa_2xa_1$ ), wobei der Einsatz von reinen Reimen und Assonanzen chiasmatisch erfolgt. Hinzu kommt der trochäische Grundrhythmus des Originals und das (für die ungarische Sprache eher ungewöhnliche) Übermaß an dunklen Vokalen (39 von 63 im Original), die den düsteren Grundton intonieren und den *Apokryphen* zusätzlich zu den Endzeitbildern als eine Apokalypse ausweisen. Die starke Präsenz akustisch determinierter artistischer Marker erfordert nun eine andere Übersetzung<sup>31</sup>, die diesen Eigenschaften des Textes zumindest annähernd Rechnung zu tragen versucht (Überführung der trochäischen Verse in einen ungeachtet der Auftakte daktylisch-fallenden Rhythmus, Übernahme des Grundreimschemas, allerdings ohne Verknüpfung der beiden Strophen untereinander).

Aber auch für diesen Text gilt: Er ist von Géczí in dieser Form niemals publiziert worden.<sup>32</sup> János Géczí (geb. 1954) ist ein Repräsentant der ungarischen konkreten Dichtung, und *Apokryph* ist ein visuelles Gedicht, das 1982 in einer Anthologie (*Ver/s/ziók*) in der folgenden Form erschien:

<sup>31</sup> Übersetzung aller ungarischen Gedichte und Zitate in diesem Aufsatz von I. R.

<sup>32</sup> Rekonstruiert wurde das Gedicht allerdings schon in Martos 1995, S. 63.





Plötzlich ist *Apokryph* kein Gedicht zum Hören mehr, seine akustischen Aspekte rücken in den Hintergrund, in der „Erwanderung der Fläche“<sup>33</sup> sehen wir eher als das wir lesen: einen Spitzbogen und ein Pendel. Weil wir voreingenommen sind, den verbalen Grundtext kennen und als konventionelles Gedicht bereits rezipiert haben, stellt sich nun die Frage, ob die visuelle, multimediale Darstellung des Textes mehr ist als ein Spiel mit gebrochener Linearität, ob und an welcher Stelle also seine Multimedialität in Intermedialität umschlägt und wie das visuelle Gedicht die Verluste auszugleichen vermag, die durch das Verstummen der Klangform zu Buche schlagen.

<sup>33</sup> Albertsen, Leif Ludwig: *Die freien Rhythmen: Rationale Bemerkungen im allgemeinen und zu Klopstock*. Aarhus: Akademisk Boghandel, 1971. Zit. nach Burdorf 1995, S.45.

Der Text legt uns beim Lesen Steine in den Weg: mit den unterschiedlichen Schrifttypen, der willkürlichen Vermischung von Minuskeln und Majuskeln, den extreme Schwankungen im Schriftgrad und vor allem mit der ständigen Änderung der Schriftausrichtung und damit Leserichtung. Die Exzentrik der Partitur verlangsamt den Lesevorgang, Konzentration ist nötig, damit man nicht stolpert. Die Steine, die wir aus dem Weg räumen, sind zugleich die Bausteine für den Rohbau des visuellen Gedichts: Sukzessive entsteht mit dem Text der ersten Strophe das Gerüst für das gotische Kirchengewölbe der zweiten Strophe. Durch die für europäische Leser normale Blick- und Leserichtung von links oben nach rechts unten kommt hierbei gleich zu Beginn, eher als bei der Rekonstruktion des linearen Gedichts, die Textbasis für eines der zentralen (poetischen und visualisierten) Bilder in den Blick, die den Rohbau somit gleichsam trägt, stützt und verstärkt: „Templomnak · Ujjaim alkotott mása” (Kirchengewölbe · Abbild sind Finger und Hände). Die Verdüsterung des Himmels (mit allen seinen Konnotationen und Assoziationen), die Kirche und das Bild zum Gebet gefalteter Hände werden gleich zu Anfang kurzgeschlossen. Die Fokussierung des Textes geschieht im visuellen Gedicht schneller und konkreter, handgreiflicher als beim linearen Text, wo sie sich eher auf dunkle Klänge, düstere Ahnungen beschränkt.

Aus dem zweiten Teil der zweiten Strophe entfaltet sich adäquat ein weiteres entscheidendes Bild des Textes. Ein Engel hängt am Glockenseil, aber wir sehen nicht ihn, sondern das Pendel, und es bleibt ungewiß, welches das Gemeinte und welches das Meinende ist. Wir sehen jedoch, wie er hängt, wenn er hängen würde: Kopfunter, nicht zuletzt deshalb, weil es im Bildbereich des Pendels ein Textelement gibt, daß über den linearen Text hinausweist: fõ/ö-l. Dank der Tatsache, daß durch die kantige Typografie dieser fettgedruckten Textpartie nicht genau zu entscheiden ist, ob es sich bei dem ö um ein langes oder kurzes handelt, birgt das Segment gleich drei ungarische Wörter in sich: ö (er/sie/es), fõ (Kopf, Haupt) und fõl (hoch, hinauf). Im Bild des Pendels gewinnt somit die Potenz der Pendelbewegung Gestalt, im Schwingen an Höhe zu gewinnen – das visuelle Gedicht verfügt damit über ein Element, das dem linearen Gedichttext fehlt und das die fallende, nach unten gerichtete Grundstimmung des Textes auffängt, ihr sogar widerspricht. „Das Spiel der Wörter und Bilder bringt *diskursive* Züge zum Vorschein”, formuliert Péter H. Nagy als ein Merkmal visueller Poesie.<sup>34</sup> Spätestens jetzt erweist sich *Apokryph* nicht nur im Sinne Heinrich F. Pletts, nämlich als Transfer linguistischer in visuelle Zeichen, sondern auch im Sinne Jürgen E. Müllers als ein intermedialer Text, der das „multimediale Nebeneinander medialer Zitate und Elemente in ein konzeptionelles Mit-

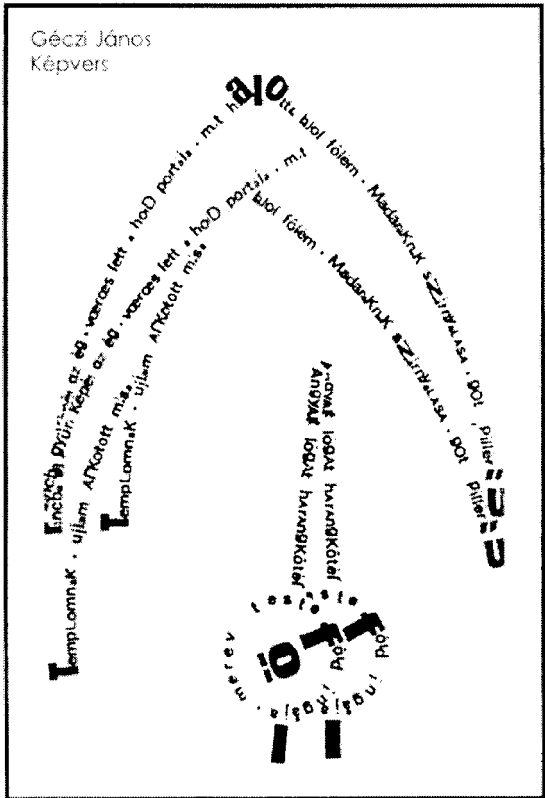
---

<sup>34</sup> H. Nagy 1997, S. 9.

einander überführt, dessen (ästhetische Brechnungen und Verwerfungen neue Dimensionen des Erlebens und Erfahrens eröffnen”.<sup>35</sup>

1986, vier Jahre nach Erscheinen des *Apokryphs*, nahm Géczi eine bearbeitete Fassung dieses Gedichts in seinen Band *Elemek* auf.

Die verbalen Elemente treten zu Gunsten der visuellen weiter in den Hintergrund, durch Dopplung, Überlagerung und Beschneidung der Zeilen gewinnt die Architektur des Bildes an Raum und Perspektive, das Pendel, dessen Bewegung in der Version von 1982 verbal bereits angelegt war, gerät nun tatsächlich – wie auf einem futuristischen Gemälde – ins Schwingen. Das visuelle Gebilde freilich befindet sich damit auf dem Wege in die Monomedialität, das Bild ist im Begriff, sich vom verbalen Text zu emanzipieren. Markantestes Signal ist die Änderung des Titels: *Figurengedicht (Képv*ers), der keinen Bezug mehr auf seinen Ko-Text, sondern nur noch auf



sein sinnlich wahrnehmbares, physisches Vehikulum nimmt.

<sup>35</sup> Müller 1996, S. 83.

## Zitierte Literatur

- AUSTERMÜHL, Elke: *Poetische Sprache und lyrisches Verstehen: Studien zum Begriff der Lyrik*. Heidelberg: Winter, 1981 (Reihe Siegen, 30; Germanistische Abteilung)
- BURDORF, Dieter: *Einführung in die Gedichtanalyse*. Stuttgart: Metzler, 1995
- EICHER, Thomas: Was heißt (hier) Intermedialität? In: EICHER, Thomas; BLECKMANN, Ulf (Hrsg.): *Intermedialität: Vom Bild zum Text*. Bielefeld: Aisthesis, 1994
- FRICKE, Harald: *Norm und Abweichung: Eine Philosophie der Literatur*. München: Beck, 1981 (Beck'sche Elementarbücher)
- FÜGER, Wilhelm: Wo beginnt Intermedialität? Latente Prämissen und Dimensionen eines klärungsbedürftigen Konzepts. In: HELBIG, Jörg (Hrsg.): *Intermedialität: Theorie und Praxis eines interdisziplinären Forschungsgebiets*. Berlin: Erich Schmidt, 1998
- GADAMER, Hans-Georg: Die Aktualität des Schönen. In: GADAMER, Hans-Georg: *Ästhetik und Poetik I. Kunst als Aussage*. Tübingen: Mohr, 1993 (a)
- GADAMER, Hans-Georg: Poesie und Interpunktion. In: GADAMER, Hans-Georg: *Ästhetik und Poetik II. Hermeneutik im Vollzug*. Tübingen: Mohr, 1993 (b)
- GRÜMMER, Gerhard: *Spielformen der Poesie*. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1988
- H. NAGY Péter: Kalligráfia és szignifikáció. Fenyvesi Ottó, Géczi János és Zalán Tibor képverseiről. In: H. NAGY Péter: *Kalligráfia és szignifikáció: Tanulmányok, kritikák*. Veszprém: Művészetek Háza, 1997 (Vár ucca tizenhét könyvek, 19)
- HANSEN-LÖVE, Aage A.: Intermedialität und Intertextualität: Probleme der Korrelation von Wort- und Bildkunst – Am Beispiel der russischen Moderne. In: SCHMID, Wolf; STEMPER, Wolf-Dieter: *Dialog der Texte: Hamburger Kolloquium zur Intertextualität*. Wien, 1983 (Wiener Slavistischer Almanach, Sonderband 11)
- KASSÁK Lajos: Szintétikus irodalom. In: *Ma* 1(1916) Nr. 2
- KASSÁK, Lajos: Die neue Literatur. In: KASSÁK, Lajos: *Laßt uns leben in unserer Zeit: Gedichte, Bilder und Schriften zur Kunst*. Budapest: Corvina, 1989.
- KAYSER, Wolfgang: *Kleine deutsche Versschule*. Tübingen; Basel: Francke, 25 1995
- KULCSÁR SZABÓ Ernő: Költészet és dialógus: A lírai művek befogadásának kérdéséhez. In: KULCSÁR SZABÓ Ernő: *A megértés alakzatai*. Debrecen: Csokonai Kiadó, 1998
- LAMPING, Dieter: *Das lyrische Gedicht: Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993
- MARTOS Gábor: *Kép(es) költészet*. Sopron: Patriot Kiadó, 1995
- MÜLLER, Jürgen E.: *Intermedialität: Formen moderner kultureller Kommunikation*. Münster: Nodus 1996 (Film und Medien in der Diskussion, 8.)
- MÜLLER, Jürgen E.: Intermedialität als poetologisches und medientheoretisches Konzept: Eine Reflexion zu dessen Geschichte. In: HELBIG, Jörg (Hrsg.): *Intermedialität: Theorie und Praxis eines interdisziplinären Forschungsgebiets*. Berlin: Erich Schmidt 1998
- NORD, Christiane: *Einführung in das funktionale Übersetzen: Am Beispiel von Titeln und Überschriften*. Tübingen; Basel: Francke, 1993
- PETŐFI S. János; BENKES Zsuzsa: *Elkallódni megkerülni: Versek kreativ megközelítése szövegtani keretben*. Veszprém: Országos továbbképző, Taneszközfejlesztő és Értékesítő Vállalat, 1992
- PLETT, Heinrich F.: Intertextualities. In: PLETT, Heinrich F. (Hrsg.): *Intertextuality: New Perspectives in Criticism*. Berlin; New York: de Gruyter 1991
- PRÜMM, Karl: Intermedialität und Multimedialität: Eine Skizze medienwissenschaftlicher Forschungsfelder. In: BOHN, Rainer; MÜLLER, Eggo; RUPPERT, Rainer (Hrsg.): *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*. Berlin: Sigma, 1988
- RUBINER, Ludwig: Der Dichter greift in die Politik. In: *Die Aktion* 1912
- WIEMANN, Volker: Aspekte der Lyrikanalyse. In: EICHER, Thomas; WIEMANN, Volker (Hrsg.): *Arbeitsbuch: Literaturwissenschaft*. Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh 1996

ZANDER, Horst: Intertextualität und Medienwechsel. In: BROICH, Ulrich; PFISTER, Manfred (Hrsg.): *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen: Niemeyer 1985 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 35)

## Zur mitteleuropäischen Avantgarde der zwanziger Jahre

### Möglichkeiten einer synthetischen Betrachtung der programmatischen Tendenzen der ungarischen, tschechischen und polnischen Avantgarde

Die Avantgarde der zwanziger Jahre hat in beinahe allen europäischen Literaturen zu einem oftmals „radikalen Umbruch“ geführt und – wie selten eine „Strömung“ – eine Vielzahl an unterschiedlichen Richtungen und Differenzierungen hervorgebracht.

Die gewählte Problemstellung dieses Aufsatzes scheint einige einleitende methodologische Überlegungen notwendig zu machen. Es soll hier nämlich der Versuch unternommen werden, insbesondere drei Aspekte in die Untersuchung mit einzubinden. Dies wäre erstens der Vergleich einer „historischen Strömung“, wie diese von der Avantgarde repräsentiert wird<sup>1</sup>, in drei Ländern, zweitens sollen diese drei Länder in den Rahmen eines größeren Kontextes, wie es der sogenannte mitteleuropäische Literaturraum darstellt, eingeordnet werden und schließlich gilt es neben den „innerliterarischen“ Wirkungslinien auch außerliterarische Umstände in die Betrachtung mit einzubeziehen.

#### 1 Theoretischer Umriss eines literarischen Raumes

Die gemeinsame Betrachtung mehrerer Literaturen beziehungsweise mehrerer literarischer Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt ihrer immanenten Wechselwirkungen sowie ihres übergeordneten Kontextes erfolgt unter Zuhilfenahme des Begriffes des literarischen Systems.<sup>2</sup> Demnach können so bestimmte Literaturen – wovon noch die Rede sein wird – den mitteleuropäischen Literaturraum bilden; wie ebenfalls der Avantgarde, als übergeordnete Strömung, mehrere Richtungen, wie Expressionismus, Futurismus oder Konstruktivismus, zugerechnet werden können.

---

<sup>1</sup> Es scheint schwierig, den literaturwissenschaftlichen Terminus „Avantgarde“ exakt zu bestimmen, und in diese Richtung gehende Versuche sprengen wohl den Rahmen dieses Aufsatzes. Daher soll hier der Begriff im Anschluß an Miklós Szabolcsis Aufsatz *Avantgarde, Neo-Avantgarde, Modernismus* (1979), der in bezug auf die Avantgarde einmal von „Strömungen und Tendenzen mit einem klaren Programm auf ästhetischer, philosophischer und in vielen Fällen politischer Ebene“ (Szabolcsi 1979, S. 27) gesprochen hat, verwendet werden.

<sup>2</sup> Vgl. dazu etwa Rinner 1989.

Ausgehend von Erkenntnissen des russischen Formalismus<sup>3</sup> (über den Systemcharakter der Literatur), läßt sich ein literarisches System – ähnlich wie ein einzelner literarischer Text – insbesondere aus dem Zusammenspiel und den Wechselwirkungen seiner ihm immanenten Elemente erfassen und begreifen. Wie Janusz Sławiński<sup>4</sup> diesbezüglich ausführt, steht dabei in einem solchen System die einzelne literarische Äußerung immer in Korrespondenz mit ihren „übergeordneten“ Bezugssystemen, als welche unter anderem die Tradition einer Nationalliteratur, ein bestimmtes poetisches Programm oder ein Manifest einer literarischen Gruppe, aber auch etwa außerliterarische Gegebenheiten, wie soziale oder historische Ereignisse, angesehen werden können.<sup>5</sup>

Wie können nun diese theoretischen Vorüberlegungen für die Problemstellung dieses Aufsatzes nutzbar gemacht werden? Den theoretischen Ansatz des literarischen Systems in bezug auf eine bestimmte Strömung formuliert zum ersten Mal 1967<sup>6</sup> Viktor Žirmunskij am Beispiel der Romantik: „Die Romantik ist wie jede andere literarische Strömung eine komplexe und dialektisch widersprüchliche, in ihrer Entwicklung differenzierte und variable historische Tatsache [...]. Folglich muß auch ihre Definition komplex und dynamisch sein. Sie sollte nicht aus abstrakten Begriffen bestehen, sondern aus einem System sich gegenseitig bedingender Indizien, wobei die nationalen, sozialen und individuellen Unterschiede zutage treten.“<sup>7</sup> Žirmunskij reißt in seinen Ausführungen aber auch das Problem der Veränderbarkeit beziehungsweise der Variation eines Systems an.<sup>8</sup> Diese werden nämlich nicht als der Bruch oder als der Wechsel von einem System zum anderen beschrieben, da „eine literarische Strömung [...] kein in sich abgeschlossenes, sondern ein offenes System darstellt, welches sich ständig weiterentwickelt und dahin tendiert, sich in das nachfolgende historische System umzuwandeln. Aus diesen Gründen kann man auch in den aufeinanderfolgenden literarischen Strömungen und poetischen Stilen stets Übergangssymptome feststellen.“<sup>9</sup> Daraus ergibt sich, daß zur Beschreibung einer Veränderung innerhalb eines literarischen Systems, die zum Beispiel ästhetische Merkmale erfaßt, das Augenmerk auch auf sogenannte äußere Gegebenheiten, welche Žirmunskij „Indizien“ nennt, gelenkt werden muß. Denn auch diese vermögen letztendlich die Gestalt eines literarischen Systems zu verändern.

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu etwa Jurij Tynjanov *Über die literarische Evolution*. (Abgedruckt in: Jurij Striedter [Hrsg.] *Russischer Formalismus*. München<sup>5</sup> 1994).

<sup>4</sup> Vgl. dazu Sławiński 1975.

<sup>5</sup> Siehe zu Jakobsons und Tynjanovs „Idee einer sozialen Evolution als eines ‘Systems der Systeme’“: Rinner 1989, S. 26.

<sup>6</sup> In: *Les courants littéraires en tant que phénomènes internationaux*. Referat gehalten auf dem V. Kongreß der AILC. Deutsch s. Žirmunskij 1973.

<sup>7</sup> Žirmunskij 1973, S. 107.

<sup>8</sup> Siehe zum „Dynamismus“ eines literarischen Systems: Rinner 1989, S. 29-30.

<sup>9</sup> Žirmunskij 1973, S. 112.

Diese bisher getroffenen Ausführungen haben bereits die Möglichkeiten der Betrachtung eines literarischen Werkes im Gefüge sowohl nationaler als auch internationaler Strömungen und Traditionen angedeutet. So kann ein Werk in den Schnittpunkt verschiedener Kontexte gestellt werden. Ähnlichkeiten oder Unterschiede zweier oder mehrerer miteinander in Beziehung gesetzter Werke können einerseits über genetische Beziehungen und über typologische Zusammenhänge, wie es Dionýz Ďurišin genannt hat<sup>10</sup>, erklärbar gemacht werden. Insbesondere durch die Annahme, daß sowohl außerliterarische Faktoren, wie historische Ereignisse, die Erscheinungsform literarischer Werke beeinflussen, aber auch innerliterarische Gegebenheiten, etwa daß das Auftreten einer internationalen Strömung mit der Tradition einer bestimmten Nationalliteratur in ein ganz besonderes Wechselverhältnis eintreten kann, lassen sich diese Zusammenhänge noch näher definieren.<sup>11</sup> Dabei ließen sich unter gesellschaftlich-typologischen Analogien jene außerliterarischen Faktoren begreifen, die etwa aufgrund einer ähnlichen historischen oder ideologischen Erfahrung verschiedener Völker zustande kommen, was sich zum Beispiel in der Übernahme bestimmter literarischer Gattungen und Formen im Rahmen der jeweiligen Nationalliteratur niederschlagen vermag. Mit literarisch-typologischen Analogien, deren Impulswirkung zum Beispiel von einem programmatischen Manifest ausgehen kann, läßt sich besonders der Zusammenhang zwischen bestimmten Traditionen einer Nationalliteratur und internationalen Strömungen untersuchen. Dies zeigt sich unter anderem im Vergleich bestimmter Kompositionsprinzipien oder in der Motivik literarischer Werke. Psychologisch-typologische Analogien schließlich erfassen zum Beispiel eine ähnliche emotionale Wahrnehmung und ihre literarische Verarbeitung durch verschiedene Autoren. So erscheinen diese drei Arten typologischer Analogien, zusammen mit der genetischen Forschung, als ein approbates Mittel, um tiefere Zusammenhänge innerhalb eines oder mehrerer Systeme vergleichend und in Beziehung setzend zu beschreiben.

Der oben skizzierte theoretische Ansatz des literarischen Systems kann jedoch auch in „regionaler“ Hinsicht verstanden werden.

Und so weist Tibor Klaniczay mit Blick auf eine vergleichenden Literaturgeschichte Osteuropas bereits 1962<sup>12</sup> darauf hin, daß vor allem – in bezug auf eine gemeinsame Darstellung der slawischen Literaturen – „die sprachliche Affinität [sowie] die historischen und kulturellen Bindungen, welche die slawischen Völker miteinander vereinen“<sup>13</sup> einem solchen For-

---

<sup>10</sup> Ďurišin 1972.

<sup>11</sup> Zu dieser Unterscheidung: vgl. Ďurišin 1972, S. 93-99.

<sup>12</sup> In seinem Aufsatz *Les possibilités d'une littérature comparée de l'Europe orientale*, erstmals abgedruckt in: István Söter [Hrsg.] *La Littérature Comparée en Europe Orientale. Conférence de Budapest 26-29 Octobre 1962*. Budapest 1963, S. 115-128. (deutsch: klaniczay).

<sup>13</sup> Klaniczay 1980, S. 44.



schungsansatz Substanz verleihen, um jedoch sofort hinzuzufügen, „daß es sich nicht um eine slawische Eigentümlichkeit, sondern um eine ganz Ost-europa gemeinsame Erscheinung handelt.“<sup>14</sup> Die Suche nach methodologischen Ansätzen bei der Betrachtung von Literaturen im Rahmen sogenannter supranationaler Literatursynthesen, für die unter anderem jene von Klaniczay angedeuteten außerliterarischen Prämissen<sup>15</sup> wie Verwandtschaften in sprachlicher, geschichtlicher und kultureller Hinsicht als konstituierend angesehen werden können, findet innerhalb der Komparatistik etwa ab der zweiten Hälfte der sechziger Jahre statt.<sup>16</sup>

Die innerhalb der Synthese vorhandenen, verbindenden Elemente, die Wechselwirkungen und die Zusammenhänge lassen sich über die Prinzipien der typologischen Forschung, wie sie oben dargestellt wurden, bestimmen. Demnach kann eine solche „interliterarische Gemeinschaft“ – positioniert gewissermaßen zwischen Nationalliteratur und Weltliteratur<sup>17</sup> – ebenfalls als System, wie es einleitend vorgestellt wurde, begriffen werden, was aber auch heißt, sich der Dynamik und der Veränderbarkeit bewußt zu sein: „[...] il faut [les] étudier [...] pas comme un système stable, mais comme un organisme qui vit, se développe et change de caractère suivant les conditions intérieures et extérieures.“<sup>18</sup>

Wie sich nun der sogenannte „mitteleuropäische Literaturraum“ herausgebildet hat, wie er analytisch erschließbar ist und wie die hier einleitend gemachten Bemerkungen für die Diskussion um ein System der Literaturen des „europäischen Zwischenfeldes“ fruchtbar gemacht werden können, hat die komparatistische Forschung in den letzten zwanzig Jahren in einer Vielzahl von Arbeiten dargelegt.<sup>19</sup> Die Ziele einer solchen mitteleuropäischen Komparatistik<sup>20</sup>, die gewissermaßen auch für diesen Aufsatz Gültigkeit haben, hat in seinem Buch *Wien und die Literaturen der Donaumonarchie* treffend György Vajda beschrieben: „Es wird betont, wie wichtig es wäre, die Literaturen der Region Mitteleuropa oder ‘Zwischeneuropa’ vom Aspekt der literarischen Symbiose zu untersuchen, die genetischen Beziehungen und die reichen typologischen Zusammenhänge aufzudecken. [...] In diesem europäischen Zwischenfeld [...] riefen die historischen Staatsgrenzen auch gleichartige Züge tragende, kulturelle Komplexe in Existenz, schufen gewisse Modelle des Zusammenlebens von Sprachen und Kulturen,

---

<sup>14</sup> Klaniczay 1980, S. 44.

<sup>15</sup> Dazu erweiternd: Đurišin 1981, S. 66-70.

<sup>16</sup> Als maßgebend für diese Entwicklung wären an dieser Stelle, neben dem bereits erwähnten Referat von Žirmunskij, etwa zu nennen: Konstantinović 1975 sowie Đurišin 1972.

<sup>17</sup> Dazu (und zum Begriff) siehe: Đurišin 1981, S. 63.

<sup>18</sup> Krejčí 1973, S. 145. Vgl. hierzu: Rinner 1989, S. 36, die in diesem Zusammenhang auf das Erkennen und Ableiten von „Modellen“ innerhalb eines Systems hinweist.

<sup>19</sup> Vgl. beispielsweise Konstantinović 1979 (zum Begriff des europäischen Zwischenfeldes) beziehungsweise Konstantinović. 1991 (zum mitteleuropäischen Literaturraum).

<sup>20</sup> Siehe auch: Konstantinović 1975, S. 750 sowie Klaniczay 1980, S. 43.

deren Bewertung durch national voreingenommene Augen nicht möglich ist."<sup>21</sup>

## 2 Zur mitteleuropäischen Avantgarde der zwanziger Jahre

### 2.1 Von der Moderne zur Avantgarde

Etwa mit Beginn der zweiten Dekade unseres Jahrhunderts setzt in allen drei Literaturen die Überwindung, Ablösung und Erneuerung ästhetischer Positionen, die die Literatur der Moderne zu kennzeichnen vermocht haben, ein, ohne daß hier bereits von einem programmatischen Auftreten der Avantgarde gesprochen werden kann. So zeigt sich in dieser „Übergangsphase“, daß die Kritik an der Moderne vor allem deren Ästhetizismus ablehnt und daraus folgernd eine gewisse Unfähigkeit der Literatur, auf die außerliterarische „Realität“ zu wirken, das heißt konkret zum Handeln anzuregen, sieht. Diesen Umstand vermag etwa Stanisław Brzozowski einzunehmen, wenn er in seiner Kritik an der Generation der Jahrhundertwende, dem umfassenden Werk *Legenda Młodej Polski (Legende des Jungen Polen)*, unter anderem schreibt, daß die Literatur und mit ihr die Schriftsteller nichts mehr in bezug auf die nationale Befreiung zu leisten imstande wären, und weiter: „Die Literatur ist zum Zersetzungsfaktor jener Werte geworden, die zum Handeln führen, weil sie der Wahrheit gleichgültig gegenübersteht.“<sup>22</sup>

Eine ähnliche Position vertritt der stark an politisch-gesellschaftlichen Strömungen der Zeit, wie Anarchismus und Kommunismus, interessierten Zeitschriften *Práce (Arbeit)* und *Nový kult (Neuer Kult)*, dessen zentrale Person der für die tschechische Avantgarde stets Einfluß ausübende Stanislav Kostka Neumann ist. In der Dichtung der diesen Zeitschriften nahestehenden Persönlichkeiten artikuliert sich aber auch die bewußte Abkehr von ästhetischen Auffassungen der Moderne. So finden unter anderem neue Motive und Themen Eingang in die Literatur. Petr Bezruč klagt in seinen *Slezské písně (Schlesische Lieder)* die Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern und Bergarbeiter im nordtschechischen schlesischen Kohlenrevier an. Vor allem durch seinen freien, spontanen, oft reimlosen Verse löst sich Bezruč von der Dichtung seiner Zeit. Ein bewußter „Antiästhetizismus“ in sprachlicher Hinsicht findet sich weiters bei František Gellner, der zum Beispiel Elemente aus der Alltagssprache und Vulgarismen in seine Dichtung aufnimmt. Auch die Verse des polnischen Dichters Tadeusz Żeleński-Boy für sein literarisches Kabarett *Zielony Balonik*

---

<sup>21</sup> Vajda 1994, 228.

<sup>22</sup> Zit. nach Dedecius 1982, S. 266.

(*Der grüne Ballon*) leben von Elementen der Umgangssprache, von Sprachspielen und einem manchmal auch banalen Ausdruck.

Andere Anstöße, die zur Überwindung der Moderne führen können, sieht man zum Beispiel im Futurismus. In Ungarn<sup>23</sup> veröffentlicht 1913 etwa Dezső Szabó im zentralen publizistischen Organ der Jahrhundertwendegeneration, dem *Nyugat* (*Westen*), einen längeren Artikel über den italienischen Futurismus und weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß diese neu entstandene Kunstrichtung gleichzeitig auf Erneuerung sowohl in der Kunst selbst als auch in der Politik zu zielen vermöge. Szabó gibt jedoch in diesem Artikel noch einen weiteren Impuls für die sich formierende literarische Avantgarde, der in allen drei Ländern entscheidende Bedeutung haben soll – er streicht die Bedeutung der Poesie von Walt Whitman hervor.<sup>24</sup>

Im Schaffen des amerikanischen Dichters erblickt man eine bejahende, lebenszugewandte und am Diesseits orientierte frohe Dichtung, die sich sozusagen „das Leben“ zum Stoffe nimmt. Einer der herausragendsten Vertreter des tschechischen Poetismus, Vítězslav Nezval hat es einmal so beschrieben: „Die Natur, die Großstadt, ja, auch die märchenhaften Wunder hatten Zugang zu der wiederentstandenen Welt, Alltäglichkeit und auch Pathos, Gegenständlichkeit und auch Schwindelgefühl erzeugende Saltos kamen zur Geltung in dem neuen natürlichen Spiel ohne Regeln. Gerade darin lag die erregende Schönheit des neuen Schaffens, daß das, was ich heute zu definieren versuche, keine Regeln hatte, daß die neue Poesie sich offenen Auges nach Art der Blinden selbst ertastete.“<sup>25</sup>

Wie Nezval hier andeutet, tritt, durch diese veränderte Wahrnehmung bedingt, zum Beispiel der freie Vers in die Poesie ein; der polnische Futurist Jerzy Jankowski betont in diesem Zusammenhang die Übereinstimmung der Rhythmen des Lebens und der Kunst. Wie Lam darauf hinweist, nimmt auf diesen Aspekt der direkten Korrespondenz von Dichtung und Wirklichkeit unter anderem auch Bolesław Leśmian<sup>26</sup> in seiner Essayistik Bezug: „Der Gedanke, vom Rhythmus gewiegt, nimmt jene elementaren Schwingungen und Wandelbarkeit an, die ihn mit dem Leben selbst verbinden, wobei sie in ihm, wie in einem für jede Bewegung und jeden Schimmer empfindlichen Spiegel die uns niemals bekannte 'Äußerlichkeit', die geheimnisvoller als die eigene Seele ist, widerspiegelt.“<sup>27</sup>

Es läßt sich also erkennen, daß Anzeichen avantgardistischer Elemente in den einzelnen Literaturen vom Schaffen noch stark in der Moder-

---

<sup>23</sup> Siehe zu den folgenden Ausführungen: Deréký 1991, S. 11-17.

<sup>24</sup> Zur Rezeption von Whitman siehe für die tschechische (u.a. A. Gottwald und K. Teige) und die polnische (J. Jankowski, J. Tuwim, K. Wierzyński) Literatur: Drews 1983, S. 138-140 und 145-152 sowie für die ungarische (D. Szabó und L. Kassák) Literatur: Deréký 1991, S. 13-16.

<sup>25</sup> Nezval 1988, S. 138.

<sup>26</sup> Vgl. Lam 1990, S. 21-27; zum Einfluß der Philosophie Bergsons: Drews 1983, S. 119-121 sowie 127-129.

<sup>27</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 26.

ne verhafteter Dichter ausgehen. In den Erneuerungsbestrebungen orientiert man sich gerne an den aktuellen Erscheinungen der Zeit, wie der Industrialisierung, dem Aufschwung der Arbeiterbewegungen, oder am Entstehen neuer Kunstformen, wie Kino, Kabarett und Varieté.

Dennoch führt die meist um 1905 einsetzende „Krise“ der Moderne nicht unmittelbar zum Entstehen avantgardistischer Gruppen. Dieses Faktum, wie es Gazda für die polnische Literatur beschrieben hat, scheint hier für alle drei behandelten Literaturen charakteristisch zu sein.<sup>28</sup>

## 2.2 Die erste Phase der Avantgarde (bis 1921/22)

### 2.2.1 Das erste Auftreten der Avantgarde

Das erste Zeichen der tschechischen Avantgarde setzt die sogenannte Generation des Jahres 1914 mit der Publikation ihrer literarischen Texte in dem von ihnen herausgegebenen *Almanach na rok 1914* (*Almanach für das Jahr 1914*). Für diese zwar nur lose formierte Gruppe, der zum Beispiel die Brüder Karel und Josef Čapek angehören, sucht Neumann ein theoretisches Programm zu formulieren. Er veröffentlicht am 9. August 1913 in der Brünner *Lidové noviny* (*Volkszeitung*) seinen Aufsatz *Otevřená okna* (*Offene Fenster*), einen Angriff auf die Generation der Jahrhundertwende lancierend: „Was wollen wir eigentlich, wenn nicht dem geschätzten Volke die löchrigen Backenzähne des ästhetischen, positiv politischen und realistischen Widerkäuens à la Machar heraus schlagen, und ihm an ihrer Stelle echte, gesunde, scharfe und hungrige futuristische Reißer einzusetzen?“<sup>29</sup>

Dieser Aufsatz ist Teil einer ganzen Reihe von Artikeln, in welchen Neumann versucht, das Wesen und die Ziele der neuen Dichtung zu umreißen.<sup>30</sup> Von Erscheinungen der zeitgenössischen europäischen Avantgarde ausgehend, plädiert er für eine Kunst, die die Realität selbst zum Vorbild habe und sich alles zum Thema machen könne, womit aber auch eine Auflösung fester Formen in der Kunst einhergehe.

Das Bemühen um eine Symbiose aktueller künstlerischer Tendenzen wird insbesondere aber bei Lajos Kassák erkennbar, der in der 10. Nummer seiner 1915 zusammen mit Deszö Szabó gegründeten Literaturzeitschrift *A Tett* (*Die Tat*) einen Text unter dem Titel *Program* (*Programm*) veröffentlicht.<sup>31</sup> Darin wendet er sich überhaupt gegen die Zuordnung zu einem bestimmten Ismus, ganz besonders lehnt Kassák jedoch den Futurismus, ob dessen Kriegsbegeisterung, ab. Vielmehr versucht er die Literatur als ein soziales Phänomen zu beschreiben und fordert, daß sie von den Dingen der

<sup>28</sup> Vgl. Gazda 187, S. 134.

<sup>29</sup> Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 27.

<sup>30</sup> Siehe dazu: Drews 1983, S. 81-84.

<sup>31</sup> Auszugsweise abgedruckt bei: Szabolcsi 1973, S. 289-290.

neuen Realität, wie von Lokomotiven, Telegraphen und Flugzeugen, in vollem Umfang Kenntnis nehmen müsse (ihr Subjekt sei der ganze Kosmos), was sich aber auch in einem erneuerten sprachlichen Ausdruck niederzuschlagen vermöge, der eben aus der „Seele“ dieser Objekte der neuen Welt komme. Dieses neuen sprachlichen Ausdruckes bedient sich Kassák aber auch in seinem Anti-Kriegsgedicht *Brrr ...bum ...bumbum ...bum ...* (1915), wenn er ein Gefecht beschreibt:

Fu-u-ujjjiii [...]bum [...]bururu-u [...]bumm [...]bumm [...]siü-cupp, paka-paka-paka-paka-brura-rü-ü-ü-ü [...]fru-urru-u-u-u [...]pikk [...]frrrrrrru-u-u-u ( [...])<sup>32</sup>

Sich ebenfalls einer Erneuerung der Kunst verschreibend, tritt um 1912/1913 in Polen der Futurist Jerzy Jankowski hervor; auch er bemängelt den fehlenden Kontakt der Literatur mit der sie umgebenden Gegenwart, mit den Erscheinungsformen der Zeit. Wie Kassák versucht Jankowski, den sprachlichen Ausdruck unmittelbarer und direkter zu machen, was auf dem Wege einer veränderten Orthographie gelingen soll – seinen Namen schreibt er *Yeży Yankowski*. Die Futuristen um Bruno Jasioński werden dieses Verfahren noch einmal in den zwanziger Jahren aufgreifen.

Auf der Suche nach neuen Positionen treten die ersten Signale der beginnenden Avantgarde in allen drei Ländern meist unter dem inspirierenden Eindruck zeitgenössischer europäischer Avantgarde-Strömungen hervor, wobei der Bogen vom Futurismus über den Expressionismus bis zu Apollinaire reicht.<sup>33</sup> Die Rezeption ist jedoch stets eine produktive, da versucht wird, auf den gewonnenen Erkenntnissen aufzubauen.

In Tschechien und in Ungarn stehen bereits Publikationsorgane zur Verfügung, und Kassák wie Neumann treten auch als Verfasser programmatischer Texte hervor. In der scharfen Wendung gegen die Moderne kommt weiters ein gewisses Moment des Anti-Traditionalismus zum Ausdruck, das sich allerdings nicht gegen die gesamte nationalliterarische Tradition richtet. Die Avantgarde tritt also vorerst nicht durch einen so gewaltigen Paukenschlag auf, wie er etwa Marinetti in Italien begleitet hatte.

---

<sup>32</sup> Das Gedicht ist zweisprachig abgedruckt in und hier zitiert nach: Hein [Hrsg.]1991, S. 100-103. Die hier geforderte radikale Spracherneuerung führte auch zu einer Kritik an Kassák von Seiten Mihaly Babits, dem Herausgeber des *Nyugat*: siehe dazu: Deréky 1991, S. 16-17.

<sup>33</sup> Siehe weiters – zur Wirkung Bergsons auf die Dichter dieser Zeit: Drews 1983, S. 126-131 (Polen) sowie 131-137 (Tschechien).

## 2.2.2 Das Entstehen avantgardistischer Gruppen nach dem Ersten Weltkrieg<sup>34</sup>

Endre Bojtár nennt in seiner Arbeit über die osteuropäische Avantgarde insbesondere drei außerliterarische Faktoren, welche mit dem Entstehen der avantgardistischen Gruppen nach dem Ersten Weltkrieg untrennbar verbunden sind und die auch auf alle drei hier diskutierten Länder zutreffen.<sup>35</sup>

Dazu zählt erstens jener Umstand, daß nach dem Krieg nach teilweise langer Zeit wieder ein unabhängiger tschechischer (zusammen mit der Slowakei als ČSR), ein polnischer sowie ein ungarischer Staat entstehen. Für das dadurch zweifelsfrei motivierte politische und gesellschaftliche Engagement gilt als „materielle“ Basis die ebenfalls zu dieser Zeit neu entstandene Sowjetunion sowie der Aufschwung der Arbeiterbewegung.

Unter Berücksichtigung alldessen soll somit der Anspruch der sich nun formierenden Avantgarde lauten, zusammen mit der künstlerischen (wobei man hier bereits auf die Erscheinungen vor oder während des Krieges zurückgreifen kann) auch eine gesellschaftliche Erneuerung zu vollziehen. Während oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg kommt es daher in allen drei Ländern zum Entstehen von avantgardistischen Gruppen, die ihre Grundsätze in Manifesten bzw. Programmen veröffentlichen.

Noch einmal wird die Abgrenzung zu anderen zeitgenössischen Avantgarde-Gruppen betont, und so gibt das Motto, das man diesem Abschnitt der Avantgarde überschreiben könnte, der polnische Futurist Bruno Jasiński in seinem *Manifest w sprawie poezji futurystycznej (Manifest in Sachen futuristischer Dichtung)* aus, wenn er ausruft: „Wir haben nicht vor, im Jahre 1921 das zu wiederholen, was sie bereits im Jahre 1908 getan haben.“<sup>36</sup> Diesen Ansatz präzisiert Karel Teige in seinem Aufsatz *Obrazy a předobrazy (Bilder und Vorbilder)*, mit welchem er der ersten tschechischen Avantgarde-Gruppe, dem 1920 gegründeten Umělecký svaz Devětsil (Künstlervereinigung Devětsil) einen anfänglichen programmatischen Entwurf zur Seite stellte.<sup>37</sup> Darin bemängelt Teige, daß sich die „gestrige Kunst“, wozu er unter anderem Expressionismus und Futurismus zählt, allein mit dem ästhetischen Wert der Dinge beschäftigt hätte, das heißt der Motiv- und Bildgehalt der Poesie sei zwar durch die Errungenschaften der modernen Zeit beträchtlich erweitert worden, dennoch hätte man an dieser Stelle halt gemacht und wäre etwa auf das Verhältnis von Kunst und Realität

<sup>34</sup> Aus Platzgründen ist es leider nicht möglich alle zu dieser Zeit repräsentierten Strömungen zu besprechen, ich muß daher leider die dem Expressionismus nahestehenden Gruppen Zdrój (Quelle; aus Posen) und die Pferover Literární skupina (Literarische Vereinigung), den Warschauer Skamander sowie die Budapester *Magyar Írás* von Tivadar Raith übergehen.

<sup>35</sup> Siehe dazu: Bojtár 1992, S. 33-36.

<sup>36</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 199.

<sup>37</sup> Abgedruckt in: Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 34.

tät nicht eingegangen: „Ohne eine solche Bewertung der geistigen Ganzheit des Lebens mußte sie lediglich in ihrem Formalismus und Ästhetizismus verharren.“<sup>38</sup>

Zu einer ähnlichen Schlußfolgerung kommt Kassák, der in einem seine Bewegung – den sogenannten Aktivismus – begründenden Artikel<sup>39</sup> sich ebenfalls vom Futurismus, der ihm zu sehr an der Oberfläche verhaftet erscheint, abgrenzt und die „neue Kunst“ betreffend weiter ausführt: „This is not art which exists apart from me; it is myself, all my humanity contained in words.“<sup>40</sup> Deswegen versucht man nun durch sein Schaffen ein neues Modell sowohl für die Kunst wie auch für das (gesellschaftliche) Leben zu liefern. Generell gesprochen soll die „Erneuerung“ in allen Sphären des Lebens parallel vollzogen werden, man will nun also auch die Politik verändern.

Deshalb fordern etwa die polnischen Futuristen in ihrem gemeinsamen Credo, in Jasieńskis *Do narodu polskiego. Manifest w sprawie natychmiastowej futuryzacji życia* (*An das polnische Volk. Manifest in Sachen der sofortigen Futurisierung des Lebens*), die Gründung einer gesamtpolnischen futuristischen Partei sowie „vom Parlament der konstitutionellen Republik Polen die sofortige Verabschiedung einer Verordnung, die dem Künstler ähnlich wie dem Parlamentsabgeordneten Immunität gewährt. Der Künstler ist genauso ein Volksvertreter wie der Abgeordnete.“<sup>41</sup>

Zu konkretem politischem Engagement kommt es hingegen vorerst beim Devětsil, und zwar zu einer Zusammenarbeit mit der Kulturabteilung der tschechischen kommunistischen Partei, dem von Neumann geleiteten Proletkult, dem auch mehrere Devětsil-Mitglieder beitreten. So heißt es dazu in Teiges bereits erwähnter Studie *Obrazy a předobrazy*: „Die Arbeit der bildenden Künstler, Dichter, Bauern, Arbeiter, Denker und Wissenschaftler steht gemeinsam neben der des Soldaten der Revolution: ihre Aufgabe ist die gleiche. Sie realisieren keine Theorien, sondern sie schaffen die neue Welt.“<sup>42</sup>

Sofort nach dem Verbot von *A Tett* im Jahre 1916 gründet Kassák eine neue Zeitschrift unter dem Titel *Ma* (*Heute*), die bis 1919 noch in Budapest und von 1920 bis 1925 in Wien erscheinen soll. Er führt zwar einige ästhetische Positionen, die er in dem oben erwähnten *Program* dargelegt hat, fort, betont aber darüber hinaus in der Budapester Phase der Zeitschrift auch die gesellschaftliche Aufgabe der neuen Kunst, die sich in ihrer Attitüde ebenfalls dem Kommunismus nähert.<sup>43</sup> Der Bewegung, die von diesem Standpunkt ausgeht, gibt Kassák – wie bereits erwähnt – selbst den Namen

<sup>38</sup> Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 34.

<sup>39</sup> Siehe dazu: Szabolcsi 1973, S. 290-292.

<sup>40</sup> Zit. nach Szabolcsi 1973, S. 291.

<sup>41</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 196.

<sup>42</sup> Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 34.

<sup>43</sup> Vgl. hierzu: Deréky 1991, S. 17-18.

Aktivismus.<sup>44</sup> Kassák tritt hier für eine dezidiert linke Massenkunst ein, die Kunst soll möglichst für alle und jeden bestimmt sein, ganz besonders aber den arbeitenden Menschen erreichen. Es ist dies eine Position, die identisch von Jasiński vertreten wird, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Mit Gedichten wie *Fiatal munkás (Junger Arbeiter)* von 1919 spricht Kassák auch direkt Zielgruppen seiner Poesie an – mit Erfolg, da der Kongreß der ungarischen Jungarbeiter die Kunst des *Ma*-Kreises für seine zukünftige erklärt.<sup>45</sup> Obwohl man also nicht ein unmittelbares Engagement innerhalb einer Partei anstrebt wie der Devětsil – ein Faktum, das auch zur Spaltung des *Ma*-Kreises beiträgt, denkt man doch daran, der am 21. März 1919 ausgerufenen Räterepublik sein Kunstmodell als „offizielle Kunst [...] anzubieten“.<sup>46</sup> Béla Kun erteilt dem auf einer Rede der Landesparteierversammlung der Kommunistischen Partei eine Absage: „Ein neues geistiges Leben, eine neue Kultur muß aus dem Proletariat entstehen, und ich vertraue auf die schöpferische Kraft des Proletariats, auf jene schöpferische Kraft, die Institutionen zerstört und Institutionen geschaffen hat, diese Kraft wird auch im geistigen Leben ihre Entfaltung finden. Zweifellos wird das nicht die Literatur der ‘MA’ sein, die ein Produkt der bürgerlichen Dekadenz ist.“<sup>47</sup>

Schon am nächsten Tag veröffentlicht Kassák im *Ma* seine Reaktion, den *Levél Kun Bélához a művészet névében (Brief an Béla Kun im Namen der Kunst)*, worin er zwar betont, daß sich der Dichterkreis bereits seit den Zeiten von *A Tett* dem Kommunismus verpflichtet fühle, jedoch klarstellt: „Denn wir haben jenseits jeder Parteipolitik, jeder nationalen wie rassenmäßigen Ideologie begonnen, in Richtung des unerreichbaren Endziels für den Menschen, in dem das Weltbild lebt, zu kämpfen. Und all dies nicht in bürgerlicher Dekadenz, nicht verlassen in unserer Versessenheit, sondern im Glauben an unseren Kampf für den Frieden, in demselben Geloben und Kampf wie die russischen Bolschewiki in der Politik. [...] Bei uns ist die Kunst kein l’art pour l’art Spiel, bei uns ist schön, was gut ist, für uns ist das Ziel des Lebens nicht der Klassenkampf.“<sup>48</sup>

Aus ähnlichen Gründen kommt es auch in Tschechien zu einer Entzweiung von Politik und Kunst. Wie erwähnt sieht Teige die Kunst ebenfalls als aktiven Faktor im Rahmen der gesellschaftlichen Revolution, wohingegen Neumann die Erneuerung der Kultur erst infolge politischer Umbildung sehen wollte. Dieser Disput veranlaßt Teige zum Verfassen seines Aufsatzes *Proletářské umění (Die proletarische Kunst)*.<sup>49</sup> Er schreibt darin,

<sup>44</sup> Siehe zum Zusammenhang zwischen dem Aktivismus und dem Expressionismus: Szabolcsi 1973, 290-291 sowie Deréky 1991, S. 18.

<sup>45</sup> Siehe: Deréky 1996, S. 58.

<sup>46</sup> Deréky 1996, S. 57.

<sup>47</sup> Zit. nach Farkas [Hrsg.] 1979, S. 230.

<sup>48</sup> Zit. nach Farkas [Hrsg.] 1979, S. 233.

<sup>49</sup> Siehe dazu: Hansen-Löve 1975, S. 73-76.



daß die Kunst, die sich an alle Menschen richte, insbesondere die Aufgabe habe, diese zu unterhalten und zu erfreuen, was sich unter anderem in einer Fülle von Themen, die eben dem Zielpublikum nahestehen, äußern soll.

Der polnische Futurismus wird ab 1918 im wesentlichen von zwei Gruppen repräsentiert: eine, die sich in Warschau um Anatol Stern und Aleksander Wat bildet und eine in Krakau, der eben Jasiński angehört und die sich zuvor gewissermaßen aus dem Kreis rund um die Zeitschrift *Formiści* (*Die Formisten*) gebildet hat. Die Vereinigung beider futuristischer Gruppen am 7. Februar 1921 im Krakauer Klub Katarynka (Der Leierkasten) bedeutet unter dem Gesichtspunkt der Vergleichbarkeit des polnischen Futurismus mit anderen europäischen Avantgarde-Bewegungen eine besondere Synthese, denn ist Jasiński, der bis 1918 in Rußland weilte, vor allem mit Majakowskij und dem russischen Ego-Futurismus bekannt, so orientieren sich Stern und Wat eher am Dadaismus.<sup>50</sup>

In den beiden bereits erwähnten Manifesten, die Jasiński verfaßt hat, erblicken wir Parallelen in der Formulierung ästhetischer Positionen zu Teiges *Proletařské umění*. Trotz einer scharfen Wendung gegen die Tradition zollt Jasiński der romantischen Literatur Tribut, „weil sie mit dem Saft und dem Blut des umstürzenden Lebens selbst geschrieben worden ist, weil sie der Pulsschlag und Aufschrei ihrer Tage war, weil sie so gewesen ist, wie allgemein und ausschließlich jedwede Kunst sein kann und muß. [...] Die Kunst sollte Elixier und Freude des Lebens sein und nicht dessen Klageweib und Trösterin. Wir brechen ein für allemal mit den Fiktionen der sogenannten 'reinen Kunst', der 'Kunst um der Kunst willen', der 'Kunst für das Absolute'. Die Kunst muß einzig und vor allem menschlich sein, d.h. für die Menschen, für die Masse da sein, demokratisch und allgemein.“<sup>51</sup>

Noch im selben Jahr kommt es zu einer Gemeinschaftsarbeit der Futuristen mit anderen polnischen literarischen Gruppen, die sich in der Herausgabe der Zeitschrift *Nowa Sztuka* (*Neue Kunst*) manifestiert. Obwohl dieses Projekt als Versuch gewertet werden kann, gewisse ästhetische Positionen des Futurismus weiterzuführen, markiert doch spätestens das Erscheinen des *Almanach Nowej Sztuki* (*Almanach der neuen Kunst*) in den Jahren 1924 und 1925 das Ende dieser Bewegung.<sup>52</sup> Denn schon zwei Jahre früher läßt sich eine abschließende Auseinandersetzung mit dem Futurismus bemerken. Ab 1922 erscheint nämlich in Krakau die von Tadeusz Peiper redigierte *Zwrotnica* (*Die Weiche*). Der um diese Zeitschrift versammelte Kreis, dem neben Peiper etwa auch Julian Przyboś angehört, bildet die klassische polnische Avantgarde – die Awangarda Krakowska (Krakauer Avantgarde). In der sechsten Nummer der *Zwrotnica*, vom Oktober 1923,

<sup>50</sup> Vgl. dazu: Drews 1983, S. 219-222 sowie Lam 1990, S. 161-162.

<sup>51</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 190-192.

<sup>52</sup> Siehe dazu: Drews 1983, S. 66-68 (zum Beispiel zu Jasińskis Gedicht *Do futurystów*) sowie Lam 1990, S. 172-175.

erscheint Jasiński's Text *Futuryzm polski – bilans* (*Der polnische Futurismus – Bilanz*). Er versucht darin noch einmal die Verdienste der Bewegung zusammenzufassen, die er vor allem in der Einführung der Maschine in die Kunst erblickt, nämlich „durch die Konstruktion neuer Organismen, auf Grundlage maschineller Gesetzmäßigkeiten: Ökonomie, Zielgerichtetheit und Dynamik.“<sup>53</sup> In derselben Nummer ist jedoch auch Peipers Aufsatz *Futuryzm* (*Der Futurismus*) abgedruckt, eine umfassende Analyse und Kritik des europäischen Futurismus. Zwar stellten die Bemühungen, Erscheinungen des Alltags und der modernen Zivilisation in die Literatur einzuführen, eine Bereicherung der modernen Ästhetik dar, der Futurismus habe aber das Verhältnis zwischen Maschine und Mensch falsch bewertet, wodurch eine Eliminierung des Letzteren aus der Literatur vollzogen werde. Peiper wendet sich auch gegen die Zerstörung oder Mißachtung formaler, ordnender Prinzipien der Sprache, wie Syntax und Grammatik, sowie gegen die Vernachlässigung des logischen Aufbaus eines literarischen Werkes. Dieser Artikel dient Peiper weniger dazu, etwa eine Geschichte oder Poetik des Futurismus zu erarbeiten, als vielmehr zur Untermauerung seines Standpunktes<sup>54</sup>, den er in mehreren theoretischen Arbeiten in den ersten fünf Heften der *Zwrotnica* umreißt und die das Fundament der Awangarda Krakowska bilden.

Wie schon zuvor bei Teige, wird nun auch bei Peiper der Versuch deutlich, die neuen Erkenntnisse und Errungenschaften, die durch das Wirken nach dem Weltkrieg entstandener Avantgarde-Gruppen zu Tage getreten sind, kritisch zu bewerten und, auf ihnen aufbauend, sich erneut auf die Suche nach einer Ästhetik zu begeben.

Kassák und mit ihm der Budapester *Ma*-Kreis sieht sich dazu nicht nur etwa durch den äußeren Umstand der Flucht nach Wien (bedingt durch die drohende Verhaftung) veranlaßt.<sup>55</sup> Im Sinne einer Neubewertung seiner aktivistischen Kunst erscheint (auf deutsch) in der ersten Nummer des „Wiener“ *Ma* sein Text *An die Künstler aller Länder*, worin vor allem die „Umarmung der Gegenwart“ sowie die – wie vorhin bei Peiper – Bestimmung des Menschen als Hauptsubjekt der Literatur zum Ausdruck kommen. Kassák sucht dies unter anderem in seinem *Levél a művészetről* (Brief über die Kunst) zu verdeutlichen: „Wir stehen zwischen dem Gewesenen und dem Zukünftigen. Neue Perspektiven rufen. Der Mensch ist zu neuem Glauben erwacht: Wir hassen die herrschenden Äußerlichkeiten und sind erfüllt vom mächtigen Wunsch nach einer neuen Synthese. Morgen schon betreten die Schaffenden neue Wege, die zum Ziel führen. Heute sind wir, ist unser gepeinigtes Leben Sarg der Vergangenheit und Brutstätte der Zukunft zugleich.“<sup>56</sup>

---

<sup>53</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 320.

<sup>54</sup> Vgl. Drews 1983, S. 75.

<sup>55</sup> Siehe dazu: Deréky 1996, S. 58-60.

<sup>56</sup> Zit. nach Deréky 1991, S. 41.

Überblickt man nun zusammenfassend diesen Abschnitt der Avantgarde, so fällt wohl zuerst die Intention ihrer Exponenten zu künstlerischer und gesellschaftlicher Veränderung auf, das heißt das Bemühen, ein Modell zu schaffen, das gleichermaßen sowohl in der Kunst als auch im Leben anwendbar scheint. Die nun folgende zweite Phase der Avantgarde zeichnet sich schon innerhalb der ersten ab, wobei als äußere Umstände sicherlich der Bruch zwischen der offiziellen Politik und den Schriftstellern (Teige und Proletkult; Kassák und Kun), respektive das Auftreten neuer Persönlichkeiten, wie Peiper, zu nennen wären. Darüber hinaus findet eine konsequente Auseinandersetzung mit den, die aktuellen avantgardistischen Strömungen kennzeichnenden, ästhetischen Prämissen statt, auf welchen aufbauend neue Programme entworfen werden.

### 2.3 Die zweite Phase der Avantgarde (ab 1922)

Wie schon gesagt ließe sich die „inhaltliche“ Umorientierung innerhalb der ungarischen Avantgarde zeitlich etwa an der Emigration des *Ma*-Kreises nach Wien festmachen.<sup>57</sup> In seinem Vorwort zum 1922 in Wien erscheinenden *Új művészek könyve (Buch neuer Künstler)* schreibt Kassák: „Die wirkliche Kunst ist also die vollste Realität. [...] Die wirkliche Kunst, als Synthese des gegenwärtigen Lebens, ist das Ziel selbst.“<sup>58</sup> Notwendige „Vorarbeiten“ seien dabei vom Dadaismus und Kubismus geleistet worden. Hätten die Dadaisten in ihrem Glauben an Zerstörung die Gegenwart vom Ballast der Vergangenheit befreit, so wäre es dem Kubismus zu verdanken, den Aufbau und die Struktur der Dinge freigelegt zu haben.

Auch Peiper betont in dem der ersten Nummer von *Zwrotnica* vorangestellten Artikel mit dem vielbedeutenden Titel *Punkt wyjścia (Ausgangspunkt)* die Kopplung der neuen Kunst an die unmittelbare Gegenwart: „Die ZWROTNICA möchte die Wende zum Jetzt sein. Sie strebt danach, den Nerv der Gegenwart in unseren Menschen hineinzunähen. [...] Sie strebt danach, dem Stil unserer Epoche zu folgen und deren Haupt zu weißeln, nachdem sie dieses zuvor auf ihre eigenen eisernen Rippen gesetzt hat.“<sup>59</sup>

Teiges Aufsatz *Proletařské umění*, der wie erwähnt zum Bruch in der Zusammenarbeit zwischen dem Devětsil und Neumanns Proletkult führte, bedeutet für die tschechische Avantgarde den Beginn einer längeren Suche nach neuen Positionen<sup>60</sup>, an deren Ende wohl Teiges 1924 erschienenes

---

<sup>57</sup> Leider kann hier aus Platzgründen nicht auf das Schaffen anderer dem *Ma*-Kreis nahestehender Persönlichkeiten eingegangen werden. Siehe aber: Deréky 1991, S. 97-102 (zu Tibor Dery) oder 105-111 (zu Andor Németh).

<sup>58</sup> Zit. nach Deréky 1991, S. 127.

<sup>59</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 250.

<sup>60</sup> Dazu genauer: Hansen-Löve 1975, S. 16-19.

Manifest *Poetismus* stehen mag. Poetismus steht dabei für eine „Kunst des Lebens, die Kunst zu leben und zu genießen“.<sup>61</sup>

„Gegenwart“ und „Leben“ sind also, wie aus den drei Zitaten ersichtlich wird, jene Ansätze, von welchen die theoretischen Überlegungen zur „neuen Kunst“ ausgehen. Was für ihn „vollste Realität“, das heißt „Gegenwart“ ist, beschreibt Kassák ebenfalls in dem bereits erwähnten Vorwort zu *Új művészek könyve*: „Und erst heute wurde uns die unbezwingliche Kraft des Menschen klar, in den Wolkenkratzern New Yorks, in den Berge verschlingenden Viadukten, den Prärien durchströmenden Lokomotiven, in den schwebenden Brücken über den Gewässern, den Röntgenmaschinen, den sich das menschliche Eingeweide erschließt, kurz in allem, was mit einem Sieg über Gottes Geschöpfe gleichbedeutend ist.“<sup>62</sup>

Auch Peiper formuliert in dem bereits erwähnten Aufsatz *Punkt wyjścia* seine „Umarmung mit der Gegenwart“: „Stadt, Maschine, Masse und ihre Folgen: Geschwindigkeit, Erfindungsreichtum, Neuheit, die Macht des Menschen und der Epoche, das Ringen mit dem Himmel, der Flug auf stählernen Schwingen, das Bad im erquickendsten Alkohol des Tages, der Sprung in das Jetzt – werden für uns zum Gegenstand ungekannter Begeisterung werden. Dieses neue Aufwogen des Lebens muß sich auch in der Kunst mitteilen.“<sup>63</sup>

Bei beiden Autoren tritt – neben der Bejahung des Jetzt und des Lebens – noch ein zweiter Aspekt deutlich hervor: Es ist das Bewußtsein, daß es der Mensch ist, der als Schöpfer dieser bewunderten Realität hervortritt. Durch die ihm zugeschriebene Kraft ist es gerade diesem möglich, zu schaffen und die Welt zu gestalten. Teige, der in seinem Poetismus-Manifest von denselben Gegebenheiten wie zuvor Kassák und Peiper ausgeht, erachtet deshalb klar den Konstruktivismus als Grundlage jeder modernen Kunst: „Die neue Schönheit ist aus der konstruktiven Arbeit geboren worden, der Grundlage des modernen Lebens.“<sup>64</sup>

„Kunst, Wissenschaft, Technik berühren sich an einem Punkt“, schreibt Kassák<sup>65</sup> und sieht in der Architektur die reale Umsetzung der konstruktivistischen Kunst, was er – wovon noch die Rede sein wird, „Bildarchitektur“ nennt. Und auch Teige und Peiper richten dementsprechend ihren Blick auf die moderne Stadt. Letzterer formuliert dies klar in seinem berühmten Aufsatz *Miasto. Masa. Maszyna. (Stadt. Masse. Maschine)*. Die Stadt, die nicht zufällig, sondern nach einem Plan entstanden sei, stehe einerseits für die Möglichkeiten, die der Mensch bei der Gestaltung der „rohen“ Natur habe, andererseits stehe diese in einem besonderen Verhältnis zum Menschen selbst. Da nämlich dessen Wünsche, die er als Bewohner

---

<sup>61</sup> Zit. nach Chvatik [Hrsg.] 1991, S. 139.

<sup>62</sup> Zit. nach Deréky 1991, S. 129.

<sup>63</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 250.

<sup>64</sup> Zit. nach Chvatik [Hrsg.] 1991, S. 140.

<sup>65</sup> Zit. nach Deréky 1991, S. 129.

der Stadt an ihre Gestaltung, an ihre Struktur habe, beim Bau stets berücksichtigt würden, gingen die Organismen des Menschen und der Stadt ineinander über: „Der Organismus des Menschen paßt sich an die Stadt an, und die Stadt paßt sich an den Organismus des Menschen an.“<sup>66</sup> Teige sieht ebenfalls gerade in der Stadt und in der Stadtarchitektur die Verwirklichung grundlegender Prinzipien des Konstruktivismus<sup>67</sup>, da nämlich zum Beispiel im Wohnungsbau die Erfüllung gesellschaftlicher Erfordernisse mit der Entwicklung neuer ästhetischer Formen verbunden werden könne: „[...] moderne Formen und Gebilde sind das Resultat zielbewußter Arbeit, in vollkommener Durchführung nach dem Diktat des Zwecks und der Ökonomie erzeugt. Sie [= die Stadt] hat sich die Berechnung des Ingenieurs einverleibt und sie mit dichterischer Vision erfüllt. Die Wissenschaft vom Bauen der Städte, der Urbanismus, lieferte solcherart hinreißende und dichterische Werke; der Grundriß des Lebens, Vor-Bild der Zukunft, Utopie, die von der roten Zukunft verwirklicht werden wird.“<sup>68</sup>

Wie die neue Kunst sei, die auf den hier dargelegten Prämissen aufbaut, sagt Kassák in seinem Aufsatz *Képarchitektúra* (Bildarchitektur): „Schaffen ist die konstruktive gute Tat. Konstruktion ist Architektur. Das absolute Bild ist die Bildarchitektur. [...] Sie kam als Repräsentant der Zeit und bescherte uns die Erkenntnis der Fläche, als real nutzbaren Raum und die Formen des kollektiven Lebensglaubens. Die Bildarchitektur baut nicht in die Fläche hinein, sondern aus der Fläche heraus. Sie nimmt einfach die Fläche als gegebenes Fundament, öffnet nichteinwärts Perspektiven, was immer nur illusionistisch sein kann, sondern sie tritt mit ihren aufeinandergelegten Farben und Formen in den realen Raum, und so bekommt das Bild die unendliche Möglichkeit des Bildlebens: die natürliche Perspektive. [...] Die Bildarchitektur ist eine Stadt amerikanischen Kalibers, ein Aussichtsturm, ein Sanatorium der Lungenkranken und will auch ein Volksfest sein. Denn Bildarchitektur ist Kunst, Kunst ist Schaffen und Schaffen ist alles.“<sup>69</sup>

Die Kunst als Volksfest – diese Maxime schreibt sich insbesondere der Poetismus auf seine Fahnen und erklärt eine Kunst, die nicht zu unterhalten und zu erfreuen imstande sei, als tot. Kassák, der hier die für die konstruktivistische Kunst wichtigen Prämissen formuliert, scheint besonders im letzten Abschnitt des Zitates noch einmal seine Formel von der Kunst als „Synthese des gegenwärtigen Lebens“, einer die ganze Realität umfassenden Kunst, zu präzisieren – einer Kunst, die deswegen Kunst ist, da sie schafft.

Was Kassák unter dem Begriff „Bildarchitektur“ summiert, legt Peiper in seinem Aufsatz *Metafora terażniejszości* (*Die Metapher der Gegen-*

---

<sup>66</sup> Zit. nach Lam 1990, S. 256.

<sup>67</sup> Siehe dazu: Hansen-Löve 1975, S. 164-168 sowie 261-274.

<sup>68</sup> Zit. nach Chvatík [Hrsg.] 1991, S. 140.

<sup>69</sup> Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 208.

wart)<sup>70</sup> anhand derselben dar. Denn auch hier verbildlicht sich die Gegenwart gerade durch den Akt des Schaffens, durch die künstlerische Arbeit, die an ihr geleistet wird. Die Metapher forme nicht zuletzt auch durch die ihr eigene Zusammenfügung von oft nicht unmittelbar zueinandergehörenden Begriffen, von divergierenden Eindrücken, die Wirklichkeit um.

Die Arbeit an der Wirklichkeit und ihre Konstruktion durch den Schöpfer Mensch wären wohl jene Schlagwörter, mit denen sich diese Phase der Avantgarde überschreiben ließe. Mit dem Zerwürfnis zwischen den Literaten und der Politik<sup>71</sup>, mit der Aufsplitterung des simultanen Verlaufs der Revolutionierung von Kunst und Gesellschaft, war die zweite Phase der Avantgarde eingeführt worden. In allen drei Literaturen kommt es nun zur Herausbildung von prägnanten Strömungen, die als charakteristisch für das jeweilige Land erachtet werden können. Nicht zuletzt deshalb, da sich eine konsequente Auseinandersetzung mit anderen zeitgenössischen europäischen Avantgarde-Strömungen bereits innerhalb der ersten Phase beobachten ließ. Diese beiden Phasen gehen ja auch – wie oben angedeutet wurde – gewissermaßen ineinander über.

## 2.4 Der Übergang zu den dreißiger Jahren – Schlußbemerkung

Ab Mitte der zwanziger Jahre kommt es zur Auflösung der hier diskutierten Avantgarde-Gruppen. Der *Ma*-Kreis kehrt fast geschlossen nach Budapest zurück, wo man – unter anderem durch die Arbeit an der Zeitschrift *Dokumentum* (*Dokument*) sowie durch eine Zusammenarbeit mit der von Aládar Tamás redigierten Zeitschrift *Új Föld* (*Neuer Globus*) – eine Revitalisierung der avantgardistischen Bewegung und ihrer Literatur versucht.<sup>72</sup> Ähnliches wollen nicht zuletzt auch Teige und der Devětsil mit der Gründung der *Revue Svazu Moderní Kultury „Devětsil“ – ReD* (*Revue der Vereinigung der modernen Kultur „Devětsil“ – ReD*)<sup>73</sup> erreichen. Obwohl beide Zeitschriften einem hohen künstlerischen Niveau gerecht zu werden vermögen, können sie den Zerfall der klassischen Avantgarde der zwanziger Jahre nicht mehr aufhalten.

Damit ist aber nicht nur zeitlich am Ende der zwanziger Jahre ein Wendepunkt markiert; es kommt in allen drei Literaturen zu einem erneuten Engagement in politischer Hinsicht.

---

<sup>70</sup> Abgedruckt in: Lam 1990, S. 271-278.

<sup>71</sup> Kassák bekräftigt dies in *Képarchitektúra* noch einmal: „Heute sehen wir schon klar, daß Kunst – Kunst ist; – und nicht mehr und nicht weniger. Und nicht tendenziösen Klassen- oder Parteiinteressen dient sie, sondern sie selbst ist die reine Lebenstendenz.“ (Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III., S. 208).

<sup>72</sup> Siehe dazu: Deréky 1996, S. 76-79.

<sup>73</sup> Vgl. Hansen-Löve 1975, S. 187-191.

So gründet Kassák 1928 die Zeitschrift *Munka (Arbeit)*, in deren ersten Nummer er einen Artikel unter dem Titel *Proletárművészet vagy szocialista művészet? (Proletarische oder sozialistische Kunst?)* veröffentlicht, der zum Teil an die Budapester Zeit des *Ma*-Kreises und den Aktivismus erinnern mag. Darin verneint er die Existenz einer proletarischen Kunst und erteilt somit auch dem Proletkult eine Absage, da dieser die Kunst einer gesellschaftlichen Klasse sei und man ja gerade die Errichtung einer klassenlosen Gesellschaft anstrebe. Dabei gehe es um eine von diesem „sozialistischen Geist“ geprägte Kunst, eine Kunst, „die das Streben und die Erwartungen der Arbeiterklasse zum Ausdruck bringt [...], die die noch nicht realisierten Gedanken und Sehnsüchte der unterdrückten Massen ausdrückt [...], eine sozialistische, menschliche Kunst, die keine Klassengliederung duldet.“<sup>74</sup>

In Tschechien gründet Teige zusammen mit zwei herausragenden Dichtern des Poetismus, Jaroslav Seifert und Vítězslav Nezval, im Oktober 1929 die *Levá fronta (Linke Front)*, der sich 1930 zum Beispiel auch Neumann anschließt und die sich mit konkret formulierten politischen Zielen *au service de la revolution* zeigt.<sup>75</sup> Und schließlich unternimmt auch Peiper den Versuch, die Avantgarde in den Kontext revolutionärer, gesellschaftlicher Bewegungen zu stellen.<sup>76</sup>

Dies wäre zum Teil der Ausgangspunkt, von dem aus es in den dreißiger Jahren zum Entstehen neuer Gruppen kommt, wie beispielsweise Nezvals 1934 veröffentlichtes Programm *Surrealismus v ČSR (Der Surrealismus in der ČSR)* zeigt. Für die polnische Literatur ist die nun folgende Dekade mit der aus Wilna stammenden sogenannten *Druga Awangarda (Zweite Avantgarde)*, die sich um ihre 1931 in Wilna gegründete Zeitschrift *Żagary* (litauisch für: *Gestrüpp, glimmerndes Reisig*) sammelt und zu der etwa der spätere Nobelpreisträger Czesław Miłosz gehört, verbunden.

Innerhalb der ungarischen Literatur scheint sich hingegen das avantgardistische Geflecht zu zerstreuen, wobei Deréky in diesem Zusammenhang darauf hinweist, daß die gestaltende Kraft der Avantgarde vieles zu der von *Nyugat* bereits 1908 begonnenen Erneuerung der ungarischen Dichtung beigetragen hat. *Nyugat* besteht noch bis 1941 weiter, und auch nach dem Zweiten Weltkrieg scheint der Einfluß der Zeitschrift nicht zu schwinden.

---

<sup>74</sup> Zit. nach Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 53.

<sup>75</sup> Die durch die erste Vollversammlung verabschiedete Proklamation erscheint in der erwähnten *ReD*, sie ist auf deutsch abgedruckt in: Stanisławski/Brockhaus [Hrsg.] 1994, III, S. 60. Siehe dazu auch: Hansen-Löve 1975, S. 374.

<sup>76</sup> Siehe dazu: Olschowsky 1979, S. 42-43. Es muß an dieser Stelle hinzugefügt werden, daß es während den ganzen zwanziger Jahren (wie in der sogenannten ersten Phase stellungsweise angedeutet wurde) eine kontinuierliche Entwicklung der sogenannten „proletarischen“ oder „sozialistischen“ Literatur gegeben hat. Ein guten Überblick bietet: Bojtár 1992, S. 53-71.

Der vorliegende Aufsatz wollte anhand des Vergleiches herausragender Strömungen in drei Literaturen eine überblicksartige Charakteristik der Avantgarde der zwanziger Jahre im Kontext eines mitteleuropäischen Literaturraumes geben. Die Ergebnisse haben gezeigt, daß für weitere Analysen einige Anknüpfungspunkte vorhanden wären.

Ausgehend von der Entwicklung, die sich vor allem in zwei größere Abschnitte teilen ließe, müßte ein nächster konsequenter Schritt die Erarbeitung einer – auch auf parallele Erscheinungen in den anderen Literaturen übertragbaren – „Poetik“ sein, die natürlich auch die dichterischen Äußerungen berücksichtigt. Dies würde auch die Beantwortung der Frage einschließen, ob man zum Beispiel von einem polnischen Futurismus, einem ungarischen Konstruktivismus oder einem tschechischen Surrealismus sprechen kann, oder ob diese Bezeichnungen nicht allzu vereinfachend sind und neue – spezifischere – gesucht werden müßten.<sup>77</sup> Zu beachten wäre weiters auch jene Spezifik der Avantgarde, daß diese ihre Intentionen nicht nur im Bereich der Literatur zu verwirklichen trachtete, sondern gerade die Zusammenarbeit mit Malern, Musikern etc. in den Vordergrund stellte.

Unter Zuhilfenahme des anfangs skizzierten methodologischen Ansatzes scheint so ein weiterer Schritt in Richtung einer synthetischen Erfassung einer literarischen Strömung im Kontext des europäischen Zwischenfeldes möglich zu sein.

## Bibliographie

- BOJTÁR, Endre: *East-European Avant-Garde Literature*. Budapest 1992 (Studies in Modern Philology, 10)
- CHVATÍK, Květoslav [Hrsg.]: *Die Prager Moderne. Erzählungen, Gedichte, Manifeste*. Mit einer Einleitung von Milan Kundera. Frankfurt am Main 1991
- DEDECIUS, Karl [Hrsg.]: *Das junge Polen. Literatur der Jahrhundertwende*. Ein Lesebuch von Karl Dedecius. Frankfurt am Main 1982
- DERÉKY, Pál: *Ungarische Avantgarde-Dichtung in Wien 1920–1926. Ihre zeitgenössische literaturkritische Rezeption in Ungarn sowie in der ungarischen Presse Österreichs, Rumäniens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei*. Wien/Köln/Weimar 1991
- DERÉKY, Pál [Hrsg.]: *Lesebuch der ungarischen Avantgardeliteratur (1915–1930). A Magyar Avantgárd Irodalom (1915–1930) Olvasókönyve*. Budapest/Wien 1996
- DREWS, Peter: *Die slawische Avantgarde und der Westen. Die Programme der russischen, polnischen und tschechischen literarischen Avantgarde und ihr europäischer Kontext*. München 1983 (Forum Slavicum, Band 55)
- ĐURIŠIN, Dionýz: *Vergleichende Literaturforschung. Versuch eines methodisch-theoretischen Grundrisses*. Berlin 1972 (Sammlung Akademie-Verlag, 18; Literatur)
- ĐURIŠIN, Dionýz: Spezifische Formen interliterarischer Gemeinschaften. In: RINNER, Fridrun; ZERINSCHEK, Klaus [Hrsg.]: *Komparatistik. Theoretische Überlegungen und südosteuropäische Wechselseitigkeit. Festschrift für Zoran Konstantinović*, Innsbruck 5.6.1980. Heidelberg 1981. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; Folge 3, Band 51), S. 63-70

---

<sup>77</sup> Siehe dazu den Aufsatz von Konstantinović 1978 sowie Deréky 1991, S. 27.



- FARKAS, József [Hrsg.]: *Räterepublik und Kultur. Ungarn 1919*. Budapest 1979
- GAZDA, Grzegorz: The Socio-cultural Determinations of the Polish Avantgarde. In: NILSON, Nils Åke [Hrsg.] *The Slavic Literatures and Modernism. A Nobel Symposium, August 5–8*. 1985. Stockholm 1987, S. 129–140
- HANSEN-LÖVE, Christiana: *Die tschechische Avantgarde-Kunst der Zwanzigerjahre. Der Poetismus*. Dissertation, Wien 1975
- HEIN, Manfred Peter: *Auf der Karte Europas ein Fleck. Gedichte der osteuropäischen Avantgarde*. Zürich 1991
- KLANICZAY, Tibor: Die Möglichkeiten einer vergleichenden Literaturgeschichte Osteuropas. In: KAISER, Gerhard R. [Hrsg.]: *Vergleichende Literaturforschung in den sozialistischen Ländern 1963–1979*. Stuttgart 1980 (Studien zur Allg. und Vergl. Literaturwissenschaft, 21), S. 41–53
- KONSTANTINOVIC, Zoran: La littérature danubienne: Approche méthodologique d'une littérature comparée régionale. In: CADOT, Michel u.a. [Hrsg.] *Actes du VI<sup>e</sup> congrès de l'Association Internationale de Littérature Comparée. Bordeaux 1970*. Stuttgart 1975
- KONSTANTINOVIC, Zoran: Im Spannungsfeld von Futurismus, Expressionismus und Surrealismus. Eine komparatistische Aufgabenstellung. In: Ders. (Hrsg.) *„Expressionismus“ im europäischen Zwischenfeld*. Innsbruck 1978 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 43), S. 17–25
- KONSTANTINOVIC, Zoran: Zur Literaturtypologie des europäischen Zwischenfeldes. In: BARTSCH, Kurt u.a. [Hrsg.]: *Die andere Welt. Aspekte der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hellmuth Himmel zum 60. Geburtstag*. Bern/München 1979, S. 29–39
- KONSTANTINOVIC, Zoran: Universitas complex. Überlegungen zu einer Literaturgeschichte Mitteleuropas. In: THURNER, Eugen u.a. [Hrsg.] *„Kakanien“. Aufsätze zur österreichischen und ungarischen Literatur, Kunst und Kultur um die Jahrhundertwende*. Budapest 1991, S. 9–30
- KREJČI, Karel: La zone littéraire européenne. In: *neohelicon* 1 (1973) Nr. 1–2, S. 143–148
- LAM, Andrzej: *Die literarische Avantgarde in Polen. Dichtungen – Manifeste – Theoretische Schriften*. Tübingen 1990 (Deutsche Text Bibliothek, 9)
- NEZVAL, Vítězslav: *Aus meinem Leben*. Leipzig 1988. (Reclams Universal-Bibliothek, 1226)
- OLSCHOWSKY, Heinrich: *Lyrik in Polen. Strukturen und Traditionen im 20. Jahrhundert*. Berlin 1979
- RINNER, Fridrun: *Modellbildungen im Symbolismus. Ein Beitrag zur Methodik der Vergleichenden Literaturwissenschaft*. Heidelberg 1989 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 96)
- ŚLAWIŃSKI, Janusz: *Literatur als System und Prozeß*. Ausgewählt, übersetzt, kommentiert und eingeleitet von Rolf Fieguth. München 1975
- STANISŁAWSKI, Ryszard; BROCKHAUS, Christoph [Hrsg.]: *Europa, Europa. Das Jahrhundert der Avantgarde in Mittel- und Osteuropa*. Katalog zur Ausstellung in vier Bänden, Bonn 1994
- SZABOLCSI, Miklós: Expressionism in Hungary. In: WEISSTEIN, Ulrich [Hrsg.]: *Expressionism as an international literary phenomenon*. Paris/Budapest 1973 (Histoire comparée des littératures des langues européennes, 1), S. 287–297
- SZABOLCSI, Miklós: Avantgarde, Neo-Avantgarde, Modernismus. Fragen und Vorschläge. In: BARCK, Karlheinz u.a. [Hrsg.]: *Künstlerische Avantgarde. Annäherungen an ein un abgeschlossenes Kapitel*. Berlin 1979, S. 23–38
- VAJDA, György Mihály: *Wien und die Literaturen in der Donaumonarchie. Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740–1918*. Wien/Köln/Weimar 1994 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, 4)
- ŽIRMUNGKIJ, Viktor: Die literarischen Strömungen als internationale Erscheinungen. In: RÜDIGER, Horst [Hrsg.]: *Komparatistik. Aufgaben und Methoden*. Stuttgart 1973, S. 104–126

## Alexander Bródy und Max Reinhardt: Orte ihrer Begegnungen

Die erste Begegnung, das erste Gespräch zwischen dem im ungarischen Eger [Erlau] geborenen und in seiner Heimat als „Apostel der Moderne“ geltenden Alexander Bródy (1863–1924) und dem über Wien und Salzburg nach Berlin gelangten legendären Max Reinhardt (1873–1943) fand wahrscheinlich im Sommer 1899 in einem Budapester Hotel statt, als der junge aufstrebende Schauspieler mit dem Berliner Ensemble unter Otto Brahm, dem Förderer des Naturalismus auf der deutschen Bühne, erstmals in Budapest auftrat. Von den Gästen wurden an jenen Abenden im Somossy-Theater Werke von Hauptmann (*Das Friedensfest*), Wolzogen (*Das Lumpengesindel*) und Tolstoi (*Die Macht der Finsternis*) gespielt.<sup>1</sup> In einem Feuilleton blickt der Dramatiker rund zehn Jahre später auf jene Tage zurück – nicht auf die Vorstellungen, sondern auf die offenbar weit eindrucksvolleren Geschehnisse hinter den Kulissen:

[...] da bauten wir im Mansardenzimmer eines Hotels Theater – natürlich nur mit Worten. [...] Wir bauten die ganze Welt mit Theatern voll. Reinhardt war damals ein kleiner Schauspieler [...] die Habichte, die unter den Fenstern nisteten, machten schrille Zwischenrufe in die Programmrede, die der junge Schauspieler hielt – und die er ein paar Jahre später verwirklichte.<sup>2</sup>

Das nächste (von Bródy erwähnte) Treffen war allerdings ein einseitiges: Als Reinhardt, inzwischen nicht nur zum Regisseur, sondern auch zum jüngsten Theaterdirektor der – neben dem Wiener Burgtheater – bedeutendsten Sprechbühne des deutschen Sprachraums, dem Deutschen Theater in der zum Kulturzentrum Deutschlands erwachenden jungen Metropole Berlin aufgestiegen war, nach einer erfolgreichen *Sommernachtstraum*-Vorstellung im Sommer 1905 sein Theater verließ, stand der Dramatiker aus Ungarn in der Menge. Soeben auf der Durchreise an die Nordsee, in einer Lebens- und Schaffenskrise steckend,<sup>3</sup> empfand er Scham und war er froh, von dem zehn Jahre Jüngeren nicht erkannt worden zu sein:

---

<sup>1</sup> Daten aus: Zeittafel der Reinhardt-Gastspiele und Gastinszenierungen. In: *Max Reinhardt in Europa*. Redigiert von Edda Leisler & Gisela Prossnitz. Salzburg: Müller, 1973, S. 312-331.

<sup>2</sup> Bródy, Alexander: Max Reinhardt (Feuilleton). In: *Pester Lloyd, Morgenblatt*, Nr. 126 (29.05.1909), S. 1.

<sup>3</sup> Am 4. Juli 1905 hatte er in Schottwies am Semmering mit dem Revolver einen Selbstmordversuch verübt.

Er hatte begonnen und ich hatte abgeschlossen. [...] Ich wartete, bis Reinhardt wegging, ich fürchtete, daß er mich erkennen würde, und daß ich mich dann schämen müsse, so weit zurückgeblieben zu sein. Er sah noch jünger aus, als damals, da wir zusammen saßen.<sup>4</sup>

Im Winter 1908/09 jedoch ergab es sich, daß Bródy für drei Monate am Deutschen Theater in Berlin weilte, da Max Reinhardt dessen neuestes Stück, *Die Lehrerin* [*A tanítónő*], inszenieren wollte. Bekannt ist, daß der große Regisseur nur Stücke in Szene setzte, nach denen ihn die Lust ergriff, die übrigen überließ er seinen Mitarbeitern. Wir wissen kaum, was ihn, einen der Überwinder des Naturalismus, zu dieser ungarischen Dorfkomödie durchaus naturalistischer Prägung bewog. Gar zu hypothetisch – aber dennoch nicht von der Hand zu weisen – mag die These erscheinen, daß hinter Reinhardts Bródy-Interesse der in Theaterkreisen wahlbeheimatete Jurist Miksa Márton gesteckt haben könnte, jener ungarische (beste) Freund des Regiekünstlers, ebenfalls aus der Zeit der ersten Ungarngastspiele, der als Leiter der Vereinigung Ungarischer Bühnenaufsteller [*Magyar Színpadi Szerzők Egyesülete*] auch die Rechte des Bródy-Stückes vertrat<sup>5</sup> und generell um einen Literaturaustausch mit dem deutschsprachigen Ausland bemüht war.

Welchen Eindruck Reinhardt während der Probenarbeiten auf Bródy machte, belegen folgende bekenntnisgleiche Zeilen:

Wir bereiteten mein neues Stück *Die Lehrerin* zur Aufführung im Deutschen Theater vor. Es gibt in meinem Leben keine schönere, lehrreichere Zeit, als diejenige, die ich auf jenen Proben verbrachte. In Berlin mit Reinhardt zusammen ernste künstlerische Arbeit zu verrichten: ich wünsche das jedem guten und ehrlichen ungarischen Schriftsteller.<sup>6</sup>

Nicht nur auf dem Theater bei den Proben begegnete man sich; in jener Zeit in Berlin war Bródy oft auch privat zu Gast in dem von Reinhardt 1905 bezogenen Palais In den Zelten 21 (welches einst Richard Wagners Freundin Mathilde Wesendonck gehört hatte) und traf dort mit namhaften deutschen Schriftstellern, Komponisten und anderen Künstlern zusammen, so auch mit Gerhart Hauptmann, der besonderen Eindruck auf ihn machte und dessen Werk dem Ungarn durch die regelmäßigen Gastspiele aus Berlin nicht unbekannt gewesen sein dürfte, sowie mit Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal. Es erfolgten literarische Gespräche, die sich häufig bis zum Morgengrauen ausdehnten. Über Reinhardts nicht eben bescheiden anmu-

---

<sup>4</sup> Bródy, Alexander: Max Reinhardt, S. 1.

<sup>5</sup> Vgl. Vertrag vom 18.08.1908 zwischen Miksa Márton und Max Reinhardt bezüglich der deutschen Aufführungsrechte der *Lehrerin*. Széchényi-Nationalbibliothek, Theater-sammlung, Analekta 477.

<sup>6</sup> Bródy, Alexander: Max Reinhardt, S. 1.

tenden Lebensstil und dessen Einstellung dazu bemerkt Bródy, der selbst jeden Pomp abgelehnt haben soll, beinahe rechtfertigend-verteidigend:

Alles hier ist vornehm [...] – so wie er selbst. Niemandem fiel es auch nur einen Augenblick ein, daß er all dies erwarb; so sehr scheint er hier hineingeboren. Nur ihm selbst ist es zuweilen, als ob dieses Palais und seine Räume allzu pompös und großzügig wären, und dann pflegte er [...] zu mir zu sagen: ‚Manchmal denke ich daran, wie das Leben nach dieser großen Wohnung in irgendeiner ganz kleinen aussähe? Ich glaube, ich könnte mich auch in einer solchen wohlfühlen.‘<sup>7</sup>

Es folgte für Reinhardt übrigens keine kleinere Wohnung, sondern von 1918 bis zu seiner Emigration das bei Salzburg gelegene Schloß Leopoldskron.

Nachdem die deutsche Fassung der *Lehrerin* in Berlin das Bühnenlicht erblickt hatte, war das Werk auch im Gepäck des Ensembles beim darauffolgenden Ungarn-Gastspiel im Frühjahr 1909 im Lustspielhaus [Víg-színház] und erlebte dort am 29. Mai eine weitere Aufführung: ein ungarisches Stück vor ungarischem Publikum – in deutscher Sprache.

Obwohl Bródy zweisprachig war und auch auf deutsch publizierte,<sup>8</sup> hatte sein Theaterstück nicht er, sondern der Kunstkritiker und Publizist Max Ruttkay-Rothauser (1863–1913) ins Deutsche übersetzt. Das Werk jedoch (das außerdem ins Serbische, Italienische und Rumänische übertragen und in verschiedenen Ländern gespielt wurde) erlebte in jenem Winter 1909 am Deutschen Theater in Berlin lediglich sieben Aufführungen, obgleich die Besetzung erstrangig war: Luci Höflich in der Titelrolle, Rudolf Schildkraut als Stefan Hegedüs Senior, Adele Sandrock dessen Frau, und nicht zuletzt in der Rolle des Hegedüs Junior der ungarische Schauspieler Oszkár Beregi, den nach Berlin zu locken Reinhardt 1907 viel Überredungskunst gekostet hatte.<sup>9</sup>

Die Zeit mit und bei Reinhardt in Berlin wirkte, ungeachtet des nur mäßigen Publikumserfolges seines Werkes,<sup>10</sup> nachhaltig auf den Dramatiker. Als er im Februar 1914 wieder nach Berlin reiste, um sich zu erholen und die Zeit für Theaterbesuche zu nutzen, da war es, wie es heißt, in erster Linie Reinhardts Theater, das er aufsuchte und das ihn faszinierte.<sup>11</sup>

Ein etwas anderes Bild als Bródy selbst in seinem rückblickenden Artikel zeichnet der Zeitgenosse Jenő Mohácsi<sup>12</sup> von dem Dramatiker und

<sup>7</sup> Bródy, Alexander: Max Reinhardt, S. 2-3.

<sup>8</sup> Z.B. für den Pester Lloyd, eine deutschsprachige ungarische Tageszeitung.

<sup>9</sup> Reinhardt schaffte damit, was der Tänzerin Isadora Duncan zuvor nicht gelungen war: Beregi außer Landes zu bewegen.

<sup>10</sup> Zum Vergleich: Franz Molnárs *Leibgardist* [Testor] erreichte 1911 über 100 Vorstellungen am Kleinen Theater in Berlin. In: Világ, Nr. 119 (21.05.1911), S. 17.

<sup>11</sup> Vgl. Laczkó, András: *Bródy Sándor*. Budapest: Szépirodalmi, 1982.

<sup>12</sup> Mohácsi, Jenő: Bródy Sándor, az író és az ember. In: *In Memoriam Bródy Sándor*. Budapest, 1944, S. 3.

dessen Einstellung zu Berlin und auch zu Reinhardt. Er spricht allerdings vom Jahre 1911, was entweder ein Irrtum sein dürfte, da besagte *Lehrerin*-Inszenierung 1909 stattgefunden hatte, oder es handelt sich um einen weiteren, von Bródy unerwähnt gebliebenen Aufenthalt, bei dem es allerdings nicht zur Aufführung der *Lehrerin* kam. Laut Mohácsi war Bródy in Berlin Gast von Baron Lajos Hatvany, der versuchte, ihn sowie den ebenfalls in Berlin weilenden Menyhért Lengyel mit den besten Berliner Theaterfachleuten zusammenzubringen. Die beiden Dramatiker jedoch hätten, wie er schreibt, für die deutsche Sprache nichts übrig gehabt und seien lieber ins Kaffeehaus gegangen, wo junge Landsleute ihnen atemlos lauschten. Hatvany habe mit Bródy große Pläne gehabt und diesbezüglich Vereinbarungen mit Otto Brahm und Max Reinhardt getroffen; Bródy jedoch habe ungarischer Schriftsteller bleiben wollen und sich für das Ausland nur insofern interessiert, als man sich von dort aus besser heimsehnen könne.

Aus obiger freier Wiedergabe des ungarischen Textes wird ersichtlich, daß der sich seit 1910 immer wieder in Berlin aufhaltende und erst 1913 (vorübergehend) heimkehrende Literaturhistoriker, Kunstfreund und bedeutende Mäzen Lajos Hatvany<sup>13</sup> eine nicht unbedeutende Vermittlerrolle gespielt haben muß, wenn es darum ging, ungarische Dramatiker – oder auch Künstler generell – in Berlin einzuführen. So unterstützte er zum Beispiel auch die – allerdings kurzlebige, nur 1911 erscheinende – Monatschrift *Jung Ungarn*. Für den von Hatvany angestrebten Kulturaustausch zeigte sich Reinhardt besonders offen, wie dies auch seine langjährigen intensiven Arbeitsbeziehungen mit Ungarn dokumentieren. Ungarn war demzufolge, personell wie institutionell, bereits solchermaßen im kulturellen Leben des damaligen Berlins vertreten, daß ein Ankömmling aus Budapest sich nicht eben fremd fühlen mußte und, wie verschiedene Anekdoten berichten, der deutschen Sprache keineswegs mächtig zu sein brauchte, da er oft genug tagelang nur seine Muttersprache zu hören bekam ...

Einen weiteren (oder auch denselben) Berlin-Aufenthalt Bródys belegt ein Brief des Schriftstellers Lajos Biró aus Berlin an seine Ehefrau: Er enthält den Hinweis auf ein Mittagessen bei Hatvany, an dem auch Bródy teilnahm – von dem ebenfalls erwähnten Kammerspiel-Ball bleibt allerdings unklar, ob auch Bródy ihn besuchte.<sup>14</sup> Des weiteren wird die *Jedermann*-Aufführung im Zirkus angesprochen;<sup>15</sup> wenn Bródy zur Uraufführung des Hofmannsthal-Werkes in Berlin gewillt hat, ist kaum anzunehmen, daß er diesem Theaterereignis fernblieb.

Ob Reinhardt und Bródy sich während der fast jährlichen Gastspiele des Deutschen Theaters in Budapest begegnet sind, läßt sich wegen des

---

<sup>13</sup> Zu Hatvany vgl. auch Vidra, Orsolya: *Lajos Hatvany und die deutsche Literatur. Sein Anteil an deutschem und ungarischem Literaturleben*. Budapest: Diplomarbeit 1997.

<sup>14</sup> Brief aus Berlin ohne Datum; die Poststempel besagen 3.12.11 – 12M. Charlottenburg und 1912 Már. 11 N8 Budapest. Petöfi-Literaturmuseum (noch nicht katalogisiert).

<sup>15</sup> Uraufführung am 1.12.1911 im Zirkus Schumann; bis 22.3.1913 18mal gespielt.

Nichtmehrvorhandenseins<sup>16</sup> einiger Schlüsseldokumente nicht belegen, ist aber mehr als wahrscheinlich. Sicherlich trafen sie im 1901 gegründeten Künstlerklub Fészek<sup>17</sup> zusammen, da hier nicht nur die heimischen Premierenfeiern stattfanden, sondern auch ausländische Künstler im Klub ihre Aufnahme in die ungarischen Künstlerkreise erfuhren. Anekdotensammlungen<sup>18</sup> geben über die Namen wie Gepflogenheiten der Mitglieder Aufschluß, und in manchem Zusammenhang wird auch Reinhardts dortige Anwesenheit erwähnt; Bródy hingegen ist, wie auch Reinhardts Freund Miksa Márton, den Stammgästen zuzurechnen, was eine Begegnung nahezu garantiert.

Falls es dort dennoch zu keinem persönlichen Treffen gekommen sein sollte, so ist immer noch davon auszugehen, daß Reinhardt, der allabendlich auch ungarische Theatervorstellungen besuchte (auf der Suche nach neuen Stücken sowie deutschsprechenden Schauspielern, die er an seine Bühnen holen wollte), in Budapest auch Werke von Bródy zu sehen bekam.

Offenbar sollte es nach der Aufführung der *Lehrerin* zu einer weiteren Zusammenarbeit in Berlin kommen, jedenfalls verkündete die ungarische Presse<sup>19</sup> dies im Mai 1914 während des bis dahin (fast) alljährlichen Gast(spiel)aufenthaltes Reinhardts in Budapest. Demzufolge war geplant, dem Berliner Publikum Anfang des kommenden Jahres vier Einakter von Bródy, den dreiteiligen Zyklus *Könige [Királyok]* sowie *Schatten [Árnyékok]*, die bereits im Ungarischen Theater [Magyar Színház], bzw. Lustspielhaus [Vígsház] Erfolge gefeiert hatten, zu präsentieren. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Zeitungsmeldung kein persönliches Gespräch der Hauptbeteiligten vorausgegangen wäre, sei es in einer Theaterloge, im Hotel oder in besagtem Fészek-Klub. Zur Ausführung des Plans kam es – wohl durch den zwischenzeitlichen Ausbruch des Ersten Weltkrieges bedingt – nicht, aber auch als Projekt sind die Titel in den als zuverlässig geltenden Aufzeichnungen von Heinrich Huesmann<sup>20</sup> über sämtliche Reinhardt-Inszenierungen nicht vermerkt, was darauf schließen läßt, daß es zu keiner fortgeschrittenen Planung oder Regiebucheinrichtung gekommen sein kann. Durch den Ersten Weltkrieg und die darauf folgende Räterepublik, aber auch durch eigene neue Projekte wie Leopoldskron, die Salzbur-

---

<sup>16</sup> Durch Kriegseinwirkungen und Brände wurden Archivbestände, Fotos, Gästebücher, z.B. auch des Künstlerklubs Fészek, vernichtet.

<sup>17</sup> „Fészek“ bedeutet „Nest“; zugleich ist das Wort hier aber auch aus den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Künstlergilden zusammengesetzt (= Maler, Architekten, Bildhauer, Musiker, übrige Komödianten).

<sup>18</sup> Z.B.: *A Fészek. Emlékkönyv. A Fészek klub alapításának 60. évfordulójára*. Budapest: Gondolat, 1962.

<sup>19</sup> Világ, Nr. 126 (30.05.1914), S. 13.

<sup>20</sup> Huesmann, Heinrich: *Welttheater Reinhardt. Bauten, Spielstätten, Inszenierungen*. Mit einem Beitrag *Max Reinhardts amerikanische Spielpläne* von Leonhard M. Fiedler. München: Prestel, 1983

ger Festspiele und das Josefstädter Theater, wurden Reinhardts regelmäßige Ungarn-Besuche unterbrochen, er nahm diese erst 1926, also bereits nach Bródys Tod, wieder auf.

25 Jahre nach der deutschen Premiere in Berlin und 10 Jahre nach Bródys Tod hatte Reinhardt den Plan, *Die Lehrerin* erneut auf die Bühne zu bringen; diesmal in Wien, im 1924 von ihm erworbenen und geleiteten Theater in der Josefstadt und mit Paula Wessely in der Titelrolle. Obwohl das Stück am 21. Oktober 1934 offiziell angekündigt wurde, fand die Premiere letztendlich nicht statt.

Daß die Berliner Inszenierung eine Generation zuvor kein wirklicher Erfolg geworden war, mag auch damit zusammenhängen, daß jene Welt und Mentalität, welche Bródys Theaterstück widerspiegelt, dem damaligen deutschen großstädtischen Theaterpublikum äußerst fremd war. Zudem spielt sicherlich mit hinein, daß der Naturalismus auch in seiner deutschen Wiege Berlin bereits als überholt galt. Was die Mentalitätsfrage betrifft, so wäre es höchst interessant gewesen, die Reaktionen in Berlin mit jenen möglichen in Wien zu vergleichen. Es wäre denkbar, daß einem Wiener Publikum, trotz aller Aversion gegen den Naturalismus, der Geist des Stückes näher gestanden hätte. Dafür spricht auch, daß eine Inszenierung an der Freien Volksbühne in Wien 1910 sogar mit zweitklassiger Besetzung und in einer diskriminierenden Nachmittagspremierenvorstellung (wie die ungarische Presse kritisierte)<sup>21</sup> Publikumserfolg und anhaltende Ovationen für sich verbuchen konnte. Zu betonen ist: Nicht der Inszenierung, sondern Bródy galt hier der Applaus.

Dramatiker und Regisseur, die Orte ihrer Begegnungen: ebenso bunt und verschiedenartig, wie auch die beiden Städte, in denen diese Begegnungen sich ereigneten. Der durchschlagende Erfolg im deutschen Sprachraum für Bódy blieb vielleicht aus, obgleich nach der Reinhardtischen *Lehrerin*-Inszenierung einige seiner Dramen den Weg auf verschiedene deutsche Bühnen, zumeist die Freien Volksbühnen, fanden – aber eine persönliche Bereicherung ist die Zusammenarbeit mit einem der größten Regiekünstler nicht nur seiner Zeit zweifellos gewesen, wie dies auch Bródys verschiedene deutsch- und ungarischsprachige Publikationen, Feuilletonartikel, belegen. Nicht zuletzt Alexander Bródy und dessen zeitweiliger journalistischer Tätigkeit verdankt andererseits aber auch Max Reinhardt die große Beachtung, die ihm und seiner künstlerischen Arbeit von ungarischer Seite gezollt wurde. Ebenso förderte Bródy jedoch auch die

---

<sup>21</sup> Vgl. Világ, Nr. 6 (05.04.1910), S. 11; Világ, Nr. 18 (19.04.1910), S. 15; Világ, Nr. 24 (26.04.1910), S. 15.

Legendenbildung um Reinhardts angeblich ungarischen Geburtsort: „[...] Ungarn, wo er geboren wurde. Als kleiner Junge kam er in die Fremde [...]“<sup>22</sup> – der aber bis heute nicht nachgewiesen werden konnte.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Bródy, Alexander: Max Reinhardt, S. 2.

<sup>23</sup> Als tatsächlicher Geburtsort gilt Baden bei Wien; vgl. auch: Kesselheim, Isabella: Max Reinhardts Beziehung zu Ungarn im Rahmen seiner Lebens- und Wirkensorte. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*, 1995, S. 239-251.



## Vom farblosen Herrscher zum weisen Landesvater

### Gyula Krúdy über Kaiser Franz Josef I.

#### Ungarn, Krúdy und Franz Josef I.

Die Frage der Haltung zu Franz Josef I. ist im Falle Krúdys ein Stiefkind der Forschung, was auch damit zusammenhängen mag, daß in den vergangenen Jahrzehnten in Ungarn von jedem wichtigeren ungarischen Autor eine gewisse reservierte Haltung gegenüber den Habsburgern, bei Krúdy konkret gegenüber Franz Josef I., vorausgesetzt wurde, auch dann, wenn diese beim jeweiligen Autor nicht gegeben war.<sup>1</sup>

Diese Tendenz hing mit der im staatlich-ideologischen Denken verankerten „antifeudalen“ Tradition der Volksrepublik Ungarn zusammen, die sich gerade in bezug auf 1848/49 und die Person Franz Josefs eindeutig in eine Negierung bzw. Verurteilung der Person des österreichischen Kaisers und ungarischen Königs niederschlug. Sympathiekundgebungen für Franz Josef aus den Jahren 1949-1989 sind rar, nehmen allerdings zum Ende dieser vier Jahrzehnte zu. Im Umgang mit verstorbenen Autoren bedeutete dies, daß man nach Möglichkeit deren eventuell bestehenden Sympathien zum Habsburger nicht weiter nachging, sondern unbeachtet ließ. Zugleich war interessierten Lesern der Zugang zu den Werken nicht versperrt, auch wenn nicht immer alles neu herausgegeben wurde.

Ähnlich sieht es im Falle von Krúdy aus, wobei man einräumen muß, daß man sich, wenn man rein quantitativ das Krúdysche Lebenswerk betrachtet, beinahe verloren vorkommen muß, so fleißig hat der nur 55 Jahre alt gewordene Autor zwischen 1892 und 1933 geschrieben. Er gilt als Inbegriff für vieles: Beschreiber der untergehenden ländlichen Kleinstadtwelt Ostungarns, als der melancholische Erzähler, der Beschreiber durchzechter Nächte, ein sich selbst immer wieder in seinen eigenen Werken porträtierender melancholischer Lebemann, zunächst jahrzehntelang als Gast von zweifelhaften Lokalen ebenso wie von Salons, der Pferderennbahn, Bordellen und kleiner Wirtshäuser, als einer der bekanntesten und vielleicht auch bedeutendsten ungarischen Autoren seiner Zeit, und schließlich als ein in Armut, Verbitterung und Krankheit bei immer weiter abnehmender allgemeiner Beachtung Verstorbener.

Eine Vielzahl von Aspekten, Elementen und Details seines Schaffens müßte heute entweder überhaupt erst einmal oder aber nunmehr ideologisch vollkommen ungebunden neu untersucht werden, da sein an der Oberfläche

---

<sup>1</sup> So etwa bei Szabó, Ede: *Krúdy Gyula*. Budapest 1970, S. 162.

vielleicht einfach nur naiv erzählendes Lebenswerk manch Überraschung beinhaltet.

An dieser Stelle steht aber im Mittelpunkt unseres Interesses die Frage, in welchen seiner Werke Krúdy auf welche Weise auf die Person Franz Josef I., des österreichischen Kaisers und – aus ungarischer Sicht natürlich: – des ungarischen Königs einging.

Um es vorweg zu nehmen, sei gleich zu Anfang gesagt, daß es eine derartige Vielzahl an Erwähnungen und Darstellungen Franz Josefs bei Krúdy gibt, daß im Rahmen dieser bescheidenen Betrachtungen vielmehr nur angedeutet, denn ausführlich dargestellt werden kann.

Deutlich erkennbar aber ist auf alle Fälle, daß Krúdy sich gewissermaßen langsam an die Gestalt Franz Josefs „herantastet“, d.h. für seine frühe Schaffenszeit ist die Erwähnung und das Auftreten des Kaisers, bzw. des Königs, eher selten. Überraschend ist dies nicht, denn alles in allem war ja Ungarn in einer etwas eigentümlichen Lage: der Kampf gegen die Unabhängigkeit von Österreich war im Jahre 1848/49 niedergeschlagen worden, was Wunden hinterlassen hatte, trotzdem war es im Laufe der folgenden Jahrzehnte gelungen, sich mit Österreich zu arrangieren, ja der Ausgleich von 1867 gab Ungarn eine Reihe von Souveränitätsrechten, die die angrenzenden slawischen Teile der Monarchie einfach nicht fassen konnten, waren es doch gerade die Ungarn gewesen, die 1848/49 die Monarchie mit dem Untergang bedrohten.

Zwischen 1867 und dem Zusammenbruch der Monarchie finden wir in Ungarn eine eigentümliche gemischte Geisteshaltung hinsichtlich Österreichs: einerseits waren die alten Beanstandungen gegenüber den Siegern von 1849 und den Bestrafern danach immer noch vorhanden, es gab durchaus magyarische Töne, andererseits war man aber auch eine der beiden herrschenden Nationen in der Monarchie, erreicht durch den Ausgleich, der das Verdienst der ungarischen Verhandlungsführer, aber eben auch der – durch Königrätz im Nacken nicht ganz freien – österreichischen Kompromißbereitschaft war, so daß offene Anfeindungen zwar nicht *comme il faut* waren, vermeintliche Anbiederung aber auch auf wenig Sympathie stieß. Oder wie Krúdy es selbst in einem Artikel aus dem Jahre 1917 formuliert: „in der Epoche von Andrassy war es noch nicht Sitte, die Freundschaft Franz Josefs zu verzeihen“.<sup>2</sup>

„Ungarn war um die Jahrhundertwende zwar eine unabhängige Nation, doch kein unabhängiger Staat. Die meisten Ungarn einschließlich der Politiker haben die Zwänge und Folgen dieser Begrenzung weder wahrgenommen noch verstanden. Sie meinten, Ungarns Unabhängigkeit sei kompromittiert.“<sup>3</sup> In diesem Sinne äußert sich noch 1919 über Franz Josef ein eher kritischer Krúdy, der meinte: „Während der langen Regierung Franz

<sup>2</sup> Krúdy, Gyula: Az öregebb Andrassy. In: *A XIX. század vizitkártyái*. Budapest 1986, S. 108. (Im weiteren: XIX) (Alle Übersetzungen von mir. G.K.)

<sup>3</sup> Lukács, John: *Budapest um 1900. Ungarn in Europa*. Wien 1990, S. 148.

Josefs ging langsam die Kerze auf dem Altar der nationalen Ideale aus, der harte, immer alte Kaiser ließ sich die drei Generationen, über die er für immer zu herrschen schien, einzeln unterwerfen.”<sup>4</sup>

Insgesamt war es aber so – und dies ist auch an Krúdys Schaffen deutlich ablesbar –, solange die Monarchie existierte, war auf ungarischer Seite eine größere Reserviertheit der österreichischen Reichshälfte gegenüber vorhanden als später, in der Zeit der nostalgischen Erinnerung, als man nunmehr die Vorteile von Gestern – Großmachtstatus, Stabilität, Frieden, Kalkulierbarkeit – viel höher veranschlagte, als man es früher jemals getan hatte. Der späte Krúdy hat dieser Entwicklung entsprechend ein ganz anderes Bild, ein ganz anderes Verhältnis zu Franz Josef als der Krúdy der Frühzeit.

Betrachten wir nun im weiteren die wichtigsten Beispiele der Erwähnung Franz Josefs im Schaffen Krúdys.

### Reservierte Annäherung

Zu den frühen seltenen Beispielen einer Gestaltung der Figur von Franz Josef zählt aus dem Jahre 1913 die kurze Erzählung *Ferenc Jóska*<sup>5</sup>, deren Titel man auf Deutsch etwa als *Franz Sepp* wiedergeben könnte. Hier wird in doppelter Brechung erzählt: einmal durch den Ich-Erzähler und zweitens durch die Figur einer erzählenden Dame, deren Worte der Ich-Erzähler wiedergibt. Es geht um die Begebenheit, nach der inmitten einer ungarischen Feier in Sóstó, bei der viele der Teilnehmer während und nach 1848/49 durch die Österreicher Angehörige verloren hatten, sich durch das Erscheinen eines jungen Mannes in weißer Uniform gestört fühlen, der sich schließlich im Morgengrauen als der junge Franz Josef entpuppt. Die erzählende Dame zeigt als einzige der Anwesenden eine freundliche Geste, indem sie die Rosen, die sie an ihrem Busen getragen hatte, dem jungen Kaiser übergab, der sich dafür bedankte und dann fortfuhr. Hervorgehoben wird noch, daß die Familienmitglieder zwischen der Dame und der Kaiserin Elisabeth eine Ähnlichkeit im Äußeren erkennen zu können glauben. Insgesamt bleibt aber im Text selbst, da es ja die Wiedergabe eines Berichtes ist, unklar, ob es wirklich zu dieser Szene gekommen war oder ob es sich etwa um eine Einbildung, um das Wunschdenken der Dame handelt. Die Franz Josef-Gestalt ist passiv, wir bekommen keine Innensicht der Figur. Deutlich sind hier auch die magyarischen Gesinnungen der anderen Zuhörer der Dame unterstrichen, was alles andere als eine allgemein positive Haltung zu Franz Josef ausdrückt. Allerdings sind hier durchaus entgegengesetzte

---

<sup>4</sup> Krúdy, Gyula: *Nemzeti ideál*. In: *Öreg szó az ifjakhoz I*. Budapest 1995, S. 197f. (Im weiteren: *Öreg I*. bzw. *II*.)

<sup>5</sup> Krúdy, Gyula: *Szerenád*. Budapest 1979, S. 227-230.

Deutungen der Geschichte möglich, die je nach Lage der Dinge für oder auch gegen den Herrscher ausgelegt werden können.

Am 27. November 1916 schreibt Krúdy in Wien den Artikel *Régi császárok ravatalánál* (*An der Totenbahre alter Kaiser*) noch sachlich und mit wenig innerer Berührung über den Kaiser, der ohne große Komfortansprüche seine Tage ohne Verschwendung verbacht und sich wie ein alter Staatsbeamter darum gesorgt habe, daß keine unerledigten Akten auf seinem Schreibtisch bleiben, während er doch einer der reichsten Männer Europas gewesen sei. Die bestehende Distanz zur Person des Herrschers zeigt auch die weiterführende Bemerkung Krúdys:

Über dem Leichnam des alten Herren stehend wird man von den primitivsten Gedanken der Vergänglichkeit überrascht, so sehr man auch bemüht ist, etwas Besonderes, Außergewöhnliches in der Nähe des toten Kaisers zu verspüren. [...] in der Seele des Totenbesuchers wird zuerst jener einsaitige Klang der Vergänglichkeit angeschlagen, den wir etwa auch auf einem überwucherten und verlassenen Dorffriedhof spüren könnten.<sup>6</sup>

Im weiteren Text unterstreicht Krúdy, daß Franz Josef eine Art Relikt der Vergangenheit geworden war, das man kaum noch verstehen konnte. „Franz Josef I. war jener Mensch, der aus den für uns unverständlichen vergangenen Zeiten hiergeblieben ist, damit wir ihn bewundern, ihn fürchten und niemals wissen, was er eigentlich in seinem Innern denkt.“<sup>7</sup> Er sei ebenso unverständlich gewesen wie längst verstorbene Herrscher, und sei nur ein Glied in der Kette von Herrschern, dem jetzt weitere folgen werden.

Eine direkte Bewertung Franz Josefs vermeidet Krúdy durch die historische Perspektivierung der Person als Teil einer Reihe von aufeinanderfolgenden habsburgischen Herrschern, wobei das nichtgeschriebene Lob Bände spricht, das Schweigen geradezu schreit.

Im weiteren möchte ich auf die Aufzählung vieler Nennungen verzichten, wenn sie selbst keinen weiteren Kommentar zur Person Franz Josefs darstellen, denn sonst würde die Datenmenge einfach den Umfang dieser Arbeit sprengen. Hierbei denke ich an Beispiele wie die Nennung des Franz-Josefs-Mantels<sup>8</sup>, Hinweise auf Franz Josefs lange Regierungszeit<sup>9</sup> oder überhaupt auf seine Regierungszeit als Zeitbestimmung<sup>10</sup>, die Nennung seines Namens in Vergleichen, etwa wenn es über ein Mahl, das ge-

---

<sup>6</sup> Öreg I. S. 99.

<sup>7</sup> Ebenda S. 102.

<sup>8</sup> Öreg I. S. 150.

<sup>9</sup> Öreg I. S. 211.

<sup>10</sup> Krúdy, Gyula: *Nagy kópé*. In: *Utazások a vörös postakocsin I*. Budapest 1977, S. 347. (Im weiteren VP I. bzw. II.)

lobt werden soll, heißt, so Gutes esse nicht einmal Franz Josef<sup>11</sup>, die Erwähnung der Franz-Josef-Bärte der Untertanen<sup>12</sup> u.ä.

1917 wird Franz Josef bereits mehrmals in der Fortsetzung des Romans erwähnt, der Krúdy den Durchbruch, den großen Erfolg brachte, nämlich in dem Roman *Őszi utazások a vörös postakocsin* (*Herbstliche Reisen in der roten Postkutsche*). So erscheint hier der Kaiser zunächst im Zusammenhang mit der Figur des Eduárd Alvinczi, der – als er in Wien ist – sich nach dem Kaiser erkundigt, ihn persönlich kennenlernen möchte, woraus aber nichts wird. Trotzdem beschäftigt sich Alvinczi ständig mit Franz Josefs Zustand; als er zum Beispiel hört, er huste, holt Alvinczi Meinungen der berühmtesten Professoren darüber ein<sup>13</sup>, und wenn Alvinczi auch ob der Nichtbeachtung seiner Person durch den Herrscher etwas verärgert ist, so versucht er doch – als Franz Josef einmal nach Buda kommt –, sich ihm zu nähern. Es geht hier also zwar um den Kaiser, er selbst erscheint aber nicht als Figur des Werkes.

1921 heißt der erste Satz des ersten Teiles von *Mit látott Vak Béla Szerelemben és Bánatban* (*Was sah Béla der Blinde in Liebe und Kummer*), – und dieser Satz ist die Antwort auf die als Titel des ersten Kapitels gestellte Frage: „Was sah der blinde Mann zuletzt?“ –: „Er sah Franz Josef.“<sup>14</sup>

Innerhalb des Romans gibt es ein Gespräch des Blinden mit einem anderen Ungarn, in dessen Verlauf aus dem Text nicht mehr ganz ersichtlich ist, ob hier wohl noch die Figur über Franz Josef erzählt oder ob wir es hier mit Ausführungen des Erzählers zu tun haben. Hier erfahren wir jedenfalls, daß Franz Josef sich nicht mit Pest anfreunden konnte, obwohl die Stadt alles unternahm, um ihm zu gefallen.<sup>15</sup> Doch mochte der mißtrauische Franz Josef geglaubt haben, in dieser Stadt würden ihn nur jene „mit ehrlicher Entzückung bejubeln, die bereits eine Rente von ihm erhielten oder aber jene, die noch keinen entsprechenden Posten bekommen hatten“.<sup>16</sup> Vielleicht – vermutet Krúdy – habe er öfters von der Budaer Burg aus mit dem Feldstecher nach Pest gesehen, wenn die Pesterinnen schon damals kürzere Röcke getragen und somit ihre starken Unterschenkel gezeigt hätten, denn diese sollen dem Kaiser schon immer gefallen haben, weshalb er auch immer die Fußspiegel bevorzugt habe, in denen die muskulösen Tiroler Frauen – um derentwillen sich Franz Josef als Tiroler verkleidete und oft auf Jagd ging – ein vorteilhafteres Bild zeigten. Vermutlich sei es auch der Fehler der Direktoren des Pester Opernhauses gewesen, in dem Ballett „Wiener Walzer“ allzu grazile Ballerinen einzusetzen, anstatt eher an

---

<sup>11</sup> Krúdy, Gyula: Asszonyosságok díja. In: *Pesti nőrabló*. Budapest 1978, S. 381.

<sup>12</sup> Krúdy, Gyula: *Mit látott Vak Béla Szerelemben és Bánatban*. In: *Aranyidő*. Budapest 1978, S. 76. (Im weiteren: Arany) sowie: VP I. S. 459.

<sup>13</sup> VP I. S. 169.

<sup>14</sup> Arany S. 9.

<sup>15</sup> Ebenda S. 74.

<sup>16</sup> Ebenda S. 76.

stämmiges Personal zu denken. Allein die Schauspielerin Frau Blaha zog die Aufmerksamkeit des Herrschers – allerdings nur kurz – auf sich.<sup>17</sup>

Leibhaftig tritt dann Franz Josef in einem Roman Krúdys aus dem Jahre 1923 vor die Augen des Lesers. Der Titel *Rózsa Sándor, a betyárok csillaga Magyarországon* (*Sándor Rózsa, der Stern der Betyaren in Ungarn*) bedarf wahrscheinlich so viel der Erklärung, daß die „Betyaren“ – um ein modernes Wort zu gebrauchen – „Outlaws“ waren, meistens arme Teufel, die sich als Banditen betätigten, denen aber eine gewisse Romantik, ein bestimmter Robin-Hood-Touch zugeschrieben wurde. Sándor Rózsa ist vielleicht der prominenteste von allen. Im Roman lauert er Franz Josef, der 1850 gerade auf Besuch in Ungarn ist, auf seiner Fahrt durch die Tiefebene auf, doch diesen Plan will der allgewaltige Minister Bach vereiteln, indem der Herrscher frühzeitig aus der Gefahrenzone Szeged entfernt wird.<sup>18</sup> Dadurch aber kommt es zur Begegnung zwischen Herrscher und Gefolge auf der einen sowie Sándor Rózsa und Betyaren auf der anderen Seite. Letztere verfolgen die kaiserliche Kutsche über einen längeren Zeitraum, allerdings ohne sich ihr zu sehr zu nähern, bis schließlich Rózsa die Majestät auf ungarisch grüßt und mit seinen Leuten verschwindet. Während in der Kutsche die Begleitung Besorgnis zeigt, ist Franz Josef ruhig. Eine in Klammern und kursiv hervorgehobene Frage, ob denn Franz Josef Angst gehabt habe bei diesem Pußta-Abenteuer, wird ausweichend beantwortet: „Nie sprach darüber der Kaiser. Größere Dinge geschahen mit ihm in den nächsten Zeiten. Er wurde mit dem Messer angegriffen von dem Wiener Schneidergesellen: Libényi, und der blieb nicht in einer so ansehnlichen Entfernung wie Sándor Rózsa mit seinen Betyären.“<sup>19</sup>

Bemerkenswert ist an diesen Passagen, daß zwar einerseits noch immer keine Innensicht des Kaisers geboten, ihm jedoch Mut oder jedenfalls Unerschrockenheit zugeschrieben wird. Zugleich wird andererseits aus Libényi ein „Wiener Schneidergeselle“, ganz so, als ob Krúdy es als verschweigenwerte Schande betrachte, daß der Attentäter ungarischer Abstammung war, und diesen Umstand deshalb nicht genannt haben möchte. Jedenfalls wird dem Attentat jedwede ungarische Konnotation genommen, wobei – wir schreiben das Jahr 1923 – Krúdy ohne weiteres z.B. eine patriotische Tat hätte daraus werden lassen können.

## **Verständnis für den Menschen Franz Josef I.**

Der deutliche Umschwung in der Einstellung Krúdys zu Franz Josef und zur Franz-Josef-Zeit läßt sich aber ganz deutlich in seinen Texten ab etwa Mitte der zwanziger Jahre ablesen. Hier ist die Nostalgie nach der guten al-

<sup>17</sup> Ebenda S. 74.

<sup>18</sup> In: Krúdy, Gyula: *Az utolsó gavallér*. Budapest 1980, S. 53-56. (Im weiteren: *Utolsó*)

<sup>19</sup> Ebenda S. 67.

ten Zeit nicht mehr zu überhören, vor allem in den Schriften aus dem Jahre 1925: *Ferenc József Pestje* (*Franz Josefs [Buda-]Pest*) ist der Artikel betitelt, in dem Krúdy den früheren Zuständen nachtrauert<sup>20</sup>, und in dem Band *A tegnápok ködlovagjai* (*Die Schattenritter von gestern*) finden sich zahlreiche Schriften, die sich mit Franz Josef selbst oder Personen seiner Umgebung beschäftigen, wobei er natürlich selber immer wieder erwähnt wird.

I. *Ferenc József, Európa legelső gavallérja*. (*Franz Josef I., Europas allererster Kavalier*)<sup>21</sup> heißt nunmehr gar der eine Text aus diesem Jahr, in dem Krúdy ausführt, „sicherlich wird auch F. J. einst ein Thema der nach uns kommenden ungarischen Literatur sein, welches Thema dann die Federn der besten ‚Journalisten‘, ja sogar der anerkanntesten Romanautoren in eine bestimmte Aufregung versetzen wird. Es kann uns also nicht schaden, unsere persönlichen Erinnerungen über diesen Kavalier des österreichischen Herrscherhauses aufzuzeichnen, damit die nach uns kommende Generation ihn noch besser sehen“ könne.<sup>22</sup>

Für erwähnenswert hält Krúdy die Beschreibung des Äußeren von Franz Josef, wie bereits früh beschlossen worden war, den jungen Kaiser älter erscheinen zu lassen: „Ich kann mit meinem zivilen Gedankengang bis zum heutigen Tag nicht nachvollziehen, wie in unmittelbarer Nachbarschaft des rötlichen Schnurrbartes jener schwarze Bart wachsen konnte, den dann fünfzig Millionen Untertanen den Kaiser-Bart nannten.“<sup>23</sup> Franz Josef habe trotz seiner im Vergleich zu seiner Gemahlin geringen Körpergröße keine hohen Absätze getragen, wie das viele Leute tun, um größer zu erscheinen, als sie es in Wirklichkeit sind, doch hat er eine Vorliebe für militärische Kleidung gehabt, die die muskulösen Schenkel gut zur Geltung bringen und dem Mann vorteilhaft stehen. So sei Franz Josef verantwortlich für die damalige Beliebtheit der soldatischen Mode, die er selbst – so argwöhnt Krúdy – „vielleicht gerade aus dem Grunde, daß er einen ‚halben Kopf‘ kleiner war als die bayerische Prinzessin“ so bevorzugte, wenn auch ohne den gewünschten Erfolg, denn „gerade jene Dame, der er in der Monarchie am liebsten hatte imponieren wollen, verbrachte den Großteil ihres Lebens mit Reisen, als ob sie vor etwas flüchten würde, was in ihrem Zuhause auf sie wartete“.<sup>24</sup> Krúdy gedenkt noch der „elastischen Schritte“ des Kaisers, die immer wieder in den Berichterstattungen beschworen wurden, geht auf die Virginia-Zigarren und die Weine ein, die Franz Josef noch zu seinem siebzigsten Geburtstag genoß, um dann seine Schrift mit Bildern der Trauerfeier zu schließen. Vergleicht man diese Passagen mit dem Artikel Krúdys aus dem Jahre 1916 zu dem gleichen Thema, so fällt die völlig veränderte Grundhaltung ins Auge: Während 1916 noch die Distanz, eine Un-

---

<sup>20</sup> Öreg II. S. 46ff.

<sup>21</sup> XIX. S. 5-12.

<sup>22</sup> Ebenda S. 7.

<sup>23</sup> Ebenda S. 8.

<sup>24</sup> Ebenda S. 10.

terkühltheit bestimmend war, indem jedwede Gefühlsregung für den verstorbenen Monarchen nicht nur unterdrückt wurde, sondern als vollkommen ausgeschlossen erschien, so ist 1925 die innere Berührtheit nicht zu übersehen. Während 1916 noch die Beliebtheit des verstorbenen Kaisers in der langen Reihe der Habsburger betont wurde, malt Krúdy hier am Schluß ein Bild der ehrlich und niedergeschlagen Trauernden.<sup>25</sup>

Im gleichen Jahr erscheint auch der Roman *Jockey Club*, in dem Krúdy der Geschichte von Erzherzog Rudolf und Baronesse Vetsera bis hin zur Tragödie von Mayerling verarbeitete, indem hier auch noch ein Doppelgänger von Rudolf auftritt, der teilweise – mit mehr oder weniger Glück und Geschick – Rudolf zu vertreten hat und nach Mayerling bis an sein Lebensende in eine Irrenanstalt geschlossen wird. Franz Josef tritt selbst in diesem Roman als Figur kaum auf, doch erfährt man viel über ihn, Banales und Grundsätzliches. So etwa, daß er zum Gabelfrühstück sein Bier aus einem Bierhaus in der Nähe der Burg bringen läßt, Virginia-Zigarren raucht, gut schläft, morgens früh aufsteht, sich kalt wäscht, wenig frühstückt, allmorgendlich am liebsten das Extrablatt liest, den ganzen Tag arbeitet, den Sommer in Ischl verbringt, den Thronfolger – auch finanziell – an der kurzen Leine hält und dessen Herzensdinge mißbilligt, weshalb es auch zu einem – in der Darstellung des Romangeschehens ausgesparten – Eklat zwischen Franz Josef und Rudolf kommt, den der Leser nur durch Rudolfs Nacherzählung erlebt. So habe Rudolf bei der Audienz gesagt, er möchte als Rudolf Orth weiterleben, was eine Anspielung auf den adligen „Aussteiger“ Johann Salvator war, worauf Franz Josef ihm die Tür gewiesen habe. Vom Grafen Paar erfuhr Rudolf noch, daß sein Vater seiner Mutter in der gleichen Nacht ein chiffriertes Telegramm gesandt habe, dessen Code niemand anders kannte als das Herrscherpaar, woraus – je nach Deutungsabsicht – entweder die Angst um die Zukunft des Reiches und des eigenen Sohnes oder aber das absolute Beherrschenwollen des eigene Kindes ablesbar ist. Franz Josef erscheint ein einziges Mal, für ca. ein Drittel Seite höchstpersönlich im Roman, und zwar ist er außer sich vor Wut angesichts des Berichtes über den Ungehorsam seines Sohnes, weshalb er auch: „Nach Olmütz mit ihm! In das tiefste Verlies!“<sup>26</sup> ausruft und dann alles verfügt, damit dies noch am Abend des gleichen Tages verwirklicht werden kann. Hierzu kommt es aber nicht mehr, der Tag bzw. die Nacht der Tragödie von Mayerling war schon angebrochen.

Die Beurteilung der Franz-Josef-Figur in diesem Roman ist – wenn man sich sehr bemüht – auf sehr verschiedene Weise möglich, doch muß man ihr zugute halten, daß es – wenn es nach ihren Vorstellungen gegangen wäre – zu den Schüssen von Mayerling nicht gekommen wäre. Auch finden wir ein Gespräch zwischen der auf das Telegramm hin angereisten Elisa-

---

<sup>25</sup> Ebenda S. 12.

<sup>26</sup> Utolsó S. 387.



beth mit ihrem Sohn, in dem sie durchaus liebevoll über ihren Gatten spricht, der ja nicht nur tyrannische Allüren, sondern echte Sorge um seinen Sohn erkennen läßt. Insgesamt finden wir hier also einen, wenn auch nicht in den Vordergrund gestellten, so doch vermenschlichten Kaiser.

Ebenfalls 1926 gibt es in der Erzählung *Egy éj a Félélem-villában* (*Eine Nacht in der Fürchtiger-Villa*) eine Verbindung zum Mayerling-Roman, da an einer Stelle die Gedanken der Kaiserin Elisabeth vom Wind dorthin getragen trugen, „wo derzeit Franz Josef gerade damit beschäftigt war, seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen Rudolf [...] zu disziplinieren“.<sup>27</sup>

Relativ huldvoll, jedoch in unpolitischen Dingen von Katharina Schratt abhängig, erscheint die Gestalt Franz Josefs im gleichen Jahr in dem Roman *Primadonna*, der den Lebensweg der ungarischen Primadonna Ilka Pálmay teilweise romanhaft, das heißt nicht immer dokumentarisch nachzeichnet. Frau Pálmay begibt sich auf ihrem Lebensweg einmal auch im Sommer nach Ischl, wo sie auftreten kann. Wenn auch kein Honorar möglich ist, so doch die Ehre, Franz Josef unter den Zuschauern und Zuhörern zu haben, der dann auch anerkennend mit dem Kopf nickt, als Frau Pálmay die bekannten Melodien aus dem Zigeunerbaron von Strauss anstimmt. „‘Dies bedeutet irgendeine königliche Auszeichnung’ – tuschelten die Ischler Schauspieler. ‘Ja, wenn es auch Katharina Schratt erlaubt’, antwortete im Parkett Fräulein Schönerer, die in den höfischen Dingen bewandert war.“<sup>28</sup> Weiter heißt es dann: „In künstlerischen Dingen pflegte Franz Josef nämlich den Rat von Katharina Schratt, der Künstlerin des Burgtheaters, auszubitten. Frau Schratt war gerade in Ischl auf Urlaub, unsere Ilka erhielt auch keine königliche Auszeichnung, sie mußte sich mit einer Brosche zufrieden geben [...]“.

In den eher journalistischen Texten dieses Jahres finden sich ebenfalls eine Reihe, in denen die Person Franz Josefs angesprochen wird, wenn er auch nicht selber im Mittelpunkt steht. In *Ferenczy Ida, a királyné barát-néja* (*Ida Ferenczy, die Freundin der Königin*) erfahren wir, daß Franz Josef in Lainz nur um der Melancholie Willen von Elisabeth das Schloß erbauen ließ, daß sein Gesicht, „das auch ansonsten nicht zur leichten Freundlichkeit eingerichtet war“, vor Enttäuschung immer um einen Strich ernster wurde, wenn Frau Ferenczy ihm die Reisewünsche seiner Gemahlin mitteilen mußte. Hier klingt das Motiv des einsamen und unverstandenen Mannes an, das Krúdy noch mehrmals aufnehmen sollte. Wir erfahren im Text auch noch von Franz Josefs Abneigung gegen Automobile, dagegen von seiner Sympathie für das Telegraphieren, das er als einzigen ernsthaften Wert der Moderne ansah.<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Krúdy, Gyula: *Egy éj a Félélem-villában*. In: *Delikátesz*. Budapest 1982, S. 179. (Im weiteren: Deli)

<sup>28</sup> Utolsó S. 563.

<sup>29</sup> XIX. S. 20ff.

In *Chotek, az udvarhölgy* (*Chotek, die Hofdame*) wird zunächst einer der regelmäßigen Morgenspaziergänge Franz Josefs zwischen fünf und sechs Uhr früh beschrieben, den er in Soldatenmantel und Stiefeln gedankenversunken absolviert, wobei er auch von den durch die Gärtner angelegten Wegen abweicht und durch das Gras schreitet.

Manchmal hob er ein Stück Papier von der Erde auf, das sich in nichts von den Papierfetzen unterschied, die die Touristen, Ausflügler nach ihren Mahlzeiten überall verstreuen. Ein anderes Mal entdeckte er einen frischen Pfad, der im Laufe der Nacht in das Gras getreten worden war, vor allem, wenn dem die lockende Beleuchtung des Neumondes günstig war. Und dann fand er einen Emailknopf, so einen wie ihn vornehme Herren auf der Hemdbluse oder an der Manschette zu tragen pflegten ...

Franz Josef ging dann mit den gewohnten soldatischen Schritten durch seinen Garten, aus der Stellung des Uhrzeigers sah er, daß die Zeit des Frühstückes naht. Als er unter den Gemächern von Königin Elisabeth im ersten Stock vorbeisritt und den Schatten der Königin hinter der Fenstergardine bemerkte, hob er seine Hand zur Kappe und salutierte solange, bis aus der Höhe eine blasse Hand zurückwinkte, manchmal freundlich, manchmal sich verabschiedend wie der schöne Herbst, der immer seltener zu Besuch in den Garten kommt.<sup>30</sup>

Hiernach folgt die Geschichte der Hofdame Gräfin Sophie Chotek, der späteren Fürstin von Hohenberg – die laut Krúdy keine einzige Freundin besaß –, die nachts im Garten von Lainz zu Franz Ferdinand, ihrem späteren Gemahl, gefunden hat, – der laut Krúdy keinen einzigen Freund besaß –, eingerahmt durch die am Ende erneut erscheinende Figur Franz Josefs, der im Laufe seiner frühmorgendlichen Spaziergänge dem „bald auf die Spur kam, daß etwas im Schloß passiert, wovon weder die im Wald herumgehenden Jäger und noch nicht einmal die Wiener Polizei Kenntnis besitzt“<sup>31</sup>.

Ohne viel Worte, ohne das direkte Ansprechen von melancholischen Gefühlen wird hier – auf diese Weise vielleicht noch viel effektvoller – ein verstehender Kaiser gezeichnet, dem jedwede Kleinlichkeit fremd ist und der zugleich einsam und auch traurig ist, doch darüber nicht seine Pflichten vergißt. Im Verhältnis Franz Josef und Elisabeth zeigt Krúdy eindeutig mehr Verständnis für Franz Josef, der von seiner Frau – nach Krúdy's Darstellung – allein gelassen wird.

Im gleichen Jahr geht Krúdy in der Schrift *Az orozslán Ábrányi* (*Der Löwe Ábrányi*) darauf ein, daß Franz Josef selbst keine Gelegenheit gehabt habe, in Zeitungen Artikel über seine Person zu lesen, da er in seinem „Leibjournal“, dem Extrablatt, das „wie man sagt: Marktfrauen und die an ihrem Stand sich langweilend wartenden Fiaker lasen“, niemals vorkam. „Der Redakteur war ein geschmackvollerer Mann jenem großen Leser gegenüber.“<sup>32</sup>

---

<sup>30</sup> XIX. S. 26.

<sup>31</sup> Ebenda S. 29.

<sup>32</sup> XIX. S. 245.

1927 setzen sich die versöhnlichen Beschreibungen aus dem persönlichen Bereich des Kaisers fort, angesichts deren der Leser Sympathie für den Monarchen empfinden kann, ja muß. So in *Ferenc József barátnője* (*Franz Josefs Freundin*), wo es um die Beziehung zu Katharina Schratt geht. Mit ihr verbrachte Franz Josef in ihrem Haus in Hietzing in „bürgerlicher Einfachheit jene Stunden, die manchmal sein Gesicht zum Lächeln brachten, das in seinem Alter schon so starr geworden war wie auf den Silberforintmünzen. [...] Hier hatte Franz Josef nichts anderes zu tun, als sich an dem Einfallsreichtum, der Fröhlichkeit, dem nie als langweilig empfundenen Plappern und Geschichtenerzählen der Künstlerin des Burgtheaters zu ergötzen.“ Dabei wird Katharina Schratt durch ihr ganzes Verhalten gegenüber dem Kaiser wirkliche Empfindung zugestanden. Denn sie war „vielleicht die diskreteste von allen historischen Damen, die jemals Freundin eines Herrschers waren, nie sprach sie auch nur ein einziges Wort über die Besuche Franz Josefs“. Trotzdem wußte man, „daß der ständige Ernst Franz Josefs nur durch diese einzige Künstlerin für eine gewisse Zeit gemildert werden kann“. Die Sorge der Katharina Schratt um den Kaiser zeigt sich auch darin, daß sie ihm, dem die Zigarren ärztlich verboten worden waren, die verbotenen Virginias scheinbar überließ, denn es waren gefälschte Exemplare, die Tabakhersteller fertigten aus milderem Tabakblättern für Franz Josef Zigarren an, und „so konnte die Künstlerin immer ohne Gewissensbisse einen Karton ‘verbotener’ Zigarren neben den Lehnstuhl des Königs legen, und ihre Majestät nahm manchmal in der Tasche der Soldatenbluse einige der verbotenen Zigarren mit“.<sup>33</sup> Frau Schratt denkt aber nicht nur an den Herrscher, sondern auch an andere Menschen. Sie trug den Wiener Tratsch auf, „für den sich Franz Josef unendlich interessierte. (Zu Ehren der Künstlerin sei gesagt, daß sie Franz Josef nie einen Tratsch vorbrachte, mit dem sie irgend jemandem geschadet hätte.) Selbstverständlich liebte es Franz Josef am meisten über die Herren zu hören, die er persönlich kannte.“<sup>34</sup>

Ein kleines Alltagsglück mit Zügen der Bürgerlichkeit wird hier von Krúdy im Idyll zwischen Kaiser und Katharina Schratt beschrieben, wobei die Vermenschlichung des Herrschers, die Sympathie für ihn den Anstand dieser Beziehungen zu belegen hat, deren Ursache das fehlende Glück mit Elisabeth und die Friedenssuche Franz Josefs war – etwa dieses Bild bietet sich hier.

Als ausgesprochen auffälliger Kontrast zu diesem Text präsentiert sich *Baltazzi, a király ügynöke* (*Baltazzi, der Agent des Königs*), in dem es gerade darum geht, daß Rudolf das bürgerliche Glück sucht, ihm von Franz Josef aber verwehrt wird, das nichtadelige geliebte Wesen offiziell am Hof an seiner Seite einzuführen.

---

<sup>33</sup> XIX. S. 40.f.

<sup>34</sup> Ebenda.

Der Unterschied zwischen Franz Josef und Rudolf besteht darin, daß Franz Josef keinen einzigen Moment daran dachte, seine Beziehung mit Katharina Schratt offiziell werden zu lassen. Indem Rudolf aber für sich selbst gerade so einen Schritt erwägt, wird er für seinen Vater untragbar. Diesen Unterschied akzeptiert Krúdy ohne weiteres als etwas Gegebenes, er wird weder hinsichtlich des Kaisers noch des Kronprinzen angesprochen.

Abweichend von den Ereignissen in seinem eigenen Mayerling-Roman beschließt Krúdy diesen Text folgendermaßen – und übrigens auf eine für Franz Josef sehr positive Weise: „Es ist nicht wahr, daß Franz Josef seinen Sohn ins Gesicht geschlagen hätte – da war er ein viel größerer Kavalier –, es stimmt nicht, daß er ihm mit Einsperrung drohte. Er sprach nur einfach kein einziges Wort mehr zu ihm. Als er besänftigt worden wäre, war der Kronprinz schon tot.“<sup>35</sup>

Ebenfalls 1927 erschien in der Zeitschrift *Magyarság* (*Ungarntum*) der Artikel *Ferenc József és a pesti utcák* (*Franz Josef und die Pester Straßen*), der besonders deutlich Krúdys Nostalgie zum Ausdruck bringt. Einerseits beschreibt er hier die Routen, die Franz Josef bei seinen Besuchen in Budapest bzw. in Pest eingeschlagen hatte, wobei er immer darauf achtet, die Wege gleichmäßig zu verteilen, er betont dabei die Bescheidenheit z.B. der Kutsche, die von zwei Pferden gezogen wurde, während jeder ungarische Gespan einen Vierspanner fuhr, und die Zurückweisung der Gummiräder an der Kutsche durch Franz Josef über eine lange Zeit hinweg, weil sie „verweichlichen“ würden. Die immer stärker in eine Liebeserklärung an Pest und den Kaiser ausartende Schrift projiziert in die Zeit der Kaiserbesuche eine emotionale Verbindung der Pester zu Franz Josef, für die wir bei Krúdy selbst vor dem Ersten Weltkrieg keinen Hinweis finden. Dabei kulminiert die Argumentation schließlich in der Verbindung der Person des Monarchen mit Pest und beider zusammen mit der Liebe der Einwohner. Wir lesen:

„In dieser Stadt konnte die Kutschfahrt von F.J. nie indifferent werden wie zum Beispiel im verwöhnten, undankbaren Wien. [...] Sagt nicht, daß die begeisterte Begrüßung, das Hutschwenken und das Lebehoch, das Franz Josef vom Westbahnhof bis zum Donau-Ufer begleitete, nur die Kulisse der Epoche gewesen sei. [...] In Pest liebte man Franz Josef wirklich, weil man seiner nie überdrüssig wurde, mit seinem Erscheinen zog er immer Licht und Helligkeit über den Wolkenhimmel der Stadt; ich kann mich nicht erinnern, daß F.J. jemals in traurigem Herbstwetter in Pest angekommen wäre [...]. [...] Dies war eine ritterliche Liebe, – für Pest lebten und starben viele ungarische Generationen, weil Franz Josef das Tempo diktierte, daß man Pest lieben muß.“<sup>36</sup>

---

<sup>35</sup> XIX. S. 67.

<sup>36</sup> Ebenda S. 123-136.

## Uneinheitliches Franz-Josef-Bild des späten Krúdy

Eine literarische Gestaltung von Franz Josef findet sich 1929 in Krúdys Erzählung „*Nem szabad az Öregúr becsületét elveszteni*“ (Man darf die Ehre des alten Herrn nicht verlorengelassen lassen). Hier wird – ähnlich wie in der zu allererst genannten Erzählung Krúdys aus dem Jahre 1913 von einer Figur über ein Ereignis berichtet, das im Rahmen der Fiktion stattgefunden haben mag oder vielleicht nur von der Figur selbst frei erfunden worden war, auf jeden Fall geht es dabei um Franz Josef, der hier eines Tages im ungarischen Kloster nach einem Manöver sich in der Kapelle auf den Gebetsschemel der Rákóczi kniete. Der Gebetsschemel war von Ferenc Rákóczi, dem ebenfalls zur antihabsburgischen ungarischen Tradition gehörenden Fürsten, gespendet worden, bevor er Ungarn verließ und in die Emigration ging. Hier soll nun Franz Josef gekniet und gebetet haben und vom Berichterstatter gesehen worden sein:

Und ich habe gesehen, daß dem tränenlosen, großmächtigen Franz Josef in dieser Kapelle eine Träne aus dem Auge rann, die heller war als jeder Soldat, als jede Hofkutsche, als jeder königliche Pomp. Die Kutsche der Träne nahm Franz Josef für eine Minute weg aus der Mitte der Menschen. Vielleicht zu seinen Toten. Zu Königin Elisabeth oder zu seinem Sohn Rudolf, der bereits in der Kapuzinergruft ruhte, in der Ferne.

Zur Königin, die in dieser Zeit auch schon in der Ferne schweifte? Die Träne blieb hier im Kloster, deshalb ist dieses Kloster reicher als jedes andere Kloster.<sup>37</sup>

Ganz anders als in der frühen Erzählung haben wir es hier mit einer geradezu hymnischen Erhöhung des Kaisers durch den ungarischen Erzähler im Text zu tun, wobei die angesprochenen Motive sich weitgehend mit dem decken, was bei Krúdy seit Mitte der zwanziger Jahre vorzufinden war: der alte, korrekte, seine Pflicht erfüllende Franz Josef als im Grunde seiner Seele verlässener, einsamer, tragischer Mensch.

Dafür, daß Franz Josef nunmehr eine unantastbare Persönlichkeit für Krúdy geworden ist, spricht auch der Titel des Artikels zum hundertsten Geburtstag Franz Josefs aus dem Jahre 1930 mit dem Titel *Várjuk II. Ferenc Józsefet* (Wir erwarten Franz Josef II.), in dem es – zugegebenermaßen etwas hypertroph – u. a. heißt: „Mit dem Vergehen von Franz Josef sind Glauben, Ideale, Lebensziele zunichte geworden [...] An die Geburt Franz Josef II. denkt nicht einmal die größte Phantasie in der Geschichte. Nieder geschlagen [...] wandert [...] ein ganzes Land zu seinem Friedhof [...], nachdem das Tor der Geschichte hinter ihm zugeschlossen worden ist.“<sup>38</sup>

1931 erschien der sehr stark dokumentarisch ausgerichtete Roman *A Kossuth-fiúk vagy egy nemzeti küzdelem regénye* (Die Kossuth-Jungs oder der Roman eines nationalen Kampfes), für dessen *A Kossuth-fiúk Ferenc*

<sup>37</sup> Deli S. 506.f.

<sup>38</sup> Öreg II. S. 177ff.

*József árnyékában és fényében (Die Kossuth-Jungs im Schatten und Licht Franz Josefs)* betitelten zweiten Teil Krúdy zu seinen Lebzeiten keinen Herausgeber fand<sup>39</sup>. Im Grunde ist das – über die konkrete Behandlung der Rückkehr der beiden Kossuth-Söhne Lajos und Ferenc nach Ungarn und die Darstellung der politischen Laufbahn von Ferenc Kossuth hinaus – auch als Roman der Befriedung nach 1848 und dem Ausgleich zu lesen. Franz Josef bzw. sein Ruf ist im Roman omnipräsent, wenn auch die Gestaltung des Innenlebens und eine eher private Sicht auf den Kaiser nicht vorliegt. Innensicht in die Kaiserfigur, Beschreibung seiner Gefühle und seines Denkens scheinen für Krúdy nur im Rahmen – mehr oder weniger – fiktionaler Texte legitim gewesen zu sein.

Zugleich paßt dieser Text – auch hinsichtlich der Präsentierung der Franz-Josefs-Gestalt, nicht in die Entwicklung, die bei Krúdy seit den zwanziger Jahren zu beobachten war. Wir erfahren zwar, daß „Franz Josef auch nicht ganz frei von dichterischen Neigungen war“, doch gerade in bezug auf seine Gemahlin lesen wir für Krúdy bis dahin Untypisches:

Mit der wirklich eine dichterische Seele besitzenden Königin Elisabeth ging er manchmal so um wie ein Kavalier vom Basar, er konnte seinen Kasernenstil kaum wieder gut machen. Und seinen Sohn Rudolf betrachtete und 'erzog' er vom Gesichtspunkt eines österreichischen bierbrauenden Philisters. Wenn im 19. Jahrhundert alle so gewesen wären wie Franz Josef, dann würde man dieses Jahrhundert niemals als das größte in der Geschichte der Menschheit bezeichnet haben.<sup>40</sup>

Es gibt eine ganze Reihe von Beispielen in diesen beiden Texten, die dazu geeignet sind, Franz Josef zu diskreditieren bzw. herabzusetzen, wie etwa die Anekdote vom Kutscher, der Franz Josef durch die Hortobágy, die klassische ungarische Pußta, von Debrecen aus zurück nach Budapest kutscherte und zu ihm sagte: „Ich habe auch schon einen größeren Herren als Ihre Majestät in meinem Wagen mitgenommen. Ich nahm Lajos Kossuth mit!“<sup>41</sup> oder den Vergleich der Begräbnisse von Lajos Kossuth und Franz Josef, wobei „auf dem Begräbnis von Kossuth viel mehr Menschen gewesen [waren] als auf dem von Franz Josef“, was zeige, das bereits „zu ihrem Begräbnis entschieden [war], wessen Leben mehr bedeutete vom Gesichtspunkt der Menschheit aus“.<sup>42</sup>

.. Zugleich zeigt Krúdy auch den – wahrscheinlich typisch kakanischen – Zustand auf, daß Franz Josef persönlich erlaubt, daß die Veröffentlichung der Schriften von Lajos Kossuth aus der Emigration aus der Regierungskasse subventioniert werden.<sup>43</sup>

---

<sup>39</sup> Beide in: Krúdy, Gyula: *Kossuth fia*. Budapest 1976.

<sup>40</sup> Ebenda S. 137.

<sup>41</sup> Ebenda S. 178.

<sup>42</sup> Ebenda S. 78.

<sup>43</sup> Ebenda S. 221.

Ein bißchen im Selbstwiderspruch finden wir Krúdy dann, wenn er an einer Stelle des Textes ironisch anmerkt, man möge doch an jene „Legenden denken, die in jener Zeit in Ungarn über die kleinbürgerliche Einfachheit Franz Josefs, über sein geradezu puritanisches Privatleben, seine streng asketische Lebensweise und seinen soldatischen Charakter erzählt wurden“.<sup>44</sup> Etwas verwunderlich ist der Ton an dieser Stelle doch, da ja gerade Krúdy selbst – wie wir das haben sehen können – einige solcher Texte verfaßt hatte.

Angesichts der Abweichung in der Darstellung und Beurteilung der Person Franz Josefs in diesen beiden Texten stellt sich allerdings die Frage, ob entweder Krúdy etwas labil gewesen ist oder aber sich dem jeweiligen Publikationsorgan bzw. dem Zeitgeist angeglichen hat. Beides ist nicht auszuschließen. Darüber hinaus wissen wir auch vom Herausgeber des Manuskriptes, daß Krúdy hier – vermutlich im Interesse des schnelleren Vorkommens – außerordentlich viele fremde Quellen, Meinungen und Anekdoten unreflektiert einarbeitete.

Dies würde die Abweichungen zwischen den beiden Extremen, d.h. dem Zeitungsartikel von 1930 mit seinem quasi hymnischen Lob einerseits und den Romanen über die Kossuth-Jungs mit der strengeren Beurteilung andererseits erklären. Auch ging es in den Romanen um ein „patriotisches“ Thema, dessen Ausarbeitung wenig für eine differenzierte Behandlung geeignet war, hieß doch der große Gegenspieler Kossuths und seiner Söhne gerade Franz Josef I.

Die restlichen Beispiele aus den dreißiger Jahren zeigen keine Überraschungen mehr hinsichtlich der einmal bereits eingenommenen sympathisierenden Haltung Krúdys zu Franz Josef.

## Fazit

Franz Josef wird als darstellbare Gestalt für Gyula Krúdy erst nach dem Zusammenbruch der Monarchie relevant, wobei die Grundlage für die Gestaltung eine nostalgische Erinnerung an eine vermeintlich glücklichere Vergangenheit ist. Ab Mitte der zwanziger Jahre zeigt Krúdy verstärkt auch den Menschen Franz Josef, kann sich aber nie dazu durchdringen, den Monarchen selber zur Hauptgestalt eines seiner Werke zu machen. Auch in der Darstellung erfährt der Leser über Franz Josef mehr durch lakonische Sätze, durch das Angedeutete und Unausgesprochene als durch das direkt Ausgeführte. Entsprechend der historischen Tatsachen ist einerseits Franz

---

<sup>44</sup> Ebenda S. 244.

Josef für Krúdy die bestimmende historische Person seiner Epoche, dies präsentiert Krúdy andererseits aber – verständlicherweise – meistens durch die kritisch-skeptische ungarische Brille.



***Die Geschichte von Siebenbürgen  
in Abend Unterhaltungen vors Volk***

**Eine Hermannstädter „Volksschrift“ und ihre Nachfolger**

Unter dem Titel *Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend Unterhaltungen vors Volk* erschien 1784 in Hermannstadt (Sibiu, Nagyszeben), der bedeutendsten Stadt der Siebenbürger Sachsen, damals auch Sitz des Guberniums und als solcher Hauptstadt des Großfürstentums, eine anonyme Arbeit, die sich selbst eine „Volksschrift“ nannte und sich auch in ihrem Titel ausdrücklich an „das Volk“ wandte. Sie wurde von einem jungen siebenbürgisch-sächsischen Gelehrten, Michael Lebrecht (1757-1807), verfaßt. Lebrecht, Sohn eines wohlhabenden Hermannstädter Bürgers, hatte ab 1779 in Erlangen studiert und trat, nachdem er nach Siebenbürgen heimgekehrt war<sup>1</sup>, im Erscheinungsjahr der anonymen Arbeit 1784 gerade das Amt eines Lehrers am Hermannstädter Gymnasium an. Gleichzeitig arbeitete er an der Redaktion der ersten siebenbürgischen Zeitung mit, die ab 1784 unter dem Titel *Siebenbürger Zeitung* im Verlag des „k. und k. privilegierten Buchdruckers und Buchhändlers“ Martin Hochmeister erschien. Auch die Siebenbürgens Geschichte behandelnde Schrift wurde von Martin Hochmeister verlegt und gedruckt. Martin Hochmeister der Ältere und sein gleichnamiger Sohn, der 1788 sein Erbe antrat, spielten eine sehr wichtige Rolle im Kulturleben Siebenbürgens. Sie verwendeten bedeutende Mittel, um die Drucklegung von Arbeiten zu ermöglichen, die sonst Manuskripte und dem Publikum unbekannt geblieben wären; sie waren Initiatoren der ersten siebenbürgischen Zeitungen und Zeitschriften und galten als Anreger zahlrei-

---

<sup>1</sup> Über den Zeitpunkt seiner Heimkehr schweigen die zeitgenössischen Quellen und die späteren Lexika und Fachliteratur gleichermaßen (*Siebenbürgische Provinzialblätter* (Hermannstadt, Hochmeister) III. Bd. (1808), S. 156-158.: Nekrolog; *Neue Annalen der Litteratur und Kunst in dem österreichischen Kaiserthume* (Wien, Doll) II. Jg. (1808) *Intelligenzblatt* März, Sp. 119.; Friedrich Schuler von Libloy: *Kurzer Überblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens*. Sylvestergabe (Hermannstadt 1857, Closius) S. 97.; Szilágyi Sándor: *Erdely irodalomtörténete különös tekintettel történeti irodalmára*. Hetedik fejezet. (Die Literaturgeschichte Siebenbürgens, mit besonderer Rücksicht auf seine historische Literatur. Kapitel 7.) *Budapesti Szemle* (*Budapester Rundschau*) 1859. VI. S. 297-302., VII. S. 248-250.; Wurzbach, Constant von: *Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich* enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. 14. Theil. Wien, 1865. S. 271.; Friedrich Teutsch: *Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen*. Bd. 3. Von 1700 bis zur Gegenwart. [Leipzig 1891]. (Sonderdruck aus dem *Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels* 15.); Josef Trausch: *Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen* II. Hermannstadt 1907. S. 343-345.)

cher wissenschaftlicher Arbeiten. An dieser Stelle soll die *Geschichte von Siebenbürgen...* vorgestellt werden, die allein schon durch ihre Gattungsbezeichnung „Volksschrift“ Aufmerksamkeit verdienen würde, bei näherer Untersuchung aber auch zahlreiche weitere interessante Züge aufweist, so daß ihre Analyse interessante Details zur Ideen- und zur Publizistikgeschichte sowie zur Geschichte des Gebrauchs einzelner politischer Begriffe im Großfürstentum Siebenbürgen während der bewegten Jahre der josephinischen Ära liefern kann. Besonders, wenn man auch jenen beiden Schriften Aufmerksamkeit schenkt, in denen das Unternehmen von 1784 am Anfang der 1790-er Jahre eine Fortführung fand, und wenn man versucht, die Beziehungen dieser Schriften untereinander und die zahlreichen Modifizierungen im Konzept des Verfassers und des Verlegers zu klären, die an den Unternehmungen festzustellen sind. 1791 erlebte nämlich die *Geschichte von Siebenbürgen* eine Neuauflage unter dem Titel *Geschichte der aborigenen dazischen Völker, in Abend Unterhaltungen*. Diese zweite Auflage zeigte leichte Veränderungen in der Struktur des Werkes und beträchtliche Veränderungen hinsichtlich jener Zielsetzungen, die in der Titelgebung, in Verlegeranzeigen, im Vorwort des Autors und im einleitenden Kapitel angekündigt wurden. In Form einer ab 1790 herausgegebenen Zeitschrift, die den Titel *Die Fürsten von Siebenbürgen, und die Schicksale des Landes unter ihrer Regierung* trug, ist der „Volksschrift“ von 1784 auch eine Art Fortsetzung gefolgt, in der ein späterer Abschnitt der siebenbürgischen Geschichte behandelt wurde.

In vorliegender Arbeit soll eine nähere Darstellung dieser miteinander in engem Zusammenhang stehenden und doch sehr unterschiedlichen Unternehmungen und der unter ihnen bestehenden komplizierten Beziehungen gegeben werden.

### 1.1 *Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend Unterhaltungen vors Volk, 1784*

Wir liefern hiemit, ohne vorher durch lobrednerisches Anzeigen bey dem Publiko anzuklopfen, den ersten Theil eines Werkes, den Liebhabern ihres Vaterlandes, die schon lange den Wunsch bey sich herumgetragen haben, daß so etwas da seyn mögte, wovon auch der gemeine Mann eine Information von den Schicksalen seiner Väter bekommen könnte.

Mit diesen Worten fängt das *Avertissiment* am Anfang des Buches *Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend Unterhaltungen vors Volk*<sup>2</sup> an. Dem Band, der als *Erster Theil* einer vollständigen Geschichte von Siebenbürgen

---

<sup>2</sup> *Erster Theil*. Hermannstadt. Im Verlag bey M Hochmeister, k. k. priv. Buchdrucker und Buchhändler 1784. 8° XXVIII.. 416 und 1 S.

konzipiert war und die Geschichte des Landes von den Urzeiten bis um 1000 n. Chr. verfolgte<sup>3</sup>, wollte der Verfasser weitere Bände nachfolgen lassen. Die Zielsetzungen des Unternehmens wurden im *Avertissement* und in der Vorrede des Werkes formuliert. Die vorrangige Zielsetzung war Volkstümlichkeit. Man wollte eine Geschichte Siebenbürgens liefern, die ihren Gegenstand so behandelt, daß auch „der gemeine Mann“ sie verstehen kann. Das Streben nach Volkstümlichkeit wird am Anfang des Buches, im Titel, im Inhaltsverzeichnis und in der Vorrede sehr stark betont und ist auch im ersten Kapitel noch wahrzunehmen. Gleich im Titel wird auf das Volk Bezug genommen. Die Vorrede ist mit dem Untertitel *Das einzige Stück im ganzen Buch, vor Gelehrte von Profession* versehen. Die Vorrede selbst, in der sich das Werk mehrmals eine „*Volksschrift*“ nennt, ist ein leidenschaftliches Plädoyer für volkstümliche historische Werke. Im Laufe der weiteren Kapitel hingegen verblassen die Merkmale der Volkstümlichkeit, wie weiter unten zu zeigen sein wird, mehr und mehr.

In der Vorrede setzt sich der Autor mit älteren und neueren Geschichtsschreibern auseinander und handelt jene Diskussionsfragen der Geschichtsschreibung ab, die er als solche später nicht mehr erwähnt. Er nimmt zu diesen Fragen Stellung und begründet seine Entscheidung für diesen oder jenen Standpunkt, der in den späteren Kapiteln die Grundlage seiner Erzählung bilden wird. Am Anfang der Vorrede beruft sich der Verfasser auf Gellerts *Moral*<sup>4</sup>, und es folgt dann eine, durch Zitate aus Gellerts Werk eingeleitete, für die „Gelehrten von Profession“ gedachte, umfangreiche Reflexion darüber, wie man Geschichte schreiben sollte und was für eine „Historie“ man insbesondere schreiben müßte, die „volks-fähig“ ist, „die nicht bloß für das Gedächtniß, sondern für das Herz aufgesetzt ist“, „zur Menschenkenntniß führen“ kann, deren Sprache „allgemein verständlich und selbst vor den gemeinsten Menschen und Kinderverstand faßlich ist“. Hier trifft man Elemente der den Schriften der Volksaufklärung eigentümlichen typischen Argumentationsweisen an<sup>5</sup>. So wird jene Gelehrsamkeit getadelt, die den Ungelehrten durch die Schranken der „ungeheuren Citationen“ und „unverständlichen Schreibarten“ verschlossen bleibt.

---

<sup>3</sup> Untertitel: *Von Anfang der Bevölkerung Siebenbürgens bis auf die Gründung des ungarischen Reichs. Oder: der allerersten Völkergeschichte, welche in diesem, und angränzenden Ländern abgewechselt haben.*

<sup>4</sup> Christian Fürchtegott Gellert: *Moralische Vorlesungen*. Leipzig 1770. (posthum.)

<sup>5</sup> Zu dem Schrifttum der Volksaufklärung siehe Holger Böning – Reinhart Siebert: *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*. Bd. I. Holger Böning: *Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780*. Stuttgart – Bad Cannstadt 1990.; Holger Böning: *Heinrich Zschokke und sein „Aufrichtiger und wohlthätiger Schweizerbote“*. *Die Volksaufklärung in der Schweiz*. Bern – Frankfurt am Main – New York 1983.

[...] Aber unter allen jenen, so die Geschichte unseres Vaterlandes bearbeitet haben, ist mir kein einziger bekannt, der sich zur Volks-Fähigkeit herabgelassen habe. [...] als ob die wahre Geschichte von unserem Vaterland, ein Heiligthum sey, an welches sich keiner wagen dürfte, der nicht in dem Tempel der Gelehrsamkeit dazu eingeweiht worden, und daß man alle übrigen durch dicke Folio und Quartbände, durch schwerfällige oder der Menge unbekannte Schreibarten, durch ungeheure Citationen, und durch andere pedantisch affektirte Gelehrsamkeit wegschrecken müsse!

– heißt es beispielsweise. Es wird leidenschaftlich auf die Pflicht der Gelehrten aufmerksam gemacht, den sie ernährenden Teilen der Bevölkerung nützlich zu werden. Die beklagte „pedantisch affektirte“, sich dem gemeinen Mann verschliessende Gelehrsamkeit sei

[...] gewiß das größte Unrecht, worüber sich die Bürger eines Landes gegen die Gelehrten, denen sie Unterstützung und Nahrung verleihen, allemal beklagen können.

Und die Begründung hierzu:

Das Vaterland macht Anspruch auf die Gemeinnützigkeit aller Arbeiten seiner Kinder!

Auch lesen wir einen Ausfall gegen die Kalender, die „eigentliche[n] Volksbüchelgen“, deren Chroniken „voller Fehler“ sind:

[...] Und unsre Kalender-Kronik, das eigentliche Volksbüchelgen, ist, ich mag die Gebeine derer so daran gearbeitet haben, nicht beunruhigen, aber es ist so voller Fehler, daß ich mich wundere, wie man es alle Jahre, ohne jemals an eine Verbesserung zu denken, immer aufs neue kopieren, und dem gemeinen Mann vorwerfen kann. Es sieht damit gerade so aus, als ob man das Volk nicht würdig achte, ihm was rechtes in die Hände zu geben; [...]<sup>6</sup>

Ebenfalls aus dem Inventar der volksaufklärerischen Schriften stammt das Stilmittel des Rahmengesprächs. An den Gesprächen, in die in vielen volksaufklärerisch ausgerichteten Werken die Vermittlung von nützlichen Kenntnissen und neuartigen Einstellungen eingebettet wird, nehmen typi-

---

<sup>6</sup> Zu den Bestrebungen zur Verbesserung der Kalender von Seiten der Regierung unter Maria Theresia und Joseph II.: Kovács István Gábor: *Kis magyar kalendáriumtörténet 1880-ig. A magyar kalendáriumok története és művelődésszociológiai vizsgálata*. Bp. 1989.; Szelestei Nagy László: *Kalendáriumok a 18. századi Magyarországon*. In: OSzK Évkönyv 1980. S. 475-516., derselbe unter gleichem Titel in: Lajos Hopp (Hrsg.): *A megváltozott hagyomány*. Bp. 1988. S. 313-361. Es ist bemerkenswert, daß Lebrecht, seinem eigenen Forschungsinteresse und dem Thema seiner Arbeit entsprechend, nicht den gängigen Vorwurf gegen die Kalender erhebt, der gegen sie von den Aufklärern immer wieder vorgebracht wurde. Er tadelt nicht die Wettervoraussagen, auf „Aberglauben“ basierenden landwirtschaftlichen Ratschläge und Gesundheitsregeln der Kalender, sondern die Fehlerhaftigkeit der Kalender-Chroniken.

scherweise einerseits Vertreter der Volksaufklärungsbemühungen (vor allem Lehrer oder Geistliche), andererseits Menschen aus dem „Volk“ teil. Mit einigen Abweichungen finden wir diese Form auch in der *Geschichte von Siebenbürgen...* wieder.

Im ersten Kapitel, unter dem Titel *erste Abend Unterhaltung* finden wir ein Gespräch geschildert, das den Rahmen für die darauffolgenden erzählenden Kapitel angibt. Das Kapitel schildert eine Gesellschaft („eine Anzahl junger Leute“), die

sich von Zeit zu Zeit [...], schon von einigen Jahren her, zum L'hombre, Quadrille oder wenn die Gesellschaft groß war, zu einer andern Gattung von Spiel [...] in dem Hause eines sehr rechtschafnen und ehrlichen Sachsens Namens, Wilhelm B<sup>oo</sup>

versammelte. Dem Hausherr macht

um diese Zeit [...] einer seiner alten Universitäts Freunde, Herr von Tabora, ein ungrischer Edelmann, der den letzten Feldzug mitgemacht, in Wien quitirt, und ein sehr artiges Fräulein, Namens Therese geheyrathet hatte, einen unvermutheten Besuch.

Nun läßt man dem „Wiener Frauenzimmer“ zuliebe, das – wie es heißt – „keinen Gefallen am Spiel fand“, (was allerdings „[...] etwas besonders an einer Wienerinn“ sei), die gewohnten Spiele fallen und verkürzt sich die Zeit „entweder mit dem Clavier, oder mit Gesprächen“.

Eines dieser Gespräche, welches wir hier gleich anführen wollen, war sehr wichtig, und hat diß ganze Buch veranlaßt

– heißt es in der *ersten Abend Unterhaltung*. An diesem Gespräch nehmen der Hausherr (Wilhelm B.), der ungarische Edelmann (Herr Tabora), seine Frau (Therese, die Wienerin) und ein gewisser Herr D., ein eifrig-bewußter junger Sachse teil. Es geht um die Gründe der Armut in Siebenbürgen und um die Gründe der Abnahme und Verarmung der sächsischen Bevölkerung:

Herr Wilhelm: ‘[...] unsere Sachsen sind schon die Leute nicht, die sie ehem waren. [...] die Dörfer stehn von Sachsen verlassen und unbewohnt. [...] Lassen wirs auch nach, daß die Pest diesen Schaden gethan hat, warum wachsen sie nicht nach, warum sterben sie heut zu Tage zusehends aus, und werden von den Walachen aus ihren Erbtheil, mählig und mählig verdrungen? Es ist ein Jammer anzusehn, wie diese schöne Nation, entnervt dahin sinkt, deren eisernen Nacken kein feindlicher Säbel, und siebenjährige Belagerungen nicht demüthigen konte?!’ [...]

Am Ende des Gesprächs, im Laufe dessen sowohl „der Plan, ein vor sich seeliges Ländchen, völlig auf deutschen Fuß zu modeln“ (wahrscheinlich

eine Anspielung auf die Reformen Josephs II.<sup>7)</sup>, als auch die Anwesenheit „der vielen Fremdbden“, die den Sachsen ausländische Moden, „deutsche Lebensart“ und „unsächsische Sitten“ beibringen, beklagt, teilweise aber auch wieder verteidigt werden, und über das aus dem Land hinausströmende, für auswärtige Modewaren verwendete Geld, das Zugrundegehen des sächsischen Handwerks und die negative Handelsbilanz Siebenbürgens geklagt wird, bittet man den Hausherrn, der so schön von den goldenen Zeiten der sächsischen Nation sprach und von dem man weiß, wie gründlich er in der Geschichte seines Vaterlandes unterrichtet ist, diese „von Anfang an“ in kleinen Stücken zu erzählen.

Wir haben sie aus seinem Munde, so wie er sie Stück vor Stück, dieser schönen Gesellschaft die er gerne schlechthin seine Kinder, oder Jünglinge

---

<sup>7</sup> An dieser Stelle bedient sich der Verfasser m. E. eines Wortspiels, um seiner politischen Opposition in etwas verhüllter Form Ausdruck zu geben. Johann Christoph Adelung führt in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Dritter Theil.* (Wien, Bauer, 1811.) beim Verb 'Modeln' (Sp. 255.) Folgendes an:

Modeln, verb. reg. act. von dem Hauptworte Model, so fern dasselbe in der zweyten Bedeutung, die Figur und Gestalt eines Dinges überhaupt bedeutet. 1) Mit Figuren versehen, besonders bey den Webern. Gemodeltes Band, im Gegensatze des glatten. Ein gemodelter Zeug, dergleichen z.B. der Damast ist. Zeug, Leinwand modeln. Gemodelte Buchstaben, bey den Schriftgießern, Schönschreibern, mit Figuren versehene Buchstaben. 2) Eine gewisse Gestalt geben. Die Fregatten zur schnellen Fahrt modeln, ihnen eine solche Gestalt geben, welche zu einer schnellen Fahrt bequem ist. 3) In noch weiterer und figürlicher Bedeutung, bilden überhaupt. Die Sucht, uns nach dem Gallier zu modeln. Nun modelt Frankreichs Witz, das ganze Deutsche Reich, Utz. ..."

Der Satz Herrn Wilhelms „Aber der Plan, ein vor sich seeliges Ländchen, völlig auf deutschen Fuß zu modeln, (er mag herrühren, von wem er will) scheint mir übertrieben.“ ist eingebettet in einen Textteil, der von den neuen Gewohnheiten und Kleidermoden handelt, die die Gegenwart vieler Fremder (es sind damit wohl in erster Linie die von Wien entsandten Beamten gemeint) mit sich bringt. Etwas weiter unten wird der Satz mit leicht veränderter grammatischer Struktur wiederholt: „O Madam; ich glaube selbst, dass wenn es doch nach deutschem Fuß gemodelt seyn soll; so solten wir es ganz thun.“ und aus dem Kontext geht hervor, daß das Verb 'modeln' hier im Sinne von 'schmücken' verwendet wird, m. E. zusätzlich angereichert durch die Nähe zur 'Mode', und zu 'sich nach der Mode kleiden', die, wie ein späterer Satz des Textes beweist („...[die Sachsen müßten ihre] Weingebirge, Häuser, endlich uns selbst, und unsre Weiber und Kinder verkaufen, und das Geld gegen die jährlichen Wiener Moden vertauschen. ...“), ebenfalls assoziiert werden. Bei der ersten Verwendung des Wortes geht es aber wahrscheinlich um die Bedeutungsvariante 'gestalten, bilden' und es deutet möglicherweise auf die radikalen Umgestaltungsversuche des Josephinismus in Siebenbürgen hin. Diese Lesart wird durch die Tatsache gestützt, daß gerade 1784 das Sprachdekret des Kaisers bekanntgemacht wurde, laut dessen statt des Lateinischen das Deutsche zur Amtssprache in ganz Siebenbürgen werden sollte. Bis dahin war das Deutsche nur in den sächsischen Stühlen Amtssprache. Die Sachsen haben auf diese Verordnung gar nicht freudig reagiert, denn sie befürchteten mit Recht, sie würde Feindseligkeit gegen die Sachsen unter den Ungarn und den Szeklern auslösen. (*Erdély története II. 1606-1830-ig.* Hrg.: László Makkai, Zoltán Szász. Bp. 1986. S. 1101-1103.)

nannte, erzählte, und hoffen damit allen unseren Landes Leuten ein angenehmes Geschenk zu machen.

– lesen wir gegen Ende der *ersten Abend Unterhaltung*.

Im Gegensatz zum Personal, das in den typischen Rahmengesprächen der volksaufklärerischen Schriften aufzutreten pflegt, trägt die Gesellschaft, die an diesem Rahmengespräch teilnimmt, ausdrücklich städtische Kennzeichen. Ihre Spiele und Beschäftigungen sind die der vornehmen und wohlhabenden Bürger einer etwas weltentlegenen, provinziellen Stadt. Als Gäste (!) nehmen an den Zusammenkünften ein ungarischer Adelige und seine Wiener Frau teil. Das Rahmengespräch müßte theoretisch auch die Funktion haben, die vom Autor erhofften typischen bzw. idealen Rezeptionssituationen zu modellieren. Das im Rahmengespräch geschilderte, der Geschichte zuhörende Publikum kann also nicht ganz entfernt sein von dem Bild, das sich der Verfasser von dem Publikum seines Werkes gemacht hat. Die soziale Zusammensetzung der Teilnehmer des Rahmengesprächs in der *Geschichte von Siebenbürgen...* deutet darauf hin, daß dem Autor in erster Linie nicht die unteren sozialen Schichten, ungeschulte Leute oder gar Bauer als Publikum des Werkes vor Augen geschwebt haben dürften. Angesichts dessen stellt sich also die Frage, was mit der oben zitierten volksaufklärerischen Argumentation denn gemeint gewesen sein mag, und dies impliziert die Frage: Wer wird in der Vorrede unter dem oft verwendeten Begriff „Volk“ verstanden?<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Die Begriffe „Volk“ und „Volksaufklärung“ werden von Holger Böning auf folgende Weise bestimmt, in: *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*. Bd. I. „Hinweise für die Benutzer der Bibliographie“ S. IX-X.: „Unter ‘Volk’ versteht die vorliegende Bibliographie dem Sprachgebrauch des ‘Pädagogischen Zeitalters’ gemäß den Teil der Bevölkerung, der keine höhere Bildung (durch Hauslehrer, Vorläufer unseres Gymnasiums, Universität) erfahren hat, sozial zusätzlich eingeschränkt auf den ‘gemeinen Mann’ (Adel und Klerus sowie die Familienangehörigen von Männern der obengenannten Bildungsschicht sind somit ohne Prüfung ihrer intellektuellen Schulung oder Fähigkeiten pauschal von der Zurechnung zum ‘Volk’ ausgenommen). Der Akzent bei der Unterscheidung von ‘gesitteten Ständen’ und ‘Volk’ liegt also auf dem unterschiedlichen Bildungsstand (oder genauer: der daraus resultierenden Mentalität ...), und es ist durch dessen Kombination mit Geburt und Beruf der durchschnittlichen Interdependenz von Stand und Bildung Rechnung getragen. Mit ‘Volk’ sind nach dieser Definition keineswegs nur Bauern und unterbäuerliche ländliche Schichten gemeint, sondern auch der durchschnittliche Handwerker mit seiner Familie, die unteren Ränge in der Militär- und Verwaltungshierarchie, Dienstboten und städtische Unterschichten.“

Unter ‘**Volksaufklärung**’ – der Begriff verbreitet sich in den 1780-er Jahren rapid – versteht diese Bibliographie die Bemühungen aufklärungsfreundlicher Einzelpersonen, gemeinnütziger Gesellschaften und Obrigkeiten, dem ‘gemeinen Mann’ Gedankengut der Aufklärung zu vermitteln. Dabei geht es weniger um die Vermittlung von positivem Wissen oder von Begriffen (wie z.B. der Naturrechtslehre) als um eine Mentalitätsveränderung: um die Abkehr von der ungeprüften Übernahme von Tradiertem, die als mentales Spezifikum des unaufgeklärten ‘Volkes’ empfunden wurde. Aufklärerisch in diesem Sinne sind Texte, die erkennen lassen, daß es angesichts eines Problems **mehrere** mögliche

## 1.2 Die Begriffe „Volk“ und „Bürger“ in der *Geschichte von Siebenbürgen*...

Aus mehreren Wendungen der Vorrede geht hervor, daß mit der Bezeichnung „Volk“ vor allem Ungelehrte gemeint sind, deren wichtigste Lektüre der Kalender ist. Der Autor will, wie wir oben sahen, ein Werk liefern, „wovon auch der gemeine Mann eine Information von den Schicksalen seiner Väter bekommen“ kann, er will eine Sprache gebrauchen, die selbst für „den gemeinsten Menschen und Kinderverstand faßlich“ ist, und er plädiert für die Pflicht der Gelehrten, solche Werke über die Geschichte des Vaterlandes zu veröffentlichen, die auch die Ungelehrten ansprechen. Sucht man nach Hinweisen auf die Bedeutung des Begriffes „Volk“ in den Ausführungen des Verfassers, so fällt ins Auge, daß er alle seinen erhofften Leser seine „Mitbürger“, „die Bürger des Landes“, „die Bürger des Vaterlandes“ nennt. An einer Stelle sagt er sogar ausdrücklich, daß die „Bürger“ des Vaterlandes, „grössere und kleinere, fähigere und unfähigere, alle zusammen“ eigentlich das Vaterland „sind“.

Johann Christoph Adelung unterscheidet in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*<sup>9</sup> außer drei Bedeutungsvarianten, die nur die Beziehungen verschiedener Gruppen von Stadtbewohnern untereinander betreffen (ratsfähige contra unratsfähige Bürger, Bürger contra Beisassen und Schutzverwandten etc.) folgende drei Bedeutungsvarianten des Begriffes:

[...] 4) In weiterer Bedeutung heißen oft alle Einwohner einer Stadt, sie mögen nun das Bürgerrecht erworben haben oder nicht, Bürger, im Gegensatze der Bauern, oder des Landvolkes. [...] 5) In noch weiterer Bedeutung begreift man unter dem Nahmen der Bürger, auch den dritten Stand eines Staates, im Gegensatze der Adeligen und Geistlichen; der Bürgerstand. [...] 6) Figürlich. Ein jedes Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft, d. i. einer Gesellschaft, welche sich dem Willen eines einzigen unterworfen hat. In diesem Verstande werden die Einwohner eines jeden Staates und Landes nach dem Muster des Latein. Civis besonders in der höhern Schreibart, Bürger genannt. [...]

Der Begriff „Bürger“, der in der hier behandelten Schrift verwendet wird, bedeutet nicht den „Stadtbürger“ oder den „Stadtbewohner“ in Abgrenzung gegenüber dem Bauernstand (und dem Adel) und auch nicht „den dritten Stand“ gegenüber dem Adel und dem Klerus, sondern – im Einklang mit

---

Einstellungen gibt, von denen dann eine aus den von der Aufklärung einzig akzeptierten Gründen der Vernunft oder der Erfahrung (die Offenbarung kann in diesem Zusammenhang aus dem Spiel bleiben) vorzuziehen sei, Texte also, die in diesem Sinne argumentieren oder rasonnieren. Die Volksaufklärung hat sich in dieser Absicht der Mentalitätsveränderung vor allem (jedoch nicht ausschließlich) an Bauern gewendet, ist also weithin Bauernaufklärung.“ (Hervorhebungen im Original)

<sup>9</sup> *Erster Theil, von A-E.* (Wien, verlegt bey B. Ph. Bauer, 1811.)



der von Adeligung unter 6 aufgeführten Bedeutungsvariante – jedes Mitglied eines Gemeinwesens, das mit dem Wort „Vaterland“ bezeichnet wird<sup>10</sup>.

Der Begriff „Bürger“, bzw. „Mitbürger“ umfaßt in der Verwendungsweise, der man in der Vorrede der *Geschichte von Siebenbürgen...* begegnet, sozial und bildungsmäßig unterschiedliche Gruppen der Bevölkerung: „[...] grössere und kleinere, fähigere und unfähigere [...]“ oder wie es an anderer Stelle heißt: „[...] Große und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte [...]“. Außer diesen beiden Stellen findet sich jedoch keine weitere Differenzierung der Begriffe „Bürger“ und „Mitbürger“ in der Vorrede. Nur nach dem Alter und dem Geschlecht werden sie noch gegliedert, in „Männer und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen, [...] das Knäbchen oder das Püpfchen, das aufmerksame Mädchen“<sup>11</sup> oder in „[...] Greise[n] und Jünglinge[n], Männer und Frauen, und Jungfrauen, Knaben und Mädchen“ an anderer Stelle:

Da ich nun hiemit den ersten Versuch mache, meinen Theuren Mitbürgern, Großen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten, Greisen und Jünglingen, Männern und Frauen, und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, die Geschichte ihres Vaterlandes, so weit wir nur Spuren von Menschen, und handelnden Menschen haben auftreiben können, in diesen Abendunterhaltungen zu liefern, so ist dieß unser eigentlicher Endzweck, aus den Thathandlungen der auftretenden Personen ihren Karakter zu bestimmen, und zur Menschenkenntniß zu führen. [...]

Der Begriff „Bürger“ scheint also im Begriffsgebrauch der Vorrede umfassender zu sein als der Begriff „Volk“. „Volk“ bezeichnet nur einen Teil, und zwar den zahlenmäßig größeren, den ungelehrten Teil einer sozial heterogenen Gruppe, deren Mitglieder die „Bürger des Vaterlandes“ genannt

---

<sup>10</sup> Zu den Bedeutungselementen des Begriffs und deren historischem Wandel siehe Bürger, Staatsbürger, Bürgertum in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hrg.: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Kosellek. Bd. 1. S. 672-725.

<sup>11</sup> „... Nein, nein! Es kann nicht gleichgültig seyn, ob einem Burger die Geschichte seines Vaterlandes vorenthalten wird, Männer und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen sollen es wissen, wer sie seyen, woher sie kommen und wer ihre Väter gewesen? Und das Knäbchen oder das Püpfchen, welches so eifrig auf ein Hexen Märchen merkt, würde mit eben der Neugier, aber mit mehr Nutzen, das Histörchen vom tapferen Decebalus, vom garstigen Attila, vom frommen Stephan, und Ladislaus, vom freundlichen Andreas, vom klugen König Matthias u. s. f. anhören, und mit welcher Hastigkeit würde das aufmerksame Mädchen, eine Erzählung von der unglücklichen Königin Maria, von der Gräfin Bank, und Königin Gertrud, der Fürstinnen Christierna, und Catharine, verschlingen! und das wären Märchen, das wären Romane, die aus den wahrhaften Vorfällen des Lebens hergenommen sind, Saft und Nahrung der Geschichte, Nahrung für das Herz, Erzählungen und 'Spiegel der göttlichen Vorsehung, und die besten Ausleger deßen was uns die Religion von der Beschaffenheit des menschlichen Lebens lehrt'. O wie zu vielen Tugenden würde das die Kinder ermuntern, die unter den Vätern gröstentheils erloschen zu seyn scheinen.“

werden<sup>12</sup>. Nun müssen wir aber einen Schritt weitergehen und versuchen zu konkretisieren, was der Autor unter „Vaterland“, und welche Gruppen er unter „Bürger[n] des Vaterlandes“ oder „seine[n] Mitbürger[n]“ verstanden hat. Was in den Augen des Autors im Siebenbürgen der 1780er Jahre das „Vaterland“ genannte Gemeinwesen gewesen und welche Gruppen für ihn als dessen Mitglieder in Frage kamen, kann erstens durch eine gründliche Lektüre des Werkes und seiner Schlüsselpartie, des das Rahmengespräch enthaltenden ersten Kapitels, zweitens durch die Einbeziehung der Fortführungen des Unternehmens, der *Geschichte der aboriginen dazischen Völker* und der *Fürsten von Siebenbürgen...* erschlossen werden.

### **1.3 Der Begriff „Vaterland“ in der *Geschichte von Siebenbürgen...***

Bei dem Rahmengespräch handelt es sich um eine Art politischer Reflexion, die die historische Erzählung einleitet. Es werden darin, wie bereits erwähnt, die existentiellen Probleme der Siebenbürger Sachsen thematisiert, die Gründe der Verringerung der sächsischen Bevölkerung, das Schwinden der alten „Tugenden“. All das hing auch mit jenen Herausforderungen zusammen, welchen sich der Stand der Sachsen, oder wie er im damaligen Sprachgebrauch oft genannt wurde: die „Sächsische Nation“, unter der absolutistischen Regierung der Habsburger und besonders unter der Herrschaft Josephs II. stellen mußte.

Es soll hier nun die politische Situation der Siebenbürger Sachsen in den 1780er Jahren und Anfang der 1790er Jahre kurz skizziert werden, um den historischen Kontext von Michael Lebrechts Arbeiten vor Augen zu haben.

#### **1.3.1 Die politische Situation zur Entstehungszeit der Schriften von Michael Lebrecht**

Der Stand der Sachsen, der ungarische Adel und die Privilegierten der Szekler bildeten zusammen seit dem 15. Jahrhundert jene drei Stände in Siebenbürgen (nach der zeitgenössischen Ausdrucksweise: jene drei „Nationen“), die dadurch, daß sie in den ständischen Institutionen wie dem Landtag und den territorialen Verwaltungen vertreten waren, politische Mitsprache, Einfluß auf die Art der Regierung des Landes hatten. Diese Mitsprache wurde in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus bereits unter Maria Theresia stark eingeschränkt (der Landtag wurde in Siebenbürgen

---

<sup>12</sup> Zu den Bedeutungselementen des Begriffs „Volk“ und deren historischem Wandel siehe Volk, Nation, Nationalismus, Masse in: *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 7. S. 141-431.; vgl. auch Adelung a.a.O. Vierter Theil. Sp. 1224-1226.

von 1761 bis 1790 nicht zusammengerufen), durch die Reformen Josephs II. jedoch sah sich die „Sächsische Nation“ in den Grundlagen ihrer Existenz gefährdet. Der Herrscher, der die von den Habsburgern regierten Territorien zu einem gleichförmig verwalteten Reich, zu einer wirtschaftlichen und politischen Einheit, und die ethnisch, sprachlich und konfessionell äußerst heterogene Bevölkerung des Großfürstentums zu einer siebenbürgischen „Einheitsnation“<sup>13</sup> verschmelzen wollte, tastete auch die Privilegien der Sachsen und die materiellen Grundlagen ihrer Selbstverwaltung an.

Auf wirtschaftlichem Gebiet ging die Bestrebung des Josephinismus, Ungarn und Siebenbürgen in den zu vereinheitlichenden Wirtschaftsraum der Habsburgländer einzugliedern, mit schwerwiegenden Konsequenzen einher. Zwischen 1782 und 1784 wurde die Zollgrenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen in mehreren Schritten aufgehoben, und 1786 wurden die Ausfuhrzölle auf erbländische Produkte bei ihrer Einfuhr in Ungarn und Siebenbürgen aufgehoben. Gleichzeitig wurde die Einfuhr zahlreicher ausländischer Waren in das von den Habsburgern regierte Gebiet teilweise ganz verboten, teilweise mit schweren Einfuhrzöllen belastet. In der wirtschaftlichen Arbeitsteilung der Habsburgländer war Ungarn und Siebenbürgen die Rolle zugedacht, die Erblände mit Lebensmitteln, Rohstoffen und Bodenschätzen zu versorgen und die Gewerbeprodukte der Erblände aufzunehmen. All das beeinträchtigte den siebenbürgischen Handel und lieferte das siebenbürgische Gewerbe völlig den Interessen des erbländischen aus<sup>14</sup>.

Das von Sachsen bewohnte Gebiet im Süden Siebenbürgens (das sogenannte „Sachsenland“) erklärte Joseph II. zum Eigentum des Fiskus (1782). Dieses Gebiet bildete im Sinne der althergebrachten Privilegien der Sachsen ihr gemeinschaftliches Eigentum, indem dessen Besitz auf eine königliche Schenkung zurückgeführt wurde (deswegen nannte man es auch den „Königsboden“). Durch die Einverleibung des Gebietes in die Fiskalgüter entzog man den Sachsen die Einkünfte, die zur Aufrechterhaltung ihrer Autonomie in der Verwaltung und zum Erhalt ihrer Kirche und ihrer Schulen dienten. Den Königsboden zum Gut des Fiskus zu erklären war für die Sachsen aber auch an und für sich, als juristischer Akt, unannehmbar, denn es wurde dadurch die Rechtsgrundlage der Existenz der „Sächsischen Nation“ als eigener Stand und als „Landesstand“, als gewichtiger politischer Faktor mit einem Mal vernichtet. Als logische Folge davon wurde von der Regierung die „Sächsische Nation“ 1784 für erloschen erklärt. Hinzu kam das sogenannte Konzivilitätsreskript, in dem der Kaiser das Recht der „conzivilitas“, d.h. das Recht auf Erlangung von Besitz und Bürgerrecht auf dem Gebiet des Königsbodens nicht nur den Vertretern der beiden ande-

---

<sup>13</sup> Angelika Schaser: *Josephinische Reformen und sozialer Wandel in Siebenbürgen. Die Bedeutung des Konzivilitätsreskriptes für Hermannstadt*. Stuttgart 1989. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa Bd. 29.) S. 220.

<sup>14</sup> Angelika Schaser a.a.O. S. 89-95.; *Erdély története II. 1606-1830-ig*. Hrg.: László Mak-kai, Zoltán Szász. Bp. 1986. S. 1083-1087, 1090-1091.

ren ständischen „Nationen“, den Ungarn und den Szeklern, zugestand, die das schon lange verlangten, sondern – was für die ständische Vorstellungswelt der Sachsen einen viel größeren Skandal bedeutete – allen Bewohnern Siebenbürgens, also auch den Rumänen (im damaligen Deutsch: Wallachen). Ab 1781 durften also alle Einwohner des Großfürstentums auf dem Gebiet des Sachsenlandes Grund- und Hausbesitz und damit Bürgerrecht erwerben, was bis dahin das ausschließliche Recht von Menschen „deutscher Abstammung“ war<sup>15</sup>. Darin sahen die Sachsen wie auch die beiden anderen privilegierten Stände des Landes mit Recht den ersten Schritt zu einer gleichberechtigten politischen Repräsentation der Rumänen und sahen auch, daß durch das demographische Übergewicht der Rumänen, wenn diese Verordnung zur Geltung gebracht werden würde, das Sachsenland in kurzer Zeit aufhören würde, „sächsisch“ zu sein<sup>16</sup>. Diese Gefahren bedeuteten eine Herausforderung, die eine starke Bewegung in das sonst in bequemer Selbstgenügsamkeit beharrende geistige Leben der Siebenbürger Sachsen brachte, die sich unter anderem im Erscheinen zahlreicher mit historischen und politischen Argumenten für die Rechte der „Sächsischen Nation“ eintretender Schriften, in der Gründung von neuen Periodika, in der Entstehung von Lesegesellschaften und in einem gesteigerten Interesse für die eigene Geschichte äußerte<sup>17</sup>.

Zu dieser Zeit bildete sich jenes Paradigma aus, das das politische Verhalten und Denken der Siebenbürger Sachsen im nächsten halben Jahrhundert bestimmen sollte. Um 1790 wurden jene historischen, vor allem rechtshistorischen Argumente voll ausgearbeitet, die diese Rechtslage zu untermauern hatten. Im weiteren kennzeichnete das politische Verhalten der Sachsen ein kramphaftes Festhalten an der althergebrachten Rechtslage, von der die Existenz der sächsischen Nation für abhängig gehalten wurde<sup>18</sup>. Im Laufe der darauffolgenden Jahrzehnte führte diese Haltung zunehmend zum Stillhalten der Entwicklung auf allen Gebieten des Lebens. Denn der sogenannte „Restitutionslandtag“ 1790/91 und die darauffolgenden Landtage 1792 und 1793/94 brachten zwar in zahlreichen Punkten die Wiederher-

---

<sup>15</sup> Angelika Schaser a.a.O.

<sup>16</sup> *Erdély története II. 1606-1830-ig*. Hrg.: László Makkai, Zoltán Szász. Bp. 1986.; Ferdinand Ziegler: *Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen in der Zeit Josephs II. und Leopold II.* Wien 1881.; Zoltán Sárközi: *Az erdélyi századok a nemzeti ébredés korában*. Budapest, 1963.

<sup>17</sup> Friedrich Teutsch: *Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen*. Bd. 3. *Von 1700 bis zur Gegenwart*. [Leipzig 1891]. (Sonderdruck aus dem *Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels* 15.); Franz Zimmermann: *Zur siebenbürgisch-deutschen Geschichtsschreibung, besonders über die Besiedlungsfrage. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. VI. Ergänzungsband*. Innsbruck 1901. S. 706-738., 708-712.; Andreas Möckel: *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein bei den Siebenbürger Sachsen*. In: *Studien zur Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrg.: Paul Philippi, Köln-Graz 1967. (Siebenbürgisches Archiv 6.) S. 1-21.

<sup>18</sup> Andreas Möckel a.a.O. S. 1-5., Angelika Schaser a.a.O. S. 214-222.

stellung der alten Ordnung mit sich, konnten aber jene sozialen und wirtschaftlichen Prozesse, auf die die josephinischen Reformen teils bereits eine Reaktion bedeuteten und die teils durch diese Reformen in den Gang gebracht wurden, nicht mehr abwehren, sie konnten sie nur verzögern. Weder das systematische Eingreifen der Wiener Regierung in die Machtkompetenzen der sächsischen Behörden, die Verringerung der sächsischen Verwaltungsautonomie, noch das Vordringen des ungarischen Adels im politischen Leben des Großfürstentums, noch die Emantipationsbestrebungen der Rumänen, noch die langsame Auflockerung der ausschließlichen Dominanz der Sachsen auf dem Königsboden waren auf die Dauer aufzuhalten. Auf die zunehmende „Aushöhlung der verbliebenen Rechte“<sup>19</sup> reagierten die Sachsen mit einer „passiven Resistenz“<sup>20</sup>, die „das Fehlen jeglicher Aktivität“<sup>21</sup> bedeutete und sich darin erschöpfte, daß sie alle Angriffe auf die alte Rechtsordnung und alle Neuerungsversuche auf bürokratischem Wege, durch Schwerfälligkeit, Verzögerung und Verweigerung der Ausführung, zu verhindern oder in die Länge zu ziehen suchten. Dabei bedeutete „die Besinnung auf die eigene Vergangenheit“<sup>22</sup> jene geistige Quelle, aus der sich das sächsische Nationalbewußtsein nährte. Im Nationalbewußtsein der Sachsen traten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als nach der Union mit Ungarn „die verfassungsmäßigen Sicherungen“<sup>23</sup> der Existenz der ständischen Nation nun vollends abgebaut wurden, die juristischen Argumente mehr und mehr in den Hintergrund, und „Sprache, Glaube und Geschichtsbewußtsein“<sup>24</sup> wurden zu den tragenden Elementen desselben. In den populären historischen Darstellungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden, wie in Georg Daniel Teutschs *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*<sup>25</sup> und deren Neubearbeitung durch seinen Sohn Friedrich Teutsch<sup>26</sup> bedeutete das Wort „Volk“ nunmehr die Ganzheit der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft, nicht mehr nur den ungelehrten oder sozial niedrigeren Teil derselben, wie in der der Volksaufklärung entlehnten Argumentation Lebrechts in der *Geschichte von Siebenbürgen...* Aber auch in der Publizistik der 1790er Jahre findet sich bereits der Begriff „Volk“ zur Bezeichnung der ganzen ethnisch-sprachlich-konfessionellen Gemeinschaft, wenn auch das Wort „Nation“ noch häufiger zur Bezeichnung der Siebenbürger Sachsen auftritt. In einer 1790 erschienenen anderen anonymen

---

<sup>19</sup> Angelika Schaser a.a.O. S. 218.

<sup>20</sup> Angelika Schaser a.a.O. S. 219.

<sup>21</sup> Angelika Schaser a.a.O. S. 218.

<sup>22</sup> Möckel a.a.O. S. 8.

<sup>23</sup> Möckel a.a.O. S. 10.

<sup>24</sup> Möckel a.a.O. S. 9.

<sup>25</sup> Kronstadt 1852-1858

<sup>26</sup> Georg Daniel Teutsch und Friedrich Teutsch: *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk*. Hermannstadt, [Bd. 1.] 1925, [Band 2.] 1907, [Band 3.] 1910, [Band 4.] 1926.

„Volksschrift“, in Jakob Aurel Müllers *Die Siebenbürger Sachsen. Eine Volksschrift, herausgegeben bei Auflebung der für erloschen erklärten Nation*<sup>27</sup>, findet sich zum Beispiel folgende Passage:

[...] diese glückliche Veränderung, die mit unserm Volk vorgegangen ist, muß uns ganz begeistern und durchglühen und uns Mut, Kraft und Schwung geben, alles für Tugend, Vaterland und Volk getrost zu wagen. Mitbürger, jetzt ist es Zeit. Wir können ein glückliches Volk werden, wenn wir nur wollen.<sup>28</sup>

Hier ist die Größe „Volk“ eindeutig gleichzusetzen mit der Summe aller „Mitbürger“, was im Begriffsgebrauch in Lebrechts Arbeit noch nicht der Fall war, und diese Begriffe meinen die ganze Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen. Auch sind hier mit „Mitbürger“ und „Volk“ keine anderen Bewohner Siebenbürgens gemeint als ausschließlich die Angehörigen der „Sächsischen Nation“, diese aber in ihrer Ganzheit, unabhängig von ihrem Bildungsstand und ihrer gesellschaftlichen Stellung. 1791 hat man die volksaufklärerische Argumentation der *Geschichte von Siebenbürgen...* mit wenigen Veränderungen, die weiter unten untersucht werden, aber ohne wesentliche Veränderung des Bedeutungsfeldes des Wortes „Volk“ wieder abgedruckt. Im Prozess des Bedeutungswandels gibt es immer zahlreiche Überlappungen der einzelnen Bedeutungsvarianten. Das Nebeneinander der beiden Bedeutungsvarianten deutet darauf hin, daß die Bedeutung des Begriffes im Wandel begriffen und noch sehr flüssig war, so daß sie abhängig vom Kontext und von der jeweiligen Absicht des Autors variieren konnte. Gerade diese Flüssigkeit der Bedeutungen und die Tatsache, daß die gleichzeitige Existenz einer anderen Bedeutungsvariante in einem der *Geschichte der aboriginen dazischen Völker...* (1791) ähnlich ausgerichteten Werk (in Müllers „Volksschrift“ 1790) belegbar ist, macht die Frage, was denn für Lebrecht 1784 und zur Zeit der Neuauflage 1791 „Vaterland“, und wer dessen „Bürger“, seine „Mitbürger“ denn bedeutet haben mögen, besonders interessant.

### 1.3.2 Politische Stellungnahmen in der Vorrede der Volksschrift

Die erste Abendunterhaltung ist eine Art politische Flugschrift, in der (trotz der am Ende des Gesprächs dem Herrscher gezollten Huldigungen, die die Wiener Frau ausspricht, der aber alle zustimmen) eine Abneigung gegenüber Maßnahmen Josephs II. ausgedrückt wird<sup>29</sup>. Die Opposition ist auf zwei Ebenen aufzuzeigen: einerseits wird sie, wenn auch verschleiert und

<sup>27</sup> 8° VI. 156 S. Hermannstadt 1790.

<sup>28</sup> Zitiert nach Ernst Weisenfeld: *Die Geschichte der politischen Publizistik bei den Siebenbürger Sachsen*. Frankfurt a. M. 1939., S. 17.

<sup>29</sup> Dies gilt selbst dann, wenn die in Fußnote 7. aufgestellte Hypothese vom Spiel mit den Bedeutungen des Wortes „modeln“ nicht stimmt.

zurückhaltend, auf der Ebene der im Gespräch formulierten Meinungen deutlich, andererseits, viel eindeutiger, auf der Ebene des Begriffsgebrauchs.

Auf der Ebene der im Gespräch formulierten Aussagen wird behutsame Kritik an der Regierung Josephs II. geübt, wie beispielsweise an folgender Stelle:

W[ilhelm]. O Madam; ich glaube selbst, dass wenn es doch nach deutschem Fuss gemodelt seyn soll; so solten wir es ganz thun. [...] So lange aber unsere Bürger, ihre eigne Producte liegen lassen, und fremde herein holen; so kann es nicht anders seyn, als dass wir mit nach und nach zu Grunde gehn. Das Geld muss im Lande bleiben – es ist die einzige Stütze eines Landes, das Geld bedarf! [...] – Oder wenn, wenn es nicht zu ändern ist, wie es wegen der Härte unserer Brüder, – – –

°) Hier sahe Herr Wilhelm steif und tiefsinnig vor sich, murmelte den Kopf schüttelnd etwas in den Bart, das niemand verstehn konte. Nach einigen Minuten aber fuhr er fort.

– – – schwerlich zu ändern seyn wird; so eröffnen sie doch nur einen einzigen Zweig, wodurch wir, mit den Ländern, von denen wir unsere Sitten borgen, einen Verkehr bekommen. [...]

Über die Klage, die gegen die damalige Regierung erhoben wurde, können auch die dem Herrscherhaus gewidmeten Huldigungen nicht ganz hinwegtäuschen. Denn selbst die Würdigungen des Monarchen laufen, wie im folgenden Zitat, auf die Betonung der ihm gegenüber erhobenen sächsischen Ansprüche hinaus. Nach einigen den Kaiser hoch erhebenden Sätzen führt der Hausherr, Herr Wilhelm B. das politische Gespräch mit folgenden Sätzen zu einem Abschluß:

[...] Auch davon reden wir nicht, daß das Land wüst und öde stehe; sondern wir klagen nur, über den Untergang unsrer lieben Mitbrüder; und um desto mehr, da wir wissen, daß es dem Besten Kayser nicht gleichgültig seyn kann, von wem sein Land bewohnt wird – Ob von einer Nation von verjährter und anerkannter Treue; oder von allerhand Leuten, aus allerhand Nationen, die sich da in unsern Bienen Korbe versammlen, und so bald wieder verscheucht sind als sie herbeyflogen. [...]

Es ist die existentielle Bedrohung, die aus diesen Zeilen spricht und das ganze Unternehmen, die Geschichte des Landes in Form einer Volksschrift zu bearbeiten, veranlaßt zu haben scheint. Jene existentielle Bedrohung, die dem geistigen Leben der Siebenbürger Sachsen Anfang der 1790er Jahre, als sich nach dem Restitutionsedikt und dem Tode Josephs wieder Möglichkeiten zur Durchsetzung der sächsischen Interessen eröffneten, „einen neuen Schwung“<sup>30</sup> gab und eine rege publizistische Tätigkeit bei den Sachsen auslöste. Als Teil des publizistischen Kampfes, der um diese Zeit von

---

<sup>30</sup> Friedrich Teutsch: *Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen. Bd. 3. Von 1700 bis zur Gegenwart.* [Leipzig 1891]. (Sonderdruck aus dem *Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels* 15.) S. 17.

den Siebenbürger Sachsen, mit führender Beteiligung Joseph Carl Eders, um die Erhaltung ihrer alten Privilegien geführt wurde, wird auch die *Geschichte von Siebenbürgen...* von der siebenbürgisch-sächsischen Historiographie und Literaturgeschichte sowie in den Werken, die sich auf die Angaben der sächsischen Autoren stützen, an den wenigen Stellen, wo sie erwähnt wird, behandelt und gewürdigt<sup>31</sup>. Auf der anderen Seite steht, ziemlich isoliert, die Meinung des ungarischen Historikers Sándor Szilágyi aus den 1850er Jahren<sup>32</sup>. Szilágyi macht Lebrecht geradezu zu einem Antagonisten der für die Rechte der Sachsen mit historischen Argumenten kämpfenden Ederschen Schule und führt die Tatsache, daß Lebrecht keine besondere Reputation als Geschichtsschreiber genoß, nicht auf das Niveau seiner Arbeiten, die sich ja selbst vor allem als populäre Darstellungen und nicht als auf Quellenforschung basierende historische Untersuchungen verstanden, sondern auf seine Verdrängung durch die tonangebenden Geschichtsschreiber der Siebenbürger Sachsen zurück. Szilágyi ist der Auffassung, die Geschichtsschreibung hätte am Ende des 18. Jahrhunderts bereits Synthesen, genießbare zusammenhängende Darstellungen liefern und nicht mehr nur die Sammlung von Faktenmaterial und die Auswertung der Quellen betreiben sollen, und stilisiert Lebrecht zu einem bewußten Vertreter dieser Auffassung. Der Grund für Lebrechts Verdrängung sei jedoch, außer den Unterschieden in der Auffassung von der Aufgabe der Geschichtsschreibung, die Szilágyis Meinung nach zwischen Lebrecht und seinen Zeitgenossen bestanden haben, auch gewesen, daß Lebrecht distanziert zu jener sich um 1790 etablierenden herrschenden historiographischen Tradition der Siebenbürger Sachsen stand, die mit ihren historischen Argumenten den politischen Kampf der Sachsen um die Erhaltung ihrer Rechte untersützte und sich das auch offen zur Aufgabe setzte. Szilágyi führt aus:

Seine Arbeiten ähnelten unter den schwerfälligen Produkten seiner Zeit einem Troubadour, der auf allen Seiten von Rittern mit Brustharnischen umge-

---

<sup>31</sup> Beispielsweise Friedrich Teutsch: *Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen*. Bd. 3. S. : „Eine ‘Geschichte von Siebenbürgen’, Lebrecht’s ‘Fürsten Siebenbürgens’ 1791, 1792 wollen die Freude an der Entwicklung des Volks und der Kenntniß der Vergangenheit in die breite Masse hineinbringen” ...; Béla Pukánszky: *A magyarországi német irodalom története (A legrégebb időktől 1848-ig)*. Bp. 1926.; Ernst Weisenfeld: Die Geschichte der politischen Publizistik bei den Siebenbürger Sachsen. S. 19.: „In den Volksschriften hatte sich schon der Wille , das historische Recht zu verteidigen, , verbunden mit den Bildungstendenzen der Zeit. Diese hatten aber auch schon selbständigen Ausdruck gefunden in einem 1784 erschienenen unförmlichen Buch von 416 Seiten ‘Die Geschichte von Siebenbürgen in Abendunterhaltungen vors Volk’ von M. Lebrecht, der in dieser Geschichte allerdings nur bis zum Jahre Tausend kam, sie spiegeln sich auch wieder in dem ersten siebenbürgischen Roman der damals erschien: ‘Das unerkannte Verbrechen oder die Merkwürdigkeiten Samuel Hirtendorns’.”

<sup>32</sup> Szilágyi Sándor: *Erdély irodalomtörténete különös tekintettel történelmi irodalmára. (Hetedik fejezet) Budapesti Szemle* 1859. VI., S. 288-311, über Lebrecht: S. 297-302, VII., S. 232-253, über Lebrecht: S. 248-250, 253.



ben ist. Und die Schwerbewaffneten schauten hochmütig auf den Recken hinunter, der in einem feingeschnittenen graziösen Mantel auf dem Kampfplatz erschien. Diese Geringschätzung vererbte sich von Generation zu Generation: seiner Anregung wurde nicht gefolgt, seine Werke gerieten in Vergessenheit und die Nachkommen bemühen sich nicht um die Erforschung dessen, ob die Geringschätzung wirklich berechtigt oder bloß ein Irrtum jener Zeit war?

Ich meinerseits glaube Letzteres. Ich möchte ja nicht unbedingt behaupten, jene Epoche hätte für die künstlerische Ausarbeitung gar keinen Sinn gehabt. Nicht lange danach begründeten Eder und Schlözer<sup>33</sup> die schiefe voreingenommene und auf das Erwecken nationaler Gehässigkeit ausgerichtete Schule der sächsischen Geschichtsschreibung. Lebrecht hielt sich von dieser fern, wie mehrere, die nicht ausschließlich Sachsen, sondern auch siebenbürgische Patrioten sein wollten. So war er kein genug guter Sachse, und deswegen konnte er in den Augen der Schule Eders auch kein genug guter Geschichtsschreiber sein.

Wo er doch, wenn wir ihn mit dem Maßstab messen, zu dem sich die damalige siebenbürgische Geschichtsschreibung entwickelt hatte, einen ausgezeichneten Platz unter seinen Zeitgenossen verdient, und betrachten wir nur die künstlerische Form und die feine Eleganz der Bearbeitung, so ist er von keinem seiner Zeitgenossen eingeholt worden. [...] <sup>34</sup>

---

<sup>33</sup> August Ludwig Schlözer verfaßte aufgrund von zwei Schriften Hermannstädter Provenienz (eine von ihnen war die erwähnte „*Volksschrift*“ Jakob Aurel Müllers: *Die Siebenbürger Sachsen*, siehe Fußnote 27.), die er mit wenig Änderungen verschmolz, eine Studie unter dem Titel: *Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, von 1143 bis 1550, und Bestand ihrer von Joseph II vernichteten, aber von Leopold II wiederhergestellten Rechte* und veröffentlichte sie in seinen Göttinger *Staatsanzeigen* 1791. 1795-1797 veröffentlichte er separat auch weiteres Material über die Siebenbürger Sachsen unter dem Titel *Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen*. Dabei stützte er sich auf Angaben und Arbeiten, die ihm sächsische Geschichtsschreiber zukommen ließen, und vertrat im rechtsgeschichtlichen Streit jener Zeit völlig ihren Standpunkt. Schlözer entdeckte mit Begeisterung die „unverdorbene Deutschheit“ der ehemaligen Kolonisten und gab mit seinen Publikationen dem nationalen Bewußtsein der Sachsen und ihrem Gefühl, mit dem Mutterland eng verbunden zu sein, einen wichtigen Impuls.

<sup>34</sup> „[...] Munkái kora nehézkés termékei közt hasonlítanak a troubadourhoz, kit mindenfelől mellvértés lovagok környékeznek. És eme nehéz fegyverzetűek göggel tekintettek alá a daliára, ki finom szabásu kecses köpenyben jelent meg a küzdőterén. E lenézés fiuról fiura szállt: kezdeménye utáztatlan maradt, munkái feledékenységre mentek s az utódok nem sokat fírasztják magokat annak kutatásával, ha valóban jogos vagy csak a korszak tévedése volt-e a kicsinylés?

Én ez utóbbit hiszem. Nem akarom föltétlenül azt vitatni, hogy e kornak a művészi kidolgozás iránt érzéke ne lett volna. Nem sokkal utána Éder és Schlözer megalapíták a szász történetírásnak ferde elfogult s a nemzeti gyűlölésgeskedés felébresztésére irányzott iskoláját. Lebrecht ettől távol tartá magát, valamint többen, kik nemcsak kizárólag szászok, hanem erdélyi hazafiak is akartak lenni. Ő hát nem volt elég jó szász, s ezért nem is lehetett elég jó történetíró az Eder iskolája szemében.

Pedig ő, ha azon aránynyal mérjük melyre az akkori erdélyi történetírás ki volt fejlődve, kortársai közt kiváló helyet érdemel, s ha csak a művészi formát a feldolgozás választékos csínját tekintjük ezek egyike által sem éretett utol. [...]” (Szliágyi Sándor a.a.O. VI., S. 298.)

Was läßt sich nun, angesichts solcher Unterschiede in der Bewertung des politischen Stellenwerts von Lebrechts Arbeit aus dem Jahre 1784, aufgrund unserer Lektüre der Vorrede und des ersten Kapitels sagen? Im 1784 abgedruckten Rahmengespräch läßt sich feststellen, daß hier noch nicht jener vorbehaltlose Glaube an die die Nation erhaltende Kraft der alten Institutionen dominiert, der für die Schriften, die im Zuge der Restitutionsbegeisterung zwischen 1790 und 1792 verfaßt wurden, charakteristisch ist. Derjenige Teilnehmer des Gesprächs, der den Schutz der alten Privilegien und alten Sitten als unabdingbare Voraussetzung für die Erhaltung der Siebenbürger Sachsen ansieht, Herr D., wird hier als Vertreter einer einseitigen Betrachtungsweise vorgestellt, sein großer Eifer und Stolz stellenweise sogar etwas ironisch behandelt<sup>35</sup>. Diejenige Figur, deren Meinung am wichtigsten zu sein scheint, spricht sich letzten Endes nicht ganz offen aus, er verhüllt sich in Anspielungen, doch geht aus seinen Reden hervor, daß er den Grund des Übels vor allem auf moralischem und wirtschaftlichem Gebiet sucht, nicht einfach in der Vernichtung der hergebrachten Rechtsordnung sieht. Seine Reden durchzieht eine gewisse Melancholie über die Schicksalhaftigkeit des Dahinschwindens der alten Tugenden und es wird von ihm so etwas wie eine Ahnung von den Problemen ausgedrückt, die die mangelnde Anpassungsfähigkeit der sächsischen Gesellschaft an die Anforderungen der kommenden neuen Zeiten, ihre mangelnde Fähigkeit zur Modernisierung mit sich bringen werden.

Gerade die erste Unterhaltung ist allerdings jener Teil des Werkes, der bei der zweiten Auflage 1791 ganz weggelassen wird.

### 1.3.3 Der politische Stellenwert des Begriffsgebrauchs in der Vorrede der Volksschrift

Eindeutig wird die Opposition gegenüber Josephs Maßnahmen erst, wenn man sich der Ebene der politischen Begriffe zuwendet.

Durch dieses Gespräch wird jene Bedeutung von den Begriffen „Vaterland“ und „Bürger“, die sich für den Leser aus dem Begriffsgebrauch der Vorrede ergab, zum Teil eingengt. Das „Vaterland“, könnte man aufgrund

---

<sup>35</sup> Z.B.: „Therese. ...Und izt lieber Mann, leb ich ja am prächtigsten Ort des Landes. Ist das eine Stadt? und sind das Einwohner einer Stadt?“

°) Dies war so böß, daß sich ein junger Mann, der viel auf Hermannstadt hielt, nicht mehr fassen konnte. Er wird unter dem Namen, Herr D. auftreten.

Herr D. Sie spotten Madam! freylich ist, oder mag Siebenbürgen nicht Oesterreich seyn, ob auch gleich dasebst viel Elend aufzufinden seyn wird, aber daß sie über Hermannstadt klagen!

°) der gütige Wirth nahm das Wort auf;

Herr Wilhelm. Madam hat Recht darüber zu klagen Herr D.

Herr Tabora. Aber über ganz Siebenbürgen?

Herr Wilhelm. Auch darüber! ...”

der Vorrede denken, kann das ganze Siebenbürgen bedeuten, dessen Geschichte erzählt wird. Im Laufe des Rahmengesprächs rückt die engere Heimat, das Sachsenland in den Vordergrund. Zwar ist unter „dem vor sich seeligen Ländgen“ das ganze Siebenbürgen zu verstehen, mit seiner nationalen Vielfalt und seiner herkömmlichen, durch den Absolutismus nun stark angetasteten Regierungsform, mit seinem durch die Wirtschafts- und Zollpolitik des Absolutismus beeinträchtigten herkömmlichen Zunftgewerbe und Handel. Aber es wird auch klar, daß es sich in erster Linie um die Angelegenheiten der Sachsen handelt. „O wie zu vielen Tugenden würde das die Kinder ermuntern, die unter den Vätern gröstentheils erloschen zu seyn scheinen.“ – heißt es in der Vorrede, und wir erfahren im Rahmengespräch, daß es um die erloschenen Sachsentugenden geht. Die von den Gästen angestellten Betrachtungen über die Lage ganz Siebenbürgens dienen gleichsam als Einleitung zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Problemen des Sachsenlandes. Nach einem überleitenden Satz, in dem Herr Wilhelm die Sachsen als nur „einen Teil“ der „Landes Leute“ der Gesprächsteilnehmer definiert<sup>36</sup>, werden nur mehr ihre Probleme behandelt. Dabei erscheinen die „Wallachen“ als eine Bedrohung, und man fühlt, daß sie mit dem Wort „Mitbürger“, trotz der „concivilitas“-Verordnung, nicht gemeint sein können. Man gewinnt den Eindruck, daß mit dem Ausdruck „Mitbürger“ vor allem die das „Sachsenland“ bewohnenden Sachsen gemeint sind, unter denen im Sinne ihrer unter Joseph II. aufgehobenen, nach 1790 aber wieder hergestellten jahrhundertealten Privilegien theoretisch keine Standesunterschiede bestanden.

Der Begriff „Bürger“, der hier verwendet wird, ist von der Terminologie des Absolutismus weitgehend unberührt: er bedeutet nicht die Staatsuntertanen, die, ungeachtet der Standesunterschiede, alle gleichermaßen Untertanen des Herrschers, und dadurch Bürger des Staats sind. Der fast unveränderte Abdruck der Vorrede in der Neuauflage des Werkes 1791, nach dem Tod Josephs II., nach der Herstellung der alten siebenbürgischen Rechtsverhältnisse beweist, daß der Begriff „Bürger“ auch 1784 nicht auf alle Bewohner eines vereinheitlicht verwalteten Siebenbürgens deutete, sondern vor allem die Mitglieder eines selbstverwaltenden Gemeinwesens (die volles Bürgerrecht besitzenden Bewohner des Sachsenlandes) bedeutete, die durch ihre Teilhabe am gemeinsamen Eigentum an dem Gemein-

---

<sup>36</sup> „[...] [Herr von Tabora.] [...] Wenn unsere Landes Leute nicht die deutsche Politeße haben, (und das scheint es doch zu seyn, worüber sich meine Frau moquirt) so bedürfen sie sie auch nicht. Sie haben in allem Betracht nie glücklicher gelebt – und werden nie anders leben.

Herr Wilhelm. Gehn sie nicht zu weit mein Herr! Sie werden schwerlich historische Gründe dazu haben! Mags seyn, was die Politeß anlangt; aber in allem Betracht nie glücklicher, das glaub ich schwerlich – – – **Sehen Sie, um uns nur bey einen Theil aufzuhalten, das ganze ist zu lang für einen Abend Discour, unsere Sachsen sind schon die Leute nicht, die sie ehemals waren.** [...]“ [Hervorhebung von mir – R. B. M.]

wesen partizipieren<sup>37</sup>. Diese Gebrauchsweise des Begriffs ist geradezu eine Auflehnung gegen die Vernichtung dieser Selbstverwaltung. Die andere mögliche Bedeutungsvariante, die bei der Verwendung des Begriffs mit-schwimmt, und zwar eine weitergefasste, auf das ganze Siebenbürgen ausge-dehnte Bedeutung, schließt zwar auch Ungarn und Szekler mit ein, bleibt jedoch ebenfalls auf die Privilegierten beschränkt<sup>38</sup>. Die Bedeutung des Be-griffes „Vaterland“ in der Vorrede und im Rahmengespräch oszilliert zwi-schen ganz Siebenbürgen und dem Sachsenland, wobei m. E. der Begriff „Mitbürger“ und „Bürger des Vaterlandes“ in Sätzen wie

Und wer ist das Vaterland, wenn es nicht die Bürger desselben, grössere und kleinere, fähigere und unfähigere, alle zusammen sind? –

und

Da ich nun hiemit den ersten Versuch mache, meinen Theuren Mitbürgern, Großen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten, Greisen und Jünglingen, Männern und Frauen, und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, die Geschichte ihres Vaterlandes [...] in diesen Abendunterhaltungen zu liefern [...]

auf die Sachsen, der Begriff „Landes Leute“ in Formulierungen wie

[...] [Herr von Tabora.] [...] Wenn unsere Landes Leute nicht die deutsche Politeße haben, (und das scheint es doch zu seyn, worüber sich meine Frau moquirt) so bedürfen sie sie auch nicht. Sie haben in allem Betracht nie glücklicher gelebt – und werden nie anders leben.  
Herr Wilhelm. Gehn sie nicht zu weit mein Herr! Sie werden schwerlich histo-rische Gründe dazu haben! Mags seyn, was die Politeß anlangt; aber in allem Betracht nie glücklicher, das glaub ich schwerlich – – – Sehen Sie, um uns nur bey einen Theil aufzuhalten, das ganze ist zu lang für einen Abend Discour, unsere Sachsen sind schon die Leute nicht, die sie ehemem waren.  
[...]

oder in einem der letzten Sätze der *ersten Abend Unterhaltung*:

[...] Wir haben sie aus seinem Munde, so wie er sie Stück vor Stück, dieser schönen Gesellschaft die er gerne schlechthin seine Kinder, oder Jünglinge

<sup>37</sup> Geschichtliche Grundbegriffe S. 676-687.

<sup>38</sup> Letzteres finden wir im *Joseph II. der Wiederhersteller des Vaterlandes* betitelten Artikel in der *Siebenbürger Quartalschrift* (1790 S. 129 ff.), der anlässlich des Restitutionsediktes und des Todes von Joseph II. erschien und u. a. folgende Worte gebrauchte:

„[...] Brüder! Söhne Mogers oder Teuts! gleich viel! ein gemeinsames Vaterland vereinigt uns! – Goldene Worte sind es, die unserer Väter Sitten und Rechte uns und unsern Enkeln bestätigen! [...]“ (Zu der kurzlebigen Eintracht zwischen Sachsen und Ungarn im Freudestaumel nach dem Bekanntwerden des Restitutionsedikts sowie der Nachricht vom Tod Josephs II. und zum baldigen Ende dieser Eintracht vgl. Pukánszky Béla: *Erdélyi századok és magyarok*. Budapest, 1943. S. 102-106.; Angelika Schaser a.a.O. S. 196-203.)

nannte, erzählte, und hoffen damit allen unseren Landes Leuten ein angenehmes Geschenk zu machen. [...] <sup>39</sup>

auf die Angehörigen aller drei privilegierten Nationen deuten. Beide Bedeutungsvarianten opponieren Josephs Maßnahmen zur Schaffung einer siebenbürgischen „Einheitsnation“.

#### 1.4 Das angesprochene Publikum der *Geschichte von Siebenbürgen...*

Die Form der *Abend Unterhaltungen* (im Sinne von Gespräch) verblaßt in der 1784 erschienenen Schrift sehr schnell. Die Dialogform ist nur in der ersten Abendunterhaltung wirklich präsent. In den darauffolgenden Kapiteln wird die Geschichte jener Völkerschaften erzählt, die einander vor der Gründung des ungarischen Königreichs auf dem Gebiet Siebenbürgens abgelöst oder in der Geschichte des Gebietes eine wichtige Rolle gespielt haben (Goten und Geten, Römer, Skythen, Hunnen, Gepiden, Awaren etc.)<sup>40</sup>. Es ist eine zusammenhängende Erzählung, die Dialogform ist nur noch in Spuren aufzufinden, indem der Erzähler seine Zuhörer manchmal mit „Sie“, „meine Herren“ oder „meine Jünglinge“ anredet und vereinzelt in den Fußnoten Einwendungen von den Zuhörern gemacht werden. In einem lebhaften, stellenweise moralisierenden Ton werden Ursprung und Wanderungen, Sitten und Gebräuche jener Völkerschaften, die Taten ihrer Herrscher und ihre Kriegszüge erzählt. Großes Gewicht wird auf die moralische Charakterisierung einzelner Herrscher und anderer Schlüsselfiguren gelegt<sup>41</sup>. Die Charakterbilder werden aufgrund der erzählten Taten und aufgrund von „Anekdoten“, kleinen Umständen aus ihrem Leben, entworfen. Es werden auch Darstellungen lohnenswerter oder verwerflicher Taten in die Erzählung eingebaut, die von sonst unbedeutenden Personen überliefert waren<sup>42</sup>,

---

<sup>39</sup> Ebenso die Form „Landsleute“ in folgender Passage des *Avertissements*:

„[...] Hat jemand etwas davon in Hausbüchern, oder andere uns unbekannte Nachrichten, die glaubwürdig und authentisch sind, wie sehr würde man uns damit verpflichten. Kurz wir würden alles brauchen, und bitten uns alles aus, was uns in irgend einem Punkte eine Aufklärung geben kann. Wir versprechen dafür neben unsrer warmen Danksagung, den patriotischen Dank der Nachwelt, und die süße Zufriedenheit, daß man seinem Vaterlande einen Dienst erzeigt habe. Wenn wir anders die Zärtlichkeit unserer Landsleute über diesen Punkt kennen, so schmeicheln wir uns vielleicht nicht zu viel, wenn wir diese Bitte als schon erfüllt betrachten. [...]“

<sup>40</sup> Die wichtigste Vorlage des Werkes bildeten die Arbeiten des sächsischen Geschichtsschreibers Martin Felmer.

<sup>41</sup> Z. B. Charakterisierung des Hunnenkönigs Attila: *Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 239-241., des Gotenkönigs Atanarich: S. 156.

<sup>42</sup> Bei Gelegenheit der Eroberung der Stadt Aquileia durch die Hunnen wird zum Beispiel folgende Heldentat einer vornehmen Dame erzählt (*Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 235-236.): „Die Besatzung ward gefangen genommen, oder in die Pfanne gehauen, und nichts entging der Wuth seiner [Attilas] Soldaten, außer einigen schönen Mädchen, wel-

um Betrachtungen über die Menschennatur anstellen und die Zuhörer, bzw. Leser auf die moralischen Lehren der erzählten Handlungen aufmerksam machen zu können. In den Kapiteln von den *Religionszuständen* ist klar die Stimme des aufgeklärten protestantischen Christen zu vernehmen, der die Kirchengeschichte der zweiten Hälfte des I. Jahrtausends n. Chr. als allmähliche, äußerst verderbliche Entfernung von der ursprünglichen reinen Religion ansieht, aber auch darin – da gerade das die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den heidnischen Völkerschaften möglich machte – die göttliche Vorsehung wirken sieht. Selbst an den heidnischen Religionen weiß er zu würdigen, daß diese für die Gottheiten anderer Völker offen, anderen Glauben gegenüber tolerant gewesen seien, im Gegensatz zu „uns Christen“, die wegen einer Kleinigkeit in der Glaubenslehre blutige Kriege gegen einander geführt haben. Im Einklang mit dem damals allgemeinen Standpunkt der Geschichtswissenschaft, werden die Hunnen als die Vorfahren der Ungarn<sup>43</sup> und der Szekler<sup>44</sup> behandelt. Hinsichtlich der Abstammung der Rumänen wird die unter den sächsischen Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts ebenfalls allgemein anerkannte These vertreten, sie seien die Nachkommen jener Bevölkerung Daziens, die aus der Vermischung von Römern mit den älteren Bewohnern des Landes, den Geten entstanden sei<sup>45</sup>. Ungewöhnlich ist hingegen, daß Lebrecht auch die Zigeuner von den Hunnen abstammen läßt<sup>46</sup>. In Fußnoten meldet sich oft der gelehrte Verfasser zu Wort, wendet sich an den gebildeteren Teil der Leserschaft (bittet diesen z.B. S. 15. eine vielleicht „zu weitläufige [...] Patriarchalische Deduktion von der Welt Anfang [...] zu überschlagen, oder zu bedenken, daß wir fürs Volck, also vor allerhand Gattung von Lesern, arbeiten; unter denen, 100ten, gegen einen gerechnet, ein Dienst damit geschehn

---

che man vor die Wollust des Siegers aufbewahrte. Man erzählt hier nun eine heroische Heldenthat der weiblichen Tugend, welche ich unserer lieben Frau von Tabora zu gefallen auch mit anmerken will. Dugna, ein adeliches Fräulein, eines schamhaften und sittsamen Betragens, hörte, daß sie ihrer außerordentlichen Schönheit wegen, zu gleicher Beschimpfung aufbehalten würde, und stürzte sich, eingewickelt in ihren Schleyer, aus einem hohen Thurm in den darunter fließenden Strom, Natison, und ersäuete sich lieber, als daß sie sich der Brutalität der Sieger preis gegeben hätte.

Man sang ihr Klagelieder –  
Man sang: O Dugna so wie du,  
Ersäuft sich keine wieder!”

<sup>43</sup> *Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 123., 373-374., 399.

<sup>44</sup> *Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 245-246.

<sup>45</sup> *Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 65-66. Sieben Jahre später hingegen beteuerte Lebrecht in der *Vorerinnerung* zum ersten Band der Zeitschrift *Siebenbürgens Fürsten...* und in der *Vorrede* zur zweiten Auflage der *Geschichte von Siebenbürgen...*, er sei von dieser Meinung abgerückt und halte die „Wallachen“ für spätere Ankömmlinge. Vgl. Andrei Veress: *Bibliografia română-ungară. Volumul II. Românii in literatura ungară si ungarii in literatura română (1781-1838)*. Bucaresti Cartea Românească, 1931. S. 30, 75-76.

<sup>46</sup> *Die Geschichte von Siebenbürgen...* S. 247-248.

wird“) und gibt zu den strittigen Punkten des Erzählten Quellen und Belegstellen an<sup>47</sup>.

Die „*Volksschrift*“ von 1784 wollte also sowohl „*Gelehrte von Profession*“ als auch ungelehrte Leser ansprechen. Die Vorrede und ein Großteil der Fußnoten sprachen zu den Gelehrten, der Text selbst war für Ungelehrte gedacht. Liest man das *Avertissement*, das dem 1784 erschienenen Buch vorangestellt wurde und vermutlich erst nach dem Abschluß der Arbeit am Werk verfaßt wurde, so wird man solcher Zielsetzungen gewahr, die noch weiter gehen, als die in der Vorrede und im ersten Kapitel der *Geschichte von Siebenbürgen...* formulierten. Aus dem *Avertissement* geht hervor, daß das ganze Unternehmen, das die Bearbeitung der siebenbürgischen Geschichte von den Anfängen bis zu der Entstehungszeit des Werkes ins Auge gefaßt hatte, nicht nur der Verbreitung und Popularisierung der vorhandenen Kenntnisse über die vaterländische Geschichte zu dienen hatte, sondern zugleich als ein Forum zur Bekanntgabe neuer Erkenntnisse, zur Sammlung aller vorhandenen Quellen und als Forum der Kommunikation für alle jene gedacht war, die an der vaterländischen Geschichte Interesse fanden. Es werden in dem *Avertissement*

[...] alle Liebhaber dieses Unternehmens [...] besonders diejenigen, welche bey Archiven alle Tage das Glück haben, Urkunden gewisser Begebenheiten, in ihren Händen zu tragen [...] um freundschaftliche Beyträge [...] gebeten: [...] wir [bitten] alle und jede, die irgend ein heiliges Denkmal der vorzüglichen Gnade oder Härte, der Tapferkeit, der Klugheit, der Sorgfalt, oder des Gegentheils, von allerley Gemüthsbeschaffenheiten unsrer Monarchen in ihren Händen haben, es mag in Form eines Privilegiums, oder eine in anderer Form aufgezeichnete Anekdote seyn, um einen gütigen Zuschuß. Da wir aber, wie wir eben dort erinnert haben, auch die Abwechslungen des Landes, und der Völkerschaften, ihres Wachsthums ihrer Abnahme u.d.gl. nicht vernachlässigen wollen, so können uns freylich richtige Auszüge aus Archiven und Protocollen, sehr wichtige Dienste thun. – Und wenn wir uns gleich in allzuvielen Particuläre Begebenheiten nicht einlassen können, so ist es doch bekannt, wie sehr viel diese oft im Ganzen verändert haben, und den Geschichtsschreiber sowohl, als die Geschichte beleuchten, und aufklären können. – Veränderungen der Erde, der Luft, der Krankheiten: wie viel Einfluß haben diese in die Schicksale ganzer Nationen? Hat jemand etwas davon in Hausbüchern, oder andere uns unbekannte Nachrichten, die glaubwürdig und authentisch sind, wie sehr würde man uns damit verpflichten. Kurz wir würden alles brauchen, und bitten uns alles aus, was uns in irgend einem Punkte eine Aufklärung geben kann.

---

<sup>47</sup> Ohne dem Stellenwert der in der Schrift bezogenen wissenschaftlichen Positionen in der damaligen Historiographie nachzugehen, oder sie mit dem heutigen Stand der Geschichtswissenschaft zusammenzuhalten, beschränke ich mich hier auf die Untersuchung des Publikumaspektes, der Bedeutung einzelner politischer Begriffe und der Beziehung des Werkes zum Ideengut der Volksaufklärung.

Als erstes muß angemerkt werden, daß sich hier, im Gegensatz zur Vorrede des Werkes, *mehrere* anonyme Autoren zu Wort melden. Während der Leser der Vorrede eindeutig von einem „Ich“ angesprochen wird, steht er im *Avertissement* einem „Wir“ gegenüber. Die Anonymen bezeichnen sich als „die Verfaßer der Abend-Unterhaltungen aus der Siebenbürgischen Geschichte“ – und dieser Titel figuriert, gleichsam als Titel der Schriftenreihe, auf der inneren Seite des ersten Blattes.

Dadurch wird der Eindruck erweckt, es stehe eine Art gelehrte Gesellschaft hinter dem Unternehmen, wenn auch der erste Teil, der dem Leser gerade vorliegt, kein gemeinschaftliches Produkt, sondern die Arbeit nur eines der Beteiligten sei. An der Abfassung der weiteren Teile, so könnte der Leser schließen, werden sich wohl auch andere beteiligen.

Was im *Avertissement* über die Erwartungen der anonymen Verfasser hinsichtlich der Mitwirkung der Leser gesagt wird, steht mit der doppelten Zielsetzung in Einklang, die auch in der Konzeption der *Geschichte von Siebenbürgen...* festgestellt werden konnte: es wird in dem Werk ein zweifaches Publikum angesprochen, sowohl die Gelehrten und „Kenner“, wie auch der „gemeine Mann“. Freunde und Kenner der vaterländischen Geschichte, die Zugang zu seltenen und wertvollen historischen Dokumenten haben, werden im *Avertissement* aufgefordert, solche zur Benutzung in Kopien zu überlassen. Man äußert aber auch den Wunsch, solche Angaben zu sammeln, die in jedem Haushalt, in alten Aufzeichnungen, in Hausbüchern und Kalendern enthalten sein könnten, die im Sinne eines nicht auf die politische Geschichte beschränkten Geschichtsverständnisses auf „Veränderungen der Erde, der Luft, der Krankheiten“ Licht werfen können. Auch der ungelehrte Leser wird also mit zur Sammlung von historischen Quellen aufgefordert. „Der gemeine Mann“ soll nicht nur zuhören und sich über die Geschichte seines Vaterlandes belehren lassen, er wird auch aufgefordert, sich an der Erforschung dieser Geschichte zu beteiligen, die Spuren des früheren Alltags in seiner Umgebung als historische Quellen anzusehen und ihnen als solchen einen Wert beizumessen.

## 2 Die Fortführung des Unternehmens, 1790-1792

Die 1784 herausgegebene *„Geschichte von Siebenbürgen...“* war, wie wir sahen, als erster Teil einer Schriftenreihe konzipiert, die die ganze siebenbürgische Geschichte abdecken sollte. Die Fortsetzung ließ aber lange auf sich warten. Erst sechs Jahre später meldete sich der Autor wieder zu Wort, mit der ab 1790 herausgegebenen Zeitschrift *Die Fürsten von Siebenbürgen, und die Schicksale des Landes unter ihrer Regierung*<sup>48</sup>. Diese Zeitschrift

---

<sup>48</sup> *Die Fürsten von Siebenbürgen, und die Schicksale des Landes unter ihrer Regierung.* Herausgegeben von M. Lebrecht. Hermannstadt, im Verlag und gedruckt bei M.



gab der Verfasser, Michael Lebrecht, der nach dem Unterricht im Gymnasium in kirchliche Dienste trat und 1790 schon das Amt eines Predigers an der Klosterkirche in Hermannstadt bekleidete, unter seinem Namen heraus, im Gegensatz zu der *Geschichte von Siebenbürgen...*, die, wie bereits erwähnt, anonym, ohne Nennung des Verfassers erschienen und dessen *Avertissiment* im Namen mehrerer anonymer Verfasser aufgesetzt war. Da sich Lebrecht in der Zeitschrift und in der 1791 aufgelegten Neufassung der *Geschichte von Siebenbürgen...* eindeutig als alleinigen Verfasser der 1784 gedruckten Arbeit zu erkennen gibt und kein Wort von der Mitwirkung anderer am umfassenden Unternehmen verlauten läßt, halten wir die Annahme für nahestehend, daß der Plural im *Avertissiment* bloß dem Zweck diene, dem Werk als gemeinschaftlichem Unternehmen größeres Ansehen zu verschaffen und die Interessenten auf diese Weise mehr zur Mitwirkung, zur Einsendung von Beiträgen zu ermuntern.

Die Zeitschrift war ursprünglich als monatlich geplant, erschien dann aber unregelmäßig. 1791 wurden die ersten 6 Hefte, 1792 wieder 6 Hefte auch in Buchform veröffentlicht, unter dem Titel: *Siebenbürgens Fürsten, eine statistische Zeitschrift*<sup>49</sup>. Der Vertrieb der Zeitschriftenhefte beschränkte sich auf Hermannstadt, in den „auswärtigen“ Buchhandel kam die Zeitschrift nur in der Buchform<sup>50</sup>. Zu den Gründen der Wahl der Zeitschriftenform und der Unregelmässigkeit des Erscheinens äußerte sich der Verfasser in der *Vorerinnerung* zum ersten Band 1791 folgendermassen:

Ich gab aber den Biographien unserer Fürsten, die Form einer Zeitschrift vorzüglich deswegen, weil die Quellen so man dafür hat, noch nur zum Theil das Licht erblickt haben. Viele und wichtige Urkunden liegen in verschlossenen Archiven, und schätzbare Manuscripte in unbekanntten Händen. Ich hoffte durch einen trägem Gang des Druckes, nicht nur mehrere Liebhaber der vaterländischen Geschichte aufmerksam zu machen, sondern auch mit mancher unbekanntten Quelle vertraut zu werden, und dadurch allerhand Zusätze, Verbesserungen und Berichtigungen nachzuholen.

Im ersten Jahr des Erscheinens der Zeitschrift (1790) habe der Verfasser auch viele Beiträge und Berichtigungen von „uneigennützigten Freunden“ erhalten, und damit erklärt er in der *Vorerinnerung* des ersten Bandes der Zeitschrift

---

Hochmeister, privil. k. k. dikast. Buchd. u. Buchh. 8° Erscheinung unregelmäßig, 6 Hefte pro Jahr, in der Regel gegen 60 Seiten pro Heft.

<sup>49</sup> *Siebenbürgens Fürsten, eine statistische Zeitschrift*. Von Michael Lebrecht, evangelischen Prediger an der Klosterkirche in Hermannstadt. Hermannstadt, gedruckt und im Verlag bei Martin Hochmeister k. k. priv. Buchdrucker und Buchhändler. 8° 1. Teil 1791. XII, 374 S. und Register 31 S., 2. Teil 1792. VI, 377 S. und Register 34 S.

<sup>50</sup> Man erfährt das aus der Rezension des ersten Theils in der *Siebenbürgischen Quartalschrift* 1791. (2. Jg.) 2. Quartal S. 223-225.

[...] daß die Hefte den ordentlichen Gang der Monate nicht halten konnten. Sie nöthigen mich auch für die Zukunft, von der monatlichen Lieferung durchaus abzugehn; wenn auch jene Hindernisse nicht bestünden, die der Papiermangel dann und wann mit einschleibt; welches ich für die Fortsetzung der folgenden Hefte, hier zu erklären nothwendig erachte. Die Form der Schrift, bleibt deswegen unabgeändert die nämliche. Sechs Hefte mit Register geben immer einen Band, sie mögen übrigens in einem halben oder ganzen Jahre erfolgen.

Der 1784 im *Avertissement* geäußerte Wunsch, manche der Leser zur Einsendung von historischen Dokumenten zu bewegen, scheint also einigen Widerhall gefunden zu haben.

Die *Geschichte von Siebenbürgen...* hörte mit der Erzählung der Ereignisse um das Jahr 1000 n. Chr., mit der Entstehung des ungarischen Königreichs auf, das erste Heft der *Fürsten von Siebenbürgen...* hingegen erzählte die Begebenheiten des Landes erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts weiter, von dem Zeitpunkt an, als Ofen den Türken zufiel, das Ungarische Königreich in drei Teile zerfiel und Siebenbürgen als Fürstentum, zwischen dem Einfluß der Habsburger und der Osmanen balancierend, als selbständiger Akteur auf der europäischen politischen Bühne auftrat. Trotz der fünfhundertjährigen Lücke im Lauf der Erzählung versteht sich die Zeitschrift eindeutig als eine Fortführung des Unternehmens von 1784, wie es auch aus der *Vorerinnerung* zu dem die ersten sechs Hefte enthaltenden Zeitschriftenband (1791) klar hervorgeht, wo der Verfasser sein „Abgehn“ von seiner ursprünglichen Absicht, eine zusammenhängende Geschichte Siebenbürgens zu liefern, eingehender begründet:

Im Verfolg der ganzen Siebenbürgischen Geschichte, dessen erster Theil noch in dem 1784zigen Jahre die Presse verließ, und in Form der Abendunterhaltungen fürs Volk abgefaßt war, solten die Fürsten den dritten Theil ausfüllen. Die Könige von Ungarn, so lange sie Siebenbürgen gemeinschaftlich regierten, und dieß Ländgen entweder als Apanage für ihre Prinzen, oder durch Waywoden verwalten ließen, gaben den Stoff zum zweyten Theile. Neben der Geschichte der Ungarn, durch Herrn v. Windisch bearbeitet<sup>51</sup>, hätte dieser zweyte Theil, als eine deutsche Schrift noch stehen können; die Bekantschaft mit der Gebhardischen Arbeit<sup>52</sup>, gab aber meinem Plan eine ganz andre Wendung. Wozu taugen auch Büchervermehrungen über einen Gegenstand, von dem man weder mehr noch weniger sagen kann, als bereits gesagt ist? Freylich ist die Anzahl der Waywoden oder Landsgouverneure, durch fünfthalbhundert Jahre ungeheuer; da indessen von sehr vielen, außer den Namen oder dem Jahre, in dem sie am Ruder saßen, nichts sonderbares bekannt ist, das Land selbst in dem langen Zeitraume sehr wenige merkwürdige Vorfälle erlebt hat, und demnach diese Materie für meine Absicht, Menschen und Weltkenntniß, durch Erzählung vaterländischer Begebenheiten zu verbreiten, nicht ergiebig oder paßend genug war; so sahe ich mich ge-

---

<sup>51</sup> Karl Gottlieb Windisch: *Die Geschichte der Ungarn*. Pressburg 1784.

<sup>52</sup> L. A. Gebhardi: *Geschichte des Reiches Ungarn und der damit verbundenen Staaten*. I-II. Leipzig, 1778-1782.

nöthigt, von dem Plane eine vollständige Siebenbürgische Geschichte zu liefern, ganz abzugehn, wenn ich nicht an der einen Seite in den Fehler unnöthiger Wiederholungen verfallen, an der andern, das Volk, für welches das erste Theil geschrieben war, nicht mit Hererzählung dürrer und langer Register eher ermüden als unterhalten wolte.

Dem Konzeptionswechsel entsprechend wurde auch die 1791 fertiggestellte Neuauflage der *Geschichte von Siebenbürgen...* eingerichtet:

[...] die Zeitfolge der Begebenheiten, wäre durch eine Lücke von fünfhundert und mehrern Jahren, zu sehr zerrißen und unterbrochen worden, wenn ich diese den ersten Ansiedlern unserer Gegenden auf dem Fuße nachgeschickt hätte. Einverstanden mit meinem Verleger, haben wir daher die Anstalt getroffen, daß jede Materie für sich, ein eignes, und für sich bestehendes Buch darstellen könne. Die Abendunterhaltungen sind nämlich ohne Rücksichten auf nachkommende Theile, unter dem ihnen mehr paßenden Tittel: *Geschichte der aboriginen, dazischen Völker in Abendunterhaltungen etc.* durch Umänderung der ersten Bögen, also qualificirt worden, daß jeder Bezug, auf eine Fortsetzung des Buches wegfällt

– heißt es dazu in der *Vorerinnerung* zum ersten Zeitschriftenband der *Fürsten...*, und die gleiche Begründung findet man auch in der *Vorrede* der damit nahezu gleichzeitig herausgebrachten *Geschichte der aboriginen dazischen Völker*.

Hinter diesen rein praktischen Ursachen der veränderten Einrichtung der beiden Auflagen verbergen sich aber noch weitere.

Am Auffallendsten ist, daß das oben bereits eingehend behandelte Rahmengespräch, das in der 1784er Auflage im ersten Kapitel unter dem Titel: *erste Abend Unterhaltung* zu lesen war und als *Einleitung* zum ganzen Unternehmen diente<sup>53</sup>, in der zweiten Auflage ganz weggelassen wurde. Der Verfasser begründet das in der *Vorrede* der *Geschichte der aboriginen dazischen Völker* auf folgende Weise:

Die ganze erste Abend Unterhaltung, die blos politische und moralische Reflexionen enthielt, durchaus mit Hinsicht auf mehrere Theile geschrieben, und in einem dialogirten Styl abgefaßt war, ist, da Niemand etwas daran verliert gänzlich weggeblieben. [...]

Diese Erklärung ist plausibel. Bei dem Rahmengespräch handelt es sich, wie wir sahen, vor allem um eine Art politischer Reflexion, die die historische Erzählung einleitet, die aber sieben Jahre später, nach dem Tode Josephs II. und all den umfassenden Veränderungen, die seinem Tode folgten, mit Recht als überflüssig erscheinen konnten. Ohne weiteres konnte die historische Erzählung auch ohne das einleitende Gespräch bestehen.

---

<sup>53</sup> Als *Erste Abend Unterhaltung. Einleitung* ist es auch betitelt.

Anstelle des Rahmengesprächs wird jetzt die Vorrede der ersten Auflage als *Erste Abendunterhaltung* und *Einleitung* eingerückt. Diese redaktionelle Entscheidung bringt eine erhebliche Veränderung im Profil des Werkes mit sich. Denn es handelt sich gerade um denjenigen Text, der in der ersten Auflage „Das einzige Stück im ganzen Buch, vor Gelehrte von Profession“ genannt wurde. Gleich wohl erscheinen nun in dieser ehemaligen Vorrede „die lateinischen Stellen, für diejenigen so mit dieser Sprache nicht bekannt sind, übersetzt“. Auch könnten manche von den Lösungen, die der Verfasser gewählt hat, mitbeeinflusst worden sein durch seine mit Nachdruck beteuerte Bestrebung, dem Verleger keinen „merklichen Schaden“ zuzufügen<sup>54</sup>. Trotzdem deutet die neue Einrichtung der Schrift auf eine leichte Veränderung seines Konzeptes einer Volksschrift: 1784 war der „vors Volk“ verfaßten Schrift eine Vorrede „vor Gelehrte von Profession“ vorausgeschickt worden, in der die Notwendigkeit der Volksschrift begündet wurde. Nun ist diese Begründung Teil der „*Volksschrift*“ geworden.

Die Zeitschrift *Die Fürsten von Siebenbürgen, und die Schicksale des Landes unter ihrer Regierung* (1790-1791) bedeutet einen weiteren Schritt in diese Richtung, einen weiteren Schritt zur völligen Aufgabe der ursprünglichen Zielsetzung der Volkstümlichkeit. Hier birgt der Ton selbst kaum psychische Stützen mehr zur Motivierung des Lesens oder zum Verständnis des Gelesenen. Zwar heißt es in der *Vorerinnerung* des ersten Bandes, die „Absicht“ der Zeitschrift sei, „Menschen und Weltkenntniß, durch Erzählung vaterländischer Begebenheiten zu verbreiten“, aber man scheint hier doch weniger „für das Herz“ und mehr „für das Gedächtniß“ zu schreiben. Von den Zielsetzungen der Zeitschrift heißt es in der *Vorerinnerung*:

Ich masse mir nichts anders an, als Sammlung und Darstellung alles dessen, was je unter der Regierung dieser Landesfürsten merkwürdiges geschehen ist, und das alles ohne vorgegriffene Urtheile. In chronologischer Ordnung, oder nach den Leitfaden der Zeiten, spinne ich die Begebenheiten, ohne, oder doch mit sehr wenigen rednerischen Verzierungen herab, und liefere Staatsveränderungen, Kriegsoperationen, neue Einrichtungen und Verordnungen, Naturbegebenheiten, kurz alles, was sich unter der Regierung dieses oder jenes Fürsten merkwürdiges ergab, um dem Vaterlande, und dem Auslande einen Beytrag zur Geschichte zu geben, den man bis daher vermißt hat.

---

<sup>54</sup> In der Vorrede der *Geschichte der aboriginen dazischen Völker...* merkt der Verfasser an, er hätte gerne eine Stelle, wo eine Frage behandelt wird, in der er „nun nach sechs Jahren bey mehreren Untersuchungen völlig eines andern überzeugt“ ist „weggelassen, oder abgeändert. Es konte nicht geschehn, ohne merklichen Schaden des Verlegers, da die Auflage zu sehr verstümmelt worden wäre.“ Es handelt sich um die Frage „des Ursprungs der Wallachen“, heute noch jene Frage, in der die rumänische und die ungarische Geschichtswissenschaft entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Lebrecht vertrat 1784 die These der Kontinuität der römischen Bevölkerung in Siebenbürgen, 1790 war er, wie in Fußnote 45. bereits erwähnt, anderer Meinung.

In den *Fürsten...* fehlt auch jeder Hinweis auf die Notwendigkeit der „Volks-Fähigkeit“. An einer einzigen Stelle wird das „Volk“ als Publikum genannt:

[...] so sahe ich mich genöthigt, von dem Plane eine vollständige Siebenbürgische Geschichte zu liefern, ganz abzugehn, wenn ich nicht an der einen Seite in den Fehler unnöthiger Wiederholungen verfallen, an der andern, das Volk, für welches das erste Theil geschrieben war, nicht mit Hererzählung dürrer und langer Register eher ermüden als unterhalten wolte.

Es ist kein Zufall, daß es hier heißt: „[...] für welches das erste Theil geschrieben war“ und nicht etwa: „für welches wir schreiben“. Bei der Begründung der Art, wie die Quellen angegeben werden, treffen wir eine recht abgeschwächte Version jener Argumentation an, die 1784 noch so leidenschaftlich gegen den Gebrauch von großem wissenschaftlichem Apparat angeführt wurde:

Für die Wahrheit dessen was berichtet wird, bürgen die Schriften, die jeder vollendeten Biographie angehängt sind. Kritische Leser wird es manchmal befremden, bessere und schlechtere Quellen, nebeneinander angezeigt zu finden, und dieses ohne fernere Richtersprüche und Widerlegungen. Ich glaubte nämlich an der einen Seite verbunden zu seyn, allen alles zu werden; dem studierenden Jünglinge die Quellen, trüb oder klar anzeigen zu müßen, aus denen man schöpft oder geschöpft hat, um ihn mit der Litteratur der Siebenbürgischen Geschichte bekannt zu machen; **an der andern wolten wir nicht durch Kritiken, und gegeneinanderhalten mehr Noten als Text liefern, und einen Fehler vermeiden, in welchen viele meiner Vorgänger gefallen sind.** Die zusammenhängende Geschichte, liegt als das Resultat, aller gebrauchten Schriften ohnehin da, und ein emsiger Forscher ist im Stande, von selbst zu finden, welchem Geschichtschreiber wir jetzt, welchem wir ein andermal folgen.<sup>55</sup>

„Allen alles zu werden“ scheint hier mehr den Unterschied zwischen dem Bildungsniveau „eines studierenden Jünglings“ und „eines emsigen Forschers“ zu überbrücken, und weniger den, der zwischen dem des „gemeinsten Menschen“ und dem des Gelehrten besteht.

Wie oben gezeigt wurde, verfolgte die 1784er Einrichtung der *Geschichte von Siebenbürgen...* eine doppelte Zielsetzung. Einerseits wollte sie das „Volk“ ansprechen, andererseits – was besonders in der Vorrede und in den Fußnoten zum Ausdruck kam – auch die Gelehrten. Dieser doppelten Zielsetzung entsprach auch die Bitte an „alle Liebhaber dieses Unternehmens um freundschaftliche Beyträge“, die zu Anfang der 1784 erschienenen Schrift im *Avertissement* geäußert wurde.

Der Wunsch, auch den gemeinen Mann zur Teilnahme an der Quellensammlung zu bewegen, ihn zur Durchforschung seines Hausrates nach

---

<sup>55</sup> [Hervorhebung von mir – B. M. R.]

alten Aufzeichnungen u.ä. aufzumuntern, woraus sich eine Geschichte der „[...] Veränderungen der Erde, der Luft, der Krankheiten [...]“, d.h. eine Geschichte des Landes jenseits der bloßen politischen Geschichte, aufbauen ließe, scheint aber nicht in Erfüllung gegangen zu sein. In der Zeitschrift *Siebenbürgens Fürsten...* deutet nichts mehr auf die Anwendung dieser anspruchsvollen, breit angelegten Geschichtskonzeption hin.

Der Inhalt der Zeitschrift beschränkt sich auf die politische Geschichte des Landes. Auch die Art der Beteiligung „uneigennütziger Freunde“ an Lebrechts Unternehmen deutet also darauf hin, daß Lebrechts Zeitschrift vor allem unter den Gebildeten des Landes, unter jenen Liebhabern der vaterländischen Geschichte Echo gefunden haben dürfte, die sich immer schon dafür interessiert und von denen manche auch Zugang zu historischen Quellen, zu Archiven, Urkunden, Privilegia etc. hatten. Auch dieser Aspekt deutet darauf hin, daß die Zeitschrift weit davon entfernt war, das „Volk“ ansprechen zu können.

Entsprach nun der Verschiebung im Konzept, das wir an den drei Schriften verfolgen konnten, eine Verschiebung in der sozialen Zusammensetzung der wirklichen Leserschaft? Wenn überhaupt, dann in viel geringerem Maße als jene Veränderungen, die an den Schriften vollzogen wurden.

Die wenigen Indizien, die wir von dem Publikum der Schriften haben, machen wahrscheinlich, daß die Veränderungen, die an den Schriften vollzogen wurden, der Einsicht Rechnung trugen, die Form einer „*Volksschrift*“ sei unzweckmäßig oder überflüssig. Laut Eintragung auf der Innenseite des Einbandes in jenem Exemplar der *Geschichte von Siebenbürgen...*, welches die Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften besitzt, hat der Besitzer dafür im Mai 1785 1 Rheinischen Gulden und 15 Kreuzer bezahlt. Der Besitzer war Samuel Pataki, Arzt und Lehrer an der protestantischen Akademie in Klausenburg. Die Hefte der Zeitschrift *Die Fürsten von Siebenbürgen...* kosteten mit Pränumeration 15 kr., einzeln 20 kr. Ein Band der Zeitschrift, der 6 Hefte enthielt und einen dem der *Volksschrift* ähnlichen Umfang hatte, kostete demnach mit Pränumeration ungefähr die gleiche Summe wie die „*Volksschrift*“. Der Preis der Schriften deutet also auf keinen wesentlichen Unterschied der Leserschaft hin.

### 3 Konklusion

Die *Volksschrift* steht 1784 am Anfang einer Entwicklung. Der kurz vorher aus Deutschland zurückgekehrte junge Gelehrte (er studierte ab 1779 in Erlangen) sah es für nötig an, die Mittel der volksaufklärerischen Bewegung und ihre Argumentationsweisen, die er möglicherweise in Deutschland kennengelernt hatte, auf die Situation seines Vaterlandes anzuwenden. Das sächsische Volk sollte seine Geschichte kennenlernen. Die Mittel, die sich im Laufe der jahrzehntelangen Bemühungen der Volksaufklärer herausgebildet und als zum Ansprechen des „Volkes“ geeignet bewährt haben,

hatte der Verfasser jedoch den besonderen Verhältnissen seines Vaterlandes und den besonderen Aufgaben, die sich in der aktuellen politischen Situation für die sächsischen Gelehrten stellten, an. Es ging ja nicht um die herkömmlichen Themen der Volksaufklärung, um die Verbesserung der landwirtschaftlichen Techniken, um Gesundheitsregeln, um die Abschaffung von Aberglauben usw.<sup>56</sup>. Es ging in erster Linie um eine politische Angelegenheit und um die Popularisierung der vaterländischen Geschichte, von deren Kenntnis das „Wiederaufleben“ der Sächsischen Nation und ihrer alten „Tugenden“ und die Wiederherstellung bzw. Aufrechterhaltung der alten politisch-rechtlichen Ordnung erwartet wurde. In den darauffolgenden Jahren erwuchs unter den Siebenbürger Sachsen eine wirkliche Bewegung zur Pflege der vaterländischen Geschichte, es entstand ein reges Interesse dafür. Zwar beschränkte sich dieses Interesse vorwiegend auf jenen Teil der Bevölkerung, der auch bis dahin als lesendes Publikum in Frage kam: auf die Intelligenz – vor allem auf Pfarrer<sup>57</sup> und Lehrer –, auf einige Teile der städtischen Schichten – auf Kaufläute und Handwerker –, es bewirkte aber doch einen bestimmten Ausgleich zwischen dem Wissensstand der Experten über dieses Thema und dem der bloßen „Konsumenten“ des gedruckten Wortes. Bestimmt erfaßte dieses neuerwachte Interesse nicht das ganze „Volk“ in dem Sinne, daß es sich auf die einfachen, Feldarbeit verrichtenden Bewohner der Dörfer erstreckt hätte (höchstens kann man bei der bürgerlichen Bevölkerung mit einer sporadischen Vermittlung von historischen Kenntnissen durch die an der Bewegung zahlreich beteiligten Pfarrer rechnen), nur verlagerte sich der Schwerpunkt des Interesses der an das Bücherlesen bereits gewohnten Gruppen von der schönen Literatur und der philosophischen Lektüre<sup>58</sup> in gewissem Maße auf die vaterländische Geschichte. Vielleicht erweiterte sich der Kreis der Leser auch um einiges<sup>59</sup>,

---

<sup>56</sup> In der *Siebenbürgischen Quartalschrift* in den 1790er Jahren sind diese Themen vertreten, ihr Anteil ist jedoch wesentlich niedriger als der der geschichtlichen Themen.

<sup>57</sup> Die Anregung zur Errichtung einer Lesegesellschaft in der Stadt Mühlbach ging von dem Stadtpfarrer Martin Arz aus und „mehrere Glieder weltlichen Standes nahmen“ an den Versammlungen der Gesellschaft „Antheil“. In der Stadt Szászrégen (Sächsisch-Reen) versammelten sich die evangelischen Pfarrer aus der Stadt und ihrer Umgebung zur wöchentlichen gemeinsamen Lektüre (Friedrich Teutsch: *Zur Geschichte des Deutschen Buchhandels in Siebenbürgen*. S. 12-13., *Siebenbürgische Quartalschrift* 1791. 2. Jg. 1. Quartal S. 93-94.). Den überwiegenden Teil der rund 150 Pränumeranten der *Siebenbürgischen Quartalschrift*, deren Name und Stand am Anfang des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift genannt wird, bilden evangelische Pfarrer.

<sup>58</sup> Über die in Hermannstadt und Klausenburg durch die Buchhändler dargebotenen Bücher informieren jene Kataloge, die ab 1780 regelmäßig veröffentlicht wurden und von Heinz Stanescu (a.a.O. S. 279-284.) detailliert vorgestellt werden.

<sup>59</sup> Von einem anderen Werk, das sich eine „*Volksschrift*“ nannte – von Jakob Aurel Müllers oben erwähnten *Die Siebenbürger Sachsen. Eine Volksschrift, herausgegeben bei Auflebung der für erloschen erklärten Nation*. Hermannstadt 1790 – bemerkt Friedrich Teutsch (a.a.O. S. 37.), es sei wirklich sehr verbreitet gewesen: „[es findet sich] in allen alten Bibliotheken, in verstaubten Kisten alter Bürgerhäuser [...]“. Im Gegensatz dazu schreibt

und die Lektüre wurde etwas intensiver. In diesem Sinne kann man davon sprechen, daß aus diesen Gruppen in der zweiten Hälfte der 1780er Jahre ein Publikum für jene Schattierung der populären Geschichtsschreibung entstand, die die Hefte der *Fürsten* vertraten. Dadurch wurde das volksaufklärerische Engagement gewissermaßen überflüssig: da es Lebrecht 1784 nicht um eine spezifisch auf die bäuerliche Bevölkerung zielende Volksaufklärung ging, sondern um eine, die sich mit solchen Ergebnissen befriedigt wissen konnte, gab er den volksaufklärerischen Ton auf. Er und sein Verleger<sup>60</sup> mußten wohl konstatieren, daß sich die Leser der *Geschichte von Siebenbürgen...* weniger aus dem „Volk“ als aus solchen Gruppen rekrutierten, die sich historische Kenntnisse auch in trockenerer Form gerne aneigneten<sup>61</sup>. Man zog die Konsequenzen aus dieser Erfahrung und richtete die Hefte der *Fürsten...* danach ein. Man sah sich andererseits veranlaßt, andere Mittel, andere Formen für die Vermittlung historischer Kenntnisse zu suchen – solche, die für eine Volkslektüre tauglicher waren – man versuchte es mit der Literarisierung der historischen Thematik<sup>62</sup> und verwendete als Medium den Kalender<sup>63</sup>.

---

Teutsch von der *Geschichte von Siebenbürgen* (Friedrich Teutsch ebenda), es sei „ein unförmliches Buch, das auf 416 Seiten nur bis zum Jahre 1000 kommt und als ‘Volksbuch’ auch damals gewiß nicht viele Leser gefunden hat.“

- <sup>60</sup> Der Buchdrucker und Buchhändler Hochmeister galt, wie erwänt, bei zahlreichen literarischen Unternehmen jener Jahre als Initiator. Aus Stellen der wie „[...] Einverstanden mit meinem Verleger, haben wir daher die Anstalt getroffen, daß jede Materie für sich, ein eignes, und für sich bestehendes Buch darstellen könne. [...]“ in der *Vorerinnerung* zum ersten Band der Zeitschrift *Siebenbürgens Fürsten...* oder die oben (siehe Fußnote 54.) zitierte aus der Vorrede zur *Geschichte der aboriginen dazischen Völker...* kann man darauf schliessen, daß der Verleger auch bei Lebrechts Werken großen Einfluß auf die Gestaltung von Form und Inhalt hatte.
- <sup>61</sup> In der Vorrede wird 1791 jene Stelle weggelassen, welche durch die Erwähnung der „Hexen Märchen“, durch den Ausdruck „Histörchen“ am meisten auf eine erhoffte breite, vielleicht die bäuerliche Bevölkerung mit ergreifende Wirkung der Volksschrift hindeutete (oben zitiert in der 11. Fußnote). Vielleicht geschah dies nicht nur aus dem Grund, daß die Beispiele (z.B. Bank, Gertrud, Christierna), die in diesem Teil gebracht werden, aus der Zeit zwischen dem XI. und XVI. Jahrhundert stammen und dadurch auf eine vollständige Geschichte hindeuten.
- <sup>62</sup> 1790 wurde bei einem anderen Hermannstädter Drucker, Johann Gottlieb Mühlsteffen ein kleines Werk herausgebracht, an dem Lebrecht mitgearbeitet hatte: *Die Geschichte der Sachsen. Eine Ballade zur Volksfeier der Installation Sr. Excellenz des Hochgeborenen Herrn Michaels Edlen v. Bruckenthal, des neu erwählten Comes der Nation*. Hermannstadt, 1790. 8° 24 S. Zu dieser *Ballade* schrieb Lebrecht den Prosatext, welcher von Samuel Mohr (Buchhälter in der Hochmeisterischen Buchhandlung) in Reime gebracht wurde. Josef Trausch a.a.O. S. 344.
- <sup>63</sup> Z. B. enthielt der von Hochmeister herausgegebene kleine (12°) *Volkskalender* 1793 eine *Geschichte der sächsischen Nation nebst Abbildung des ältesten Nationalsiegels*. Lebrechts und Mohrs *Ballade* wurde 1837 in einem der Hochmeisterschen Kalender (*Neuer gemeinnütziger Kalender für Siebenbürgen*, 8°) unter dem Titel: *Geschichte der Sachsen in Siebenbürgen, Ballade vom J. 1790*. abgedruckt. Trausch a.a.O. S. 175.



Wir haben also in den hier vorgestellten drei Werken ein interessantes Beispiel der Experimentierung vor uns, der Suche des Gelehrten nach den seinem Zweck entsprechenden Mitteln. Wir haben ein Beispiel der kreativen Anwendung von den Mitteln vor uns, die für etwas anders gear- tete Zwecke durch die volksaufklärerische Bewegung vor 1780 ausgear- beitet wurden. Den Bestrebungen Lebrechts war, im Gegensatz zu den Be- strebungen der meisten Volksaufklärer, ein schneller (wenn auch nur ver- hältnismäßiger) Erfolg beschieden: die Zeitumstände sind ihm zuvorge- kommen. So waren die Mittel, die 1784 noch angebracht schienen, um eine über den engen Kreis der Gelehrten hinausgehende Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte anzuspornen, 1790 bereits überflüssig.

Zugleich sehen wir in Lebrechts Werk auch erste Keime von Versu- chen angedeutet, die auf die Popularisierung der vaterländischen Geschichte unter der bäuerlichen Bevölkerung abzielten, die Suche nach den Mitteln, die für diese spezifische Zielsetzung geeignet sind. Diese Versuche kenn- zeichnen den Anfang einer jahrzehntelangen langsamen Anhäufung von Er- fahrungen in diesem Bereich, die die erfolgreicherer Unternehmen dieser Art, welche im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzten<sup>64</sup>, vorberei- teten.

Die Bestrebung zur populären Darbietung des historischen Stoffes macht die *Geschichte von Siebenbürgen...* zu einem der ersten Werke, die die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Kleinenepik im 19. Jahrhun- dert vorwegnahmen. Historische Stoffe nahmen nämlich in der, sich im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts entfaltenden Prosadichtung der Sie- benbürger Sachsen einen überwiegend großen Platz ein. Dabei waren, wie Joachim Wittstock feststellt<sup>65</sup>, die Bereiche „der historischen Prosa und der

---

<sup>64</sup> Vor allem die Tätigkeit von Georg Daniel Teutsch ist zu erwähnen. Seine *Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk* (Kronstadt 1852-1858) folgte dem Bei- spiel Heinrich Zschokkes (zu Zschokke siehe Holger Böning: *Heinrich Zschokke und sein „Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote“*, vgl. Anm. 5.) und war für den Bürger und den Landmann geschrieben (*Erdély története III. 1830-161 napjainkig*. Hrg.: Zoltán Szász. Bp. 1986. S. 1330.; Franz Zimmermann a.a.O. S. 714-719.; Friedrich Teutsch a.a.O. S. 59.).

<sup>65</sup> Joachim Wittstock: *Siebenbürgische Geschichte im Spiegel der erzählenden Dichtung*. In: *Forschungen zur Volks- und Landeskunde*. Bd. 19/20. 1976. S. 70-93., S. 71.

Schilderungen ohne fiktive Elemente [...] noch nicht endgültig geschieden". Mit den moralischen Charakterbildern, die Michael Lebrecht, entsprechend der Zielsetzung, „[...] aus den Thathandlungen der auftretenden Personen ihren Karakter zu bestimmen, und zur Menschenkenntniß zu führen" in der *Geschichte von Siebenbürgen...* gezeichnet hat, bedient sich der Verfasser oft einer literarischen Darstellungsweise. Lebrechts Werk steht somit am Scheideweg zwischen Geschichtsschreibung und historischer Belletristik, ebenso wie es für die Historiographie und der geschichtlichen Prosadichtung der Siebenbürger Sachsen im 19. Jahrhundert auf weiten Strecken bezeichnend war.

## Goethe in der *Geschichte der europäischen Literatur* von Mihály Babits

Die *Geschichte der europäischen Literatur* von Mihály Babits erschien 1934/35 in zwei Bänden und erlebte in den folgenden Jahrzehnten neun ungarische Auflagen sowie eine vollständige deutsche Übersetzung im Jahre 1949.<sup>1</sup> Das Buch war eine Auftragsarbeit, es entsprach aber dem inneren Drang seines Autors, weil es ihm die Möglichkeit bot, Kritik an der eigenen Zeit zu üben. Bereits der Begriff der *Weltliteratur*<sup>2</sup> stand in seiner Auffassung im krassen Gegensatz zum Nationalismus der Entstehungszeit des Buches. Babits übernahm von Goethe nicht nur den Begriff sondern auch seine Deutung:

Weltliteratur: dieses Wort deutet eine Einheit an, nicht die Summe einzelner Nationalliteraturen. [...] Die Weltliteratur ist ein einheitlicher, zusammenhängender Prozeß, ein einziger mächtiger Blutkreislauf. Als Goethe sie als erster wahrnahm und ihr einen Namen gab, bestand sie schon seit uralten Zeiten – denn sie ist ja weit älter als die Nationalliteraturen. Nun wurde sie damals noch nicht Weltliteratur, sondern ohne Beiwort einfach Literatur genannt. Ein Beiwort kam eher den besonderen Literaturen einzelner Nationen zu. Die Weltliteratur hat sich nicht aus diesen Literaturen zu einer größeren Einheit zusammengesetzt. Im Gegenteil: die einzelnen Nationalliteraturen sonderten sich innerhalb der Weltliteratur wie Staaten im Staate ab, und hinter dem Bollwerk ihrer eigenen Sprachen begannen sie ein immer selbständigeres Leben; besonders, als die erwachende Nationalidee das Bewußtsein und den Stolz auf ihre werdende Selbständigkeit stärkte. [S. 1]

Die Überschrift des zweiten Kapitels der *Einleitung* lautet: *Nicht wie es heute Brauch ist* und lehnt die Methoden der Literaturgeschichtsschreibung seiner Zeit klar ab. Als 1935 der zweite Band der *Geschichte der europäischen Literatur* erschien, war der 1883 in der kleinen Provinzstadt Szekszárd geborene Mihály Babits zweiundfünfzig Jahre alt, Mitherausgeber der damals angesehensten ungarischen literarischen Zeitschrift *Nyugat* [Westen] und Kurator des kapitalreichen Baumgarten-Preises, der die zeitgenössischen Autoren finanziell unterstützte. Er verfügte über ein umfangreiches dichterisches Werk. Acht Gedicht- und drei Essaybände, fünf Romane, von

---

<sup>1</sup> Die ungarischen Ausgaben: 1936, 1943, 1946 [diese wurde als 5. Aufl. bezeichnet], 1957, 1979, 1991, 1993; die deutsche Übersetzung: Babits, Michael: *Geschichte der europäischen Literatur*. (Aus dem Ungarischen übertragen von E. Bitay-Radloff und H. G. Gerlich.) Wien, Zürich: Europa Verlag (1949), 632 S. Im Text wird diese deutsche Übersetzung zitiert und die Seitenzahl gleich nach den Zitaten angegeben.

<sup>2</sup> So lautet der Titel des ersten Kapitels.

denen drei auch in deutscher Übersetzung<sup>3</sup> zu lesen waren, sowie zahlreiche Nachdichtungen aus der Weltliteratur – unter ihnen Goethes *Iphigenie auf Tauris*<sup>4</sup> und die komplette *Divina Commedia* von Dante – räumten ihm den Platz Nummer 1 in der damaligen ungarischen Literatur ein. Dieser nationalen Repräsentation entsprach Babits mit einer hohen moralischen Verantwortung; er sprach offen seine Meinung aus, wenn er gefährliche Tendenzen im geistigen Leben seiner Zeit wahrzunehmen glaubte. Für eine solche Erscheinung hielt er neben dem Nationalismus die Geistesgeschichte, die auch in der ungarischen Geschichts- und Literaturwissenschaft von den zwanziger Jahren an vorherrschend wurde. Im Herbst 1931 veröffentlichte er in *Nyugat* eine umfangreiche Studie unter dem Titel *Szellemtörténet* [*Geistesgeschichte*], in der er die neue Richtung kritisch untersuchte und durch die Negationen der Prinzipien der Geistesgeschichte die eigene Literaturbetrachtung zum Ausdruck brachte:

Sie [die Geistesgeschichte – F.Sz.] wurde von der Zeit geboren, von unserer Zeit mit ihrem demokratischen, kollektivistischen und relativistischen Geist, die keinen Glauben hat an die Kraft des Individuums, an die Unabhängigkeit der Wahrheit, an das Genie, an den Sinn der ziellosen Kunst, an die Zeitlosigkeit der Moral. Sie glaubt nur an den Geist der Gemeinschaft, und die Geistesgeschichte ist in erster Linie die Wissenschaft dieses Geistes.<sup>5</sup>

Als Babits 1931 diesen Essay schrieb, konnte er die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland noch nicht vorausahnen, er gründete sein Mißtrauen dem Gemeinschaftsgeist gegenüber auf die Erfahrungen, die er im Ersten Weltkrieg machte: „Denn die Zeit des Weltkrieges, den sie [die Anhänger der Geistesgeschichte – F. Sz.] erlebt haben, wies klarer als je zuvor die Minderwertigkeit der Massenideen auf und ihre Gefahr für das geistige und moralische Niveau auch der Besten, wenn sie diese Ideen zu ernst nehmen.“<sup>6</sup>

Der Glaube an das Individuum, an das Genie, an die ziellose Kunst charakterisierte bereits den jungen Dichter Mihály Babits. Das erste Ge-

<sup>3</sup> *Der Storchkalif*. Leipzig: Kurt Wolff, 1920; *Der Sohn des Virgilus Timár*. München: Musarion, 1923; *Das Kartenhaus*. Berlin: J. M. Späth, 1926. Alle drei in der Übersetzung von Stefan Isidor Klein.

<sup>4</sup> Erstveröffentlichung 1929 in der Zeitschrift *Nyugat* (Halbbd. 1, S. 631-672.), Buchausgabe 1931 im Band *Oedipus király és egyéb műfordítások* [König Oedipus und andere Nachdichtungen].

<sup>5</sup> Babits, Mihály: *Szellemtörténet*. In: *Ezüstkor. Tanulmányok*. Budapest: Athenauem o.J. [1938], S. 229, Übersetzung von F. Sz. Der ungarische Text: „A kor szülte, ez a mi demokratikus, kollektivistista és relativista szellemű korunk, mely nem hisz az egyén erejében, az igazság független voltában, a zseniben, a céltalan művészet érdemességében, a Morál időtlenségében. Csak a közösség szellemében hisz, s a 'szellemtörténet' elsősorban ennek a szellemnek tudománya.“

<sup>6</sup> Ebenda S. 230: „Hisz a világháború korszaka minden eddiginél világosabban mutatta meg a tömegeszmeék alacsonyrendűségét s veszélyességét a legkiválóbbak szellemi és erkölcsi színvonalára is, ha tulságosan komolyan veszik.“

dicht<sup>7</sup> seines 1909 veröffentlichten ersten Gedichtbandes *Levelek Iris koszorújából* [Bätter aus dem Kranz von Iris] trug den Titel *In Horatium* und setzte mit der folgenden Strophe ein:

Entfleuch, gemeine Schar, denn ich hasse dich!  
Ein Lied von nie vernommenem Klang beginnt:  
Ich singe heut – der Muse Priester –  
Starken, empfänglichen jungen Ohren.<sup>8</sup>

Babits begann seine dichterische Laufbahn im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts im Zeichen des europäischen Ästhetizismus, dem ethische Fragen fern standen. In den Jahren des Ersten Weltkrieges erkannte er aber die Notwendigkeit der moralischen Verantwortung der Schriftsteller und schrieb pazifistische Gedichte sowie 1917 einen Artikel mit dem Titel *A veszedelmes világnézet* [Die gefährliche Weltanschauung],<sup>9</sup> in dem er den „Feind“ im Antiintellektualismus, im Antirationalismus bezeichnete.<sup>10</sup> 1928 kam er – angeregt vom Buch *La trahison des clercs* [Der Verrat der Gelehrten] des französischen Schriftstellers Julien Benda – auf das Thema noch einmal zurück und veröffentlichte in *Nyugat* eine umfangreiche Studie, die den Titel von Bendas Buch trug<sup>11</sup> und erneut auf die Gefahr des ethischen Relativismus hinwies. In seiner Kritik der Geistesgeschichte sprach er eindeutig seine Überzeugung von der Existenz einer zeitlosen und

<sup>7</sup> G. Béla Németh hielt am 23. Mai 1983 seine Antrittsrede als Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften u.d.T. *Világkép és irodalomfelfogás az európai irodalom történetében* über die *Geschichte der europäischen Literatur* von Mihály Babits. Die Studie wurde mehrmals veröffentlicht, hier wird die Ausgabe – Németh, G. Béla: Babits, a szabadító. Budapest: Tankönyvkiadó, 1987 – zitiert. G. B. Németh führte „das konservative liberale Weltbild“ [S. 5] von Babits auf drei Quellen zurück: auf seinen Katholizismus [S. 6], auf die positivistische Atmosphäre seiner Jugendjahre [S. 12] und auf die vitalistische Philosophie (Schopenhauer, Nietzsche, Bergson) [S. 15] zurück. In seiner Einleitung wies er die Einbeziehung der Gedichte und der belletristischen Prosa in die Argumentation ohne die konkrete Analyse der poetisch-gattungsmäßigen Vermitteltheit und der Werkabsicht entschieden zurück [S. 5]. Er kann im Sinne der hermeneutischen Werkinterpretation recht haben, aber wie könnte man eben die Weltansicht eines Autors und seine Einstellung zu der Gesellschaft seiner Zeit aufzeigen, wenn man nur einen Teil des Werkes in Betrachtung zieht.

<sup>8</sup> Deutsche Nachdichtung von Heinrich Horvát in: *Neue ungarische Lyrik in Nachdichtungen von Heinrich Horvát*. München: Georg Müller, 1918, S. 19. – Der ungarische Text: „Gyülöllek: távol légy, alacsony tömeg. / ne rezzents nyelvet: hadd dalolok soha / nem hallott verseket ma, múzsák / papja, erős fiatal füleknek.” – In: *Babits Mihály összegyűjtött versei*. Hrsg. von György Belia. Budapest: Szépirodalmi Kiadó, 1977, S. 7.

<sup>9</sup> Erschienen in der Tageszeitung *Pesti Napló* am 9. Januar 1918.

<sup>10</sup> Er schrieb: „Az ellenség neve: *antiintellektualizmus*. / Vagy: *antiracionalizmus*. „ [Der Name des Feindes: *Antiintellektualismus*. Oder: *Antirationalismus*. ] – zitiert nach *Ezüstkor* [siehe Anm. 5], S. 83.

<sup>11</sup> *Az írástudók árulása*. In: *Nyugat*, 1928, Halbbd. 2, S. 355-376.

ewigen Moral aus: „Jahrtausende glaubten an den unabhängigen Wertkodex; nur eine einzige Zeit leugnete diesen: die unsere.“<sup>12</sup>

Wenn Babits sein Verhältnis zu seiner Zeit untersuchte, fand er sich allein und unzeitgemäß, aber eben dieses *Unzeitgemäße* hob er in seiner Literaturgeschichte als „die aktuelle Lehre“ von Goethes Leben und Werk hervor. Im Kapitel *Intermezzo über Goethe*, in dem er – chronologisch bei Goethes Tod angelangt – seine Meinung über den großen deutschen Schriftsteller zusammenfaßte, schrieb er folgendes:

Heutzutage sind wir natürlich geneigt, dieses Vertiefen in das individuelle Leben als unsympathisch und kalt zu finden. Unser demokratisches Zeitalter dudet das nicht. Es duldet diese wunderbare Sicherheit nicht, die sich von den äußeren Dingen nicht beeinflussen läßt, sondern sie zum eigenen Aufbau und zur eigenen Bereicherung verwendet [...]; [...] Und dennoch ist es gerade dieses Unzeitgemäße, das unserer Zeit eine aktuelle Lehre gibt, diese scheinbare Kälte, die alles Warm-Menschliche in sich aufnehmen kann. [S. 435]

Das Goethe-Bild in der *Geschichte der europäischen Literatur* ist in vieler Hinsicht ein Selbstporträt des ungarischen Dichters. Nicht nur die Auffassung über die Weltliteratur sowie das Unzeitgemäße ihrer Dichtung und Haltung verbanden Babits mit Goethe, sondern auch die fortlaufende Beschäftigung mit Leben und Werk des „Weimarer Riesen“, wie er Goethe an einer Stelle [S. 433] nennt. Zum hundertsten Todestag Goethes im Jahre 1932 veröffentlichte Babits in der Festnummer der Zeitschrift *Nyugat* eine kurze Würdigung unter dem schlichten Titel *Goethe*.<sup>13</sup> Manche Stellen dieser subjektiven Schrift übernahm er später fast wortwörtlich in seine Literaturgeschichte, so z.B. folgende Jugenderinnerungen:

Calyle, mit dem Goethe nach der Schiller-Biographie in enge Verbindung trat und dem er eine ‘unübersehbare’ Zukunft prophezeite, läßt Goethe in seinem Buch über die Großen der Menschheit als ‘den Schriftsteller’ auftreten, im Gegensatz zu Shakespeare und Dante, den ‘Dichtern’. Ich habe das Buch noch in meiner Studentenzeit gelesen und gestehe, daß ich die Charakteristik und Gegenüberstellung äußerst treffend fand. Von Goethe hatte ich mir schon ein gewisses Bild gemacht. Ich las viel von ihm, ganz einfach darum, weil ich ihn bei der Hand fand. Aus Goethes und Heines Büchern lernte ich Deutsch, aber nicht die Sprache, sondern das Buch war mein Ziel. Ich war in dem Alter, da die Seele von heißem Verlangen nach Erlebnissen erfüllt ist. Bücher und immer wieder Bücher und hat nie genug Bücher. In meiner Abgeschlossenheit auf dem Lande durchstöberte ich die kleine Bibliothek meines Vaters, in der die dickleibigen Goethe-Bände einen ansehnlichen Platz einnahmen. Wie wäre es möglich gewesen, sie nicht zu lesen, wenn auch die Sprache fremd war und der Druck die Augen verdarb.

Mein Eindruck von dem Weimarer Riesen ging, wie ich heute – ein wenig spöttisch – formulieren würde, etwa dahin, daß ich in ihm den vollkommenen Snob kennenlernte; den Menschen, der überall dabei ist, der alles se-

<sup>12</sup> Babits Mihály: *Szellemörténet*. – Siehe Anm. 5, S. 227.

<sup>13</sup> Jg. 25, Nr. 8, (16. April 1932) S. 421-423.

hen und wissen will, der alles aufzeichnen und allem überlegen sein will. Aber für mich war damals gerade das der Schriftsteller, und vielleicht hätte ich es selber gern sein wollen, mit dem Ergeiz der durstigen Jugend, die über der Welt zu stehen glaubt, weil sie noch außerhalb steht. [S. 432-433]

Carlyle's Gedanken über die Gegenüberstellung von Schriftsteller und Dichter setzte Babits auf folgende Weise fort:

Der Schriftsteller ist auch Dichter, ja sogar der größte Dichter seiner Nation; und dennoch repräsentiert er die Literatur, die Feder und nicht die Leier, und er unterscheidet sich wesentlich von jenen, die Dichter und nur Dichter sind. Auch Dichter waren Enzyklopädisten, und dieser Enzyklopädismus ist vielleicht auch das höchste Ideal der Dichtkunst [...]. Aber den Dichtern ist alles – die Tatsachen der Welt, die Erinnerungen des Lebens – bloß Stoff: das Ziel ist die Dichtung. [S. 434]

Bei Goethe ist – laut Babits – das Ziel das Leben:

Bei ihm wird nicht das Leben zu einem Werk, sondern die Vielheit der Werke zum Dokument des Lebens. Endziel und Sinn aller Dinge ist das Leben; nicht das abstrakte, in großen Lettern geschriebene Leben, sondern das ganz konkrete, ganz individuelle Leben des Dichters Selbst. [S. 434]

Mit dem Älterwerden kommt der ungarische Dichter Babits, der noch dazu sein Menschsein durch die politischen Tendenzen seiner Zeit gefährdet sieht, zu der Überzeugung, daß es auch wichtigere Dinge gibt als die Dichtung, das Leben des Menschen selbst.

Babits schrieb seine Literaturgeschichte nicht auf Grund von Sekundärliteratur, sondern aus seinen eigenen Leseerfahrungen. Jedoch war seine Belesenheit auch auf dem Gebiet der Literaturtheorie und –geschichte enorm. Wir wissen nicht, ob er die zeitgenössische Goethe-Literatur, etwa Georg Simmel, Friedrich Gundolf oder Benedetto Croce, der auch in Ungarn ein großes Ansehen genoß, gelesen hat, aber seine Gedanken berühren sich an manchen Punkten mit dem Goethe-Bild seiner Zeit, das in dem großen Weimarer Klassiker in erster Linie das sah, was in ihr selbst fehlte, nämlich die Einheit von Persönlichkeit und Werk. Georg Simmel schloß zum Beispiel das *Leben und Schaffen* betitelte erste Kapitel seiner 1913 erschienen Goethe-Monographie mit folgenden Feststellungen:

Aber bei keinem andern Künstler reichte die organisierende Kraft des Künstlertums mit solcher Breite und so unbedingt formgebend in die Einheit der Persönlichkeit hinab, daß ein so weiter Kreis von Welt und Erlebnis durch sie gleichsam zu potentiellen Kunstwerken geschaut und erlebt wurde. Daß die innere Dynamik, durch die überhaupt Vorstellungen und Leben zu s e i n e n Vorstellungen und s e i n e m Leben wurden, eine künstlerische Apriorität war – dafür ist es nur der theoretische Ausdruck, wenn er in sei-

nen Kunstwerken nichts anderes, als die gegebene Realität auszusprechen meinte.<sup>14</sup>

Im letzten Jahr des ersten Weltkrieges formulierte der italienische Philosoph und Dichter Benedetto Croce seine Meinung über Goethe auf eine ähnliche Weise: „Und was lehrte er denn im Grunde? Vor allem, was immer man auch treibe, ein ganzer Mensch zu sein, stets mit aller gesammelten Eigenkraft zu wirken, Fühlen und Denken nicht zu trennen, nicht von außen her und als Schulfuchs zu arbeiten, eine Forderung, die er in gährenden Jugendjahren, [...] noch etwas allzu stofflich oder allzu schwärmerisch auffaßte, die er aber bald zu vertiefen wußte und deshalb selbst klärte und zu rechtrückte, dadurch, daß er die geheimnisvolle, unausprechliche Allheit durch scharfen Umriß sinnenfällig machte.“<sup>15</sup>

Der Satz, mit dem Babits seine Ausführungen über Goethe schließt, lautet:

Wer wahrhaft und tief er selbst sein kann, ist jedermanns Bruder. [S. 436]

„Jedermann“ bedeutet hier die Menschheit, die Menschen ohne nationale Unterschiede. Babits geht über Simmel und Croce und andern Zeitgenossen insofern hinaus, als er in Goethe den Verneiner des nationalen und tagespolitischen Prinzips feiert. Seine Literaturgeschichte ist auf die Chronologie der Literatur, nicht auf die Jahreszahlen (diese erfährt der Leser aus der Zeittafel im Anhang), sondern auf die Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit der dichterischen Werke, aufgebaut. Bei der älteren Literatur bis 1750 behandelt er manchmal Lebenswerke wie die von Dante oder Shakespeare noch jeweils in einem zusammenhängenden Kapitel, aber von der Mitte des 18. Jahrhunderts an richtet sich der Raum, den er einem Dichter widmet, danach, wie viele von dessen Werken er für charakterisierungswürdig hält; und da er bei Goethe alle wichtigeren Werke behandelt und sich zwischen *Götz* und *Faust II* die ganze englische, deutsche und ein Teil der französischen Romantik abspielte, durchzieht die Behandlung Goethes fast ein Viertel des gesamten Werkes, in der deutschen Übersetzung über 140 Seiten. Bis etwa zu Goethes fünfzigstem Lebensjahr, bis *Hermann und Dorothea*, hebt Babits immer wieder jene Züge seiner Dichtung hervor, die dem Autor halfen, als Mensch „gesund“ zu bleiben. Im Zusammenhang mit dem *Werther* schreibt er zum Beispiel folgendes:

Die Gesundheit seiner [Goethes – F. Sz.] Seele und seines Leibes schied die Krankheitsstoffe aus. Goethe hat die Todessehnsucht von sich geworfen: »er hat sie sich von der Seele geschrieben«. [S. 298]

<sup>14</sup> Simmel, Georg: *Goethe*. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1913, S. 19.

<sup>15</sup> Croce, Benedetto: *Goethe*. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Julius Schlosser. Zürich, Leipzig, Wien: Amalthea (1920), S. 3.



Zu den *Römischen Elegien* bemerkte er:

Goethe mußte alles erleben, die Stürme der Empfindungen und nach dem geläuterten Schwärmen der Seele auch die ruhige Heiterkeit der Sinne. Das Erlebnis der Klassik zog ihn zur vollkommenen Menschlichkeit, zum harmonischen Genuß und zu einem Leben restloser Erfüllung hin. [S. 312]

Im Kapitel *Der olympische Blumengarten* [S. 323-328] behandelt Babits Goethes und Schillers *Xenien*, Schillers Studie über Naive und Sentimentalische Dichtung, Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Hölderlins *Hype- rion*, das „Balladenjahr“ und das bürgerliche Epos *Hermann und Dorothea*. Bereits bei der Zuordnung Goethes zu den naiven Dichtern in der schiller- schen Klassifizierung stellt Babits Goethe der Masse gegenüber:

Aber Goethe ähnele eher den Alten, den Urgeschöpfen. Deshalb erscheine er der Masse als kalt und selbststüchtig wie die Natur selbst [...] [S. 324]

Bei der „bürgerlichen Idylle“ betont er das Unzeitgemäße, die Unabhängig- keit des Werkes vom Zeitgeschehen:

Die Fabel war aus der Zeit gegriffen. Die Wellen der Französischen Revolu- tion umbranden ihren Hintergrund. Flüchtlinge aus Frankreich über- schwemmt damals die deutschen Städte. Diese Flüchtlinge treffen wir auch in dem Gedicht wieder, als ob die spürbaren Ereignisse den Dichter für die geringfügige und nahe Wirklichkeit seiner Umgebung erwärmt hätten. Aber das alles ist nur Thema und Hintergrund und läßt nur um so deutlicher fühlen, wie unabhängig die Dichtung selbst von den Zufällen der blutigen Gegenwart ist, die Dichtung, und in ihrem tiefsten Grunde auch die darge- stellte Wirklichkeit und auch das Leben, das nur an der Oberfläche verwun- det und gestaltet werden kann, in seinem Hauptstrom und seinen Tiefen führt das Leben mit ruhiger Einförmigkeit seine Richtung fort über den Wellen- schlag von Geburt, Vermählung und Tod. [S. 328]

Im Kapitel *Der Olympier und die Amokläufer* [S. 358-363] gelangt Babits in die Zeit der Befreiungskriege. Hier schreibt er über *Faust I* und *Die Wahlverwandschaften*, die er für den „Roman der Leidenschaften“ [S. 360] hält, sowie über Heinrich von Kleists *Kätchen von Heilbronn* und *Her- mannsschlacht*. Goethes Weigern, an der nationalen Begeisterung der Deut- schen teilzunehmen, erklärt der zweiundfünfzigjährige ungarische Dichter mit der folgenden psychologischen Begründung:

Goethe näherte sich seinem sechzigsten Lebensjahr. Das Gefühl, an der Schwelle des Alterns zu stehen, erregte ihn mehr als das nationale Fieber der Romantiker und alle Gefahren, die der Freiheit drohten. Ihm ist das Altern eine größere Gefahr als die Napoleonischen Heerscharen, für ihn gibt es kei- ne Nation, die ärger bedrängt wäre als die Gemeinschaft der Alternden. [S. 358]

In Vertretung der „Amokläufer“ schreibt Babits über Kleist, dessen *Hermannsschlacht* er für ein „barbarisches, blutiges Drama“ hält. Zum Gedicht *Germania an ihre Kinder* fügt er eine so negative Bemerkung hinzu, daß dieser Satz aus der deutschen Übersetzung ausgelassen wurde. Er lautet: „Rettenetes vers, és szerencsétlen a nép, amelyik ezt a verset tanítja iskoláiban.“<sup>16</sup> [Es ist ein schreckliches Gedicht, und unglücklich ist das Volk, das dieses Gedicht in seinen Schulen unterrichtet.] Die Grundlage dieser schroffen Ablehnung ist das Urteil, das er auch über die *Hermannsschlacht* fällt:

Denn es handelt sich hier nicht so sehr um die Vaterlandsliebe als um den Haß gegen den Fremden. [S. 361]

Dieses Auftreten des Nationalismus läßt Babits die Frage stellen: „Sind wir hier noch bei der »europäischen« Literatur?“ Die Antwort darauf ist sehr resigniert:

Unleugbar ja. Auch das ist Europa. Die geistige Richtung, die diese Stimme duldet, ja sogar hervorbringt, ist der Nationalismus, und auch er ist eine europäische Strömung. Nicht das Privileg der Deutschen, ja nicht einmal von deutschem Boden ausgegangen, ist er eine europäische Tendenz, obwohl er das geistige Europa in kleine, barbarische, nationale »Kulturen« zerstückeln will und auch bald wirklich zerstückeln sollte. [S. 361]

Ob dieses „bald“ und der Konjunktiv<sup>17</sup> sich auf die Entstehung der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert oder auf die Jahre nach 1935 beziehen, bleibt im Text offen, d.h. beide sind miteinbegriffen. Die Lyrik von Babits in den dreißiger Jahren bringt denselben Anspruch zur Geltung wie die *Geschichte der europäischen Literatur*. Eines der großartigsten Werke dieser Zeit ist das im Herbst 1930 geschriebene Gedicht mit den Anfangsworten als Überschrift: *Mint különös hírmondó*, in der deutschen Nachdichtung von Géza Engl<sup>18</sup> *Gleich einem sonderbaren Boten*. Der sonderbare Bote, mit dem sich das lyrische Ich – nicht in dem ausgesprochenen Text aber in der Geste – identifiziert, kann keine andere Nachricht verkünden als „daß es Herbst ist“. In der ersten Hälfte des Gedichtes nimmt er wahr, was er sieht:

Töricht sind leider die Menschen, sie machen kaputt auch das Gute,  
das, was hundert Jahre gehalten, wird nun verdorben

---

<sup>16</sup> Babits, Mihály: *Az európai irodalom története*. [Budapest]: Európa, Szépirodalmi 1957, S. 299.

<sup>17</sup> Im Original verwendet Babits Futur I: „Európai irányzat, noha szét akarja, s talán szét is fogja darabolni a szellemi Európát, kicsi, barbár, nemzeti »kultúrákra.«” – zit. Ausg. S. 299.

<sup>18</sup> In: *Ungarische Lyrik des zwanzigsten Jahrhunderts*. (Hrsg. vom Verband Ungarischer Schriftsteller in Zusammenarbeit mit Paul Kárpáti.) Berlin, Weimar: Aufbau, 1987, S. 46-47.

kindlichem Streite zuliebe, denn wichtiger scheint es wohl ihnen,  
was die Halunken sich schnappen, als daß unsere Erde erblühe,<sup>19</sup>

Aber „was geht ihn an all das?“ fragt der Dichter. In der zweiten Hälfte des Gedichtes wiederholt er noch einmal diese Gegenüberstellung:

Denn, was sagt mir die Nachricht? die Welt ist in Aufruhr, die Tage  
jagen die Jahre, Jahre Jahrhunderte, Wahnsinn die Völker –  
hab nichts zu sagen, ich kenne nur eines, ich sehe, daß Herbst ist,  
fühle den Herbst, wie die weisen Pflanzen und frommen Tiere ihn  
fühlen, die Wendung der Erde hin zu den müden Jahreszeiten [...] <sup>20</sup>

G. Béla Németh, der dieses Gedicht ausführlich interpretierte, deutet die in den Versen und Bildern ausgesprochene Weltsicht und dichterische Haltung auf der begrifflichen Ebene folgenderweise: „Auf der einen Seite steht die Haltung des Menschen, der um tausend bunte Tagesnachrichten weiß und sie verkündet, auf der Ebene der Erscheinungen bleibt, in den Details steckenbleibt und nie zu dem gemeinsamen Wesen gelangt. Auf der anderen Seite steht der wahre Künstler – der wahre Mensch –, der nicht auf die kuriosen, auf die sensationellen, partikulären, ephemeren Erscheinungen achtet, sondern auf die einfachsten, wesentlichsten Urphänomene des menschlichen Lebens, der das menschliche Leben in sich fassenden Natur, hinter denen er die universellen, für alle Lebenden gültigen, alle Lebenden in einer brüderlichen Einheit zusammenfassenden Eigenschaften und Gesetze findet [...]“<sup>21</sup>

Diesen wahren Künstler, das „Urgeschöpf“, das selbst die Natur ist, zeichnet Babits in seinem Goethe-Bild. Ist dieses Bild eigenwillig? Ja, es ist ein stilisiertes Selbstporträt, aber man könnte diese Stilisierung nicht glaubwürdig machen, wenn die Anhaltspunkte für sie im Leben und Werk Goethes nicht vorhanden wären.

---

<sup>19</sup> Ebenda S. 46. Auf Ungarisch: „balga az emberi faj, nem nyughat, elrontja a jót is, / százakon át épít, s egy gyermeki civakodásért / újra ledönt mindent; sürgősebb néki keserves / jussa a bandáknak, mint hogy kiviruljon a föld és” – In: *Babits Mihály összegyűjtött versei*. – Siehe Anm. 8, S. 442.

<sup>20</sup> Ebenda S. 47. Auf Ungarisch: „mit / bánom a híreket én? forrong a világ, napok állnak // versenyt az évekkel, évek a századokkal, az örült / népek nyugtalanok: mit számít? én csak az őszre / nézek, az őszet érzem, mint bölcs növények és jánbor / állatok, érzem, a föld hogy fordul az égnek aléltabb / tájaira [...]” S. 442-443.

<sup>21</sup> Németh G. Béla: *Mint különös hírmondó ...* In: N. G. B.: *Babits, a felszabadító*. – Sieh Anm. 7, S. 113-114. Übers. v. F. Sz., auf Ungarisch: „Egyik oldalon áll tehát az ezerféle tarka napi újságot tudó és tálaló, a jelenségek szintjén maradó, a részlegesnél megrekedő, a közös lényeghez soha el nem jutó ember magatartása. A másik oldalon a valódi művészé – s a valódi emberé –, aki nem kuriózus, nem szenzációs, nem partikuláris, nem ephemer jelenségekre figyel, hanem az emberi élet s az emberi életet magába foglaló természet legegyszerűbb, leglényegibb ősjelenségeire, amik mögött viszont a létezésnek egyetemes, minden élőlényre érvényes s minden élőtestvéri egységbe foglaló tulajdonságaira és törvényeire lel [...]”

Vor dem Beenden der Vorstellung des Goethe-Bildes in der *Geschichte der europäischen Literatur* müssen noch einige Worte über den *West-östlichen Divan* gesagt werden. Babits behandelt diese späte Lyrik Goethes in dem *Zur Linken Gottes* betitelten Kapitel in der Nachbarschaft von Byrons *Childe Herold*, von E. T. A. Hoffmanns *Elixire des Teufels* und Benjamin Constants Roman *Adolphe*. Die Darstellung des Goetheschen Gedichtbandes leitet er mit folgenden Sätzen ein:

Wie weit entfernt sind wir von der Weimarer Harmonie. / Und die Weimarer Harmonie ist auch nicht mehr, was sie war. [S. 377]

Die Gedichte des Bandes selbst wertet er auf folgende Weise:

Unvermeidlich wirft der Abend seine Schatten auf die Liebe, der Abend, der schon den Tod ahnen läßt. Die Wonne hat einen Beigeschmack von Mystik, die uns bisher bei Goethe fremd war. Die große Gelassenheit und die Ruhe sind vorbei [...] Die Erfüllung des Lebens in sich selbst: es ist, als ob das nicht mehr befriedigte oder nicht mehr möglich wäre [...]; als ob das Leben schon ahnte, daß es nur mit dem Tod zusammen vollkommen und wahr ist [...] Der Band enthält ein Gedicht, wohl das schönste, das in bebendem und geheimnisvollem Ton den Flammentod des Schmetterlings verherrlicht. Die Seele sehnt sich nach höherer Begattung, nach göttlichem Licht [...] Wonneverlangen und Todessehnsucht werden eins. / Und solange du das nicht hast, dieses: Stirb und Werde! bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde [...] [S. 378]

Der alternde Babits ist bestürzt, weil er in den Liebesgedichten des alten Goethe sein eigenes Selbst vor dreißig Jahren erkennt. Im bereits zitierten Gedicht *In Horatium* übernahm der einundzwanzigjährige ungarische Dichter, der die Hymne des „Nimmergenügens“ singen wollte, den Goetheschen Gedanken des „Stirb und Werde“. Die dritte in alkäischen Versen geschriebene Strophe dieser Ode lautet auf Ungarisch und in meiner Prosaübersetzung:

A láng is hullám. Szüntelenül lobog  
főnix-világunk. Így nem is él soha,  
mi soha meg nem halt. Halálnak  
köszönöd életedet: fü és vad!<sup>22</sup>

[Auch die Flamme ist Welle. Unaufhörlich brennt  
• unsere Phönix-Welt. So lebt auch niemals,  
was nie gestorben war. Dem Tod  
verdankst du dein Leben: Gras und Wild!]

---

<sup>22</sup> Babits Mihály *összgyűjtött versei*. – Siehe Anm. 8, S. 7. – Die Nachdichtung von Heinrich Horvát weicht sehr stark vom Original ab. Sie lautet: „Und Wellen sind auch Flammen. Ein Phönix glüht / Und brennt die Welt, und Leben hat einzig das, / Was schon gestorben war: dem Tode / Dankt ihr Lebendigkeit, Wild und Wälder.“

## Goethe und Hesse

### Goethes Einfluß auf Hesse im Spiegel der Entwicklungsgedanken beider Dichter

„Unter allen deutschen Dichtern ist Goethe derjenige, dem ich am meisten verdanke, der mich am meisten beschäftigt, bedrängt, ermuntert, zu Nachfolge oder Widerspruch gezwungen hat“<sup>1</sup>, heißt es in Hermann Hesses Aufsatz *Dank an Goethe*.

Hesse hat einige Aufsätze und Besprechungen über Goethe geschrieben, die unter dem Titel *Dank an Goethe* mit einem Essay des georgischen Goethe- und Hesse-Forschers Reso Karalasschwili 1975 als Insel-Taschenbuch (129) erschienen. Der Band enthält u.a. *Goethes Briefe* (1904), *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1911), *Erste Fassung von 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung'* (1912), *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter* (1919), *Goethes Ehe in Briefen* (1921), *Goethe und Bettina* (1924), *Über Goethes Gedichte* (1932), den auf die Anregung von Romain Rolland für die Goethenummer der Zeitschrift *Europe* entstandenen *Dank an Goethe* (1931/1932) und *Goethe und das Nationale* (1949).

Goethes Einfluß auf Hesse läßt sich jedoch nicht allein aufgrund der Goethe-Studien, der Rezensionen und brieflicher Erwähnungen nachvollziehen, sondern durch zahlreiche mittelbare und unmittelbare Reminiszenzen oder intertextuelle Bezüge auch in Hesses belletristischen Werken, in zahlreichen Gedichten und Prosawerken.

Noch wichtiger sind jene tiefer liegenden Einflußbereiche, die – auch wenn toposartig – den geistigen Hintergrund des strukturgestaltenden Konzepts der Werke von Hesse bilden.

Die größeren Goethe-Aufsätze spiegeln den jeweiligen kulturellen Kontext der Zeit sowie Hesses jeweilige geistige Auffassung wider. In der frühen Wilhelm-Meister-Studie wird vor allem die letzte große Epoche des europäischen Kulturgutes, das 18. Jahrhundert, heraufbeschworen, deren Anfang durch *Robinson Crusoe* und deren Ende durch *Wilhelm Meister* markiert wird. In dieser Epoche erzielte der Geist in jedem Bereich des Lebens – Kunst, Religion, Politik – unendliche Höhen, der Mensch war noch nicht zum Spezialisten eines kleinen Teilgebiets degradiert. Die Welt des Wilhelm Meister vermochte noch die von menschlichen Gesetzen geleitete und vernünftige, durch kein Chaos gefährdete Harmonie im Leben zu vertreten, in der die Liebe, insbesondere die des Dichters zu allen Menschenwesen und sein Glaube an die Kulturfähigkeit der Menschen walteten.

<sup>1</sup> Hermann Hesse: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden* (GW). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. Bd. 12, S. 145.

In *Goethe und Bettina* wird im Zusammenhang mit Hesses Genie-Auffassung Goethes Genius bewundert, der im Gegensatz zu vielen gefährdeten, früh verstorbenen oder wahnsinnig gewordenen Genies – wie etwa Novalis, Hölderlin, Kleist oder Nietzsche – die Krise der Selbstaufgabe überwinden und ein Vollendeter werden konnte. Die Figur des alten Weisen paßt hervorragend in Hesses Auffassung vom Genie, das durch einen Entpersönlichungsprozeß die vollkommene Einheit, das Ganze nach der mit dem Schöpfungsakt entstandenen Spaltung in ein polares System der Gestaltungen wiedererlangen kann. In diesem Sinne verkörpert die Gestalt des alten Goethe für Hesse keinen Menschen, sondern den Übermenschen schlechthin: „Je mehr sie [die Genies] sich ‘vollenden’, desto mehr nimmt ihr Leben wie ihr Werk die Tendenz an, sich aufzulösen, einer geahnten fernen Möglichkeit entgegen, die nicht mehr Mensch, höchstens noch Übermensch heißt.“<sup>2</sup>

Im Essay *Dank an Goethe* greift Hesse anhand von Harry Hallers Goethe-Traum im *Steppenwolf* noch einmal auf den vollendeten Meister zurück. Mit einer gewissen Distanz betrachtet Hesse Goethe in dreifacher Gestalt: als Dichter unterschiedlichen Niveaus, als Literaten und als Weisen. „Er [Goethe] war ferner ein ganz einmaliger Versuch zu einer Synthese der deutschen Genialität mit der Vernunft, zu einer Versöhnung des Weltmanns mit dem Himmelstürmer, des Antonio mit dem Tasso, der unverantwortlichen, musikalisch-dionysischen Schwärmerei mit einem Glauben an Verantwortlichkeit und sittliche Verpflichtung.“<sup>3</sup>

Der Gestalt des alten Meisters wird im Hesseschen *Svre* eine eminente Rolle beigemessen; dafür seien hier nur einige Beispiele genannt. In der Klingsor-Novelle von 1919 zitiert der Maler bei der Erinnerung an die hübsche Sekretärin Gina die dritte Strophe des Goethe-Gedichts *Nachklang*:

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,  
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!  
Oh, du mein Phosphor, meine Kerze,  
Du meine Sonne, du mein Licht!

Noch einmal kommt Goethe in der von Weinrausch inspirierten nächtlichen Vision Klingsors vor, in der der trunkene Maler als König der Nacht den Tanz der Welt dirigiert:

„Langsam stiegen aus den irdenen bläulichen Tassen, Sinnbild der Vergänglichkeit, die bunten Zauber, wandelten die Welt, färbten Stern und Licht. Hoch saßen sie in schwebender Schaukel überm Abgrund der Welt und Nacht, Vögel in goldenem Käfig, ohne Heimat, ohne Schwere, den Sternen gegenüber. Sie sangen, die Vögel, sangen exotische Lieder, sie phantasierten aus berauschten Herzen in die Nacht, in den Himmel, in den

<sup>2</sup> Ebenda, Bd. 12, S. 194-195.

<sup>3</sup> Ebenda, Bd. 12, S. 147. vgl. dazu noch Reso Karalashwili, Harry Hallers Goethe-Traum. In: Goethe-Jahrbuch. Bd. 97. Weimar: Hermann Böhlau Nachf. 1980. S. 229.

Wald, in das fragwürdige, bezauberte Weltall hinein. Antwort kam von Stern und Mond, von Baum und Gebirg, Goethe saß da und Hafis, heiß duftete Ägypten und innig Griechenland herauf, Mozart lächelte, Hugo Wolf spielte den Flügel in der irren Nacht."<sup>4</sup>

Der Name der neuen Gottheit, Abraxas, im Roman *Demian* stammt zwar von der Gnosis her, er „wird Hesse bereits während seiner intensiven Beschäftigung mit Goethes Werk in den Jahren 1895/96 begegnet sein. Er taucht im ‘Westöstlichen Diwan’ im ‘Buch des Sängers’, in ‘Segenspänder’ auf“<sup>5</sup>, meint der Hesse-Forscher Martin Pfeifer. In Goethes Gedicht taucht Abraxas im Gegensatz zu Talisman, Amulette und Siegelring als Wahn bringendes Prinzip auf:

Doch Abraxa bring ich selten!  
Hier soll meist das Fratzenhafte,  
Das ein düstrer Wahnsinn schaffe,  
Für das Allerhöchste gelten.  
Sag ich euch absurde Dinge,  
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Aber auch das charakteristische Motto des Dostojewski-Aufsatzes *Die Brüder Karamasow oder Der Untergang Europas* (1919): „Nichts ist außen, nichts ist innen; denn was außen ist, ist innen“, das sich in der Erzählung *Innen und außen* (1920) noch einmal wiederholt und das wiederum in Hesses magisches Einheitskonzept hervorragend hineinpaßt, soll durch Goethes Gedicht *Epirrhema* angeregt worden sein:

Müset im Naturbetrachten  
Immer eins wie alles achten:  
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;  
Denn was innen, das ist außen.  
So ergreift ohne Säumnis  
Heilig öffentlich Geheimnis.

Freuet euch des wahren Scheins,  
Euch des ersten Spieles:  
Kein Lebendiges ist ein Eins,  
Immer ists ein Vieles.

Im Roman *Der Steppenwolf* (1927) vertreten Goethe und Mozart die Unsterblichen, die Vollendeten, die die dritte, höchste Stufe der Menschwerdung erreicht haben, in der das Ungeteilt-Ganze wiedererlangt wird und die Haller als imaginär-geistige Vorbilder gelten. Zuerst wird der schizophrene Außenseiter Haller während eines Besuchs bei einem Professor mit einer nach dem bürgerlichen Geschmack sanft-klassizistisch frisierten Goethe-

---

<sup>4</sup> Ebenda, Bd. 5, S. 320.

<sup>5</sup> Martin Pfeifer (Hg.): *Hesse-Kommentar zu sämtlichen Werken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990, S.169-170.

Büste konfrontiert, über die er sich höchst empört. Dies mag ihm den äußeren Trieb zu seinem Goethe-Traum geben, in dem der weise gewordene alte Geheimrat für den zunächst unreifen und verständnislosen Haller als totes, verstaubtes Musealstück erscheint, obwohl dabei Haller das unsterbliche Goethesche Prachtgedicht *Dämmerung senkte sich von oben* plötzlich einleuchtet und er dadurch verunsichert wird. Goethe verhilft in diesem Traum dem Titelhelden durch den Skorpion, der für Haller ein „gefährliches Wapentier der Weiblichkeit und der Sünde“ ist, zur sinnlichen Sphäre, d.h. in eine neue Lebensphase des gescheiterten Geistes-Menschen Haller, in der Pablo-Mozart, Maria und vor allem Hermine als Seelengeleiter fungieren.<sup>6</sup> Nachdem Haller auch diesen Teil des Lebens ausgekostet hat, können diese Figuren aus seinem Leben verschwinden, und im Magischen Theater wird Haller mit Hilfe der Unsterblichen auf die Rolle des Humors hingewiesen, mit dem er das Leben zu ertragen vermag.

Des weiteren sei hier nur noch auf Hesses Alterswerk, *Das Glasperlenspiel* (1943) hingewiesen, das eine späte Antwort auf Goethes *Wilhelm Meister* ist. Bereits der Name des Protagonisten Josef Knecht ist ein bewußtes Gegenstück zu Wilhelm Meister. Knecht verkörpert jenen Idealtypen Hesses vom Diener-Herrscher, der zuerst in der Hauptfigur Leo in der *Morgenlandfahrt* (1932) auftaucht und später im *Glasperlenspiel* thematisiert wird. Der neue Menschentyp ist kein Scheingroßer, kein Abenteurer der Geschichte, nicht der Korporal, der von heute auf morgen Diktator wird, kein durch Geburt und Berufung erwählter starker Mensch als historisches Vorbild, sondern er ersteht aus langlebigen Organisationen, „in welchen der Versuch gemacht wird, vom Geist und der Seele her Menschen zu sammeln, zu erziehen und umzuformen, sie durch Erziehung, nicht durch Eugenik, durch den Geist, nicht durch Blut zu einem Adel zu machen, der zum Dienen wie zum Herrschen befähigt ist.“<sup>7</sup> Aber auch das von der Welt hermetisch abgekapselte pädagogische Reich der Glasperlenspieler, Kastalien, hat Bezüge zu Goethes pädagogischer Provinz.

## Goethes und Hesses Entwicklungslehre im Vergleich

Um Goethes Auffassung von der Entwicklung skizzenhaft darzustellen, sollten einige seiner Reaktionen auf den Entelechie-Gedanken des Aristoteles sowie auf die Polaritätsgesetze in der Natur im Spiegel seiner autobiographischen Schrift *Dichtung und Wahrheit* und der Eckermannschen Aufzeichnungen *Gespräche mit Goethe* aufgezeigt werden.

Die Entelechie bedeutet seit Aristoteles (Von der Seele II 1. 412a) die Form, die sich im Stoff verwirklicht, eine Art Energie, besonders die im

---

<sup>6</sup> vgl. Reso Karalashwili: *Harry Hallers Goethe-Traum*, a.a.O.

<sup>7</sup> GW, Bd. 9, S. 181.



Organismus liegende Kraft, die ihm von innen her zu Selbstentwicklung und -vollendung verhilft. In diesem Sinne bezeichnet Aristoteles die Seele als die erste Entelechie eines organischen, lebensfähigen Körpers. In Goethes Schaffen spielt die Entelechie als Rechtfertigung der Unsterblichkeit eine äußerst wichtige Rolle; sie ist die Triebfeder der Produktivität, die dem Genie eigen ist und die normalerweise hauptsächlich im Jugendalter wirkt. In Ausnahmefällen jedoch, wie etwa bei Napoleon, herrscht die Entelechie auch in späteren Jahren. Es gibt aber auch produktive, geniale Menschen im hohen Alter, bei denen sich die geistig-seelische Jugend trotz Alterns des Leibes wiederholt, und so erleben sie gleichsam eine zweite Pubertät. Die Entelechie ist ewig, die im Falle eines Genies nach dem Ableben des Körpers dem schöpferischen Menschen neue Seinsform zu gewähren hat: „Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. – Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie, bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers, nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.“<sup>8</sup>

An einer anderen Stelle bemerkt Goethe über die unsterbliche Seele und die Polarität zwischen Leib und Seele, nachdem er sich über Fichtes Meinung, wonach Leib und Seele als ein so eng verbundenes Ganzes sich nicht trennen lassen, und über Kants Auffassung, wonach nämlich der menschliche Geist nur bis zu einer Grenze vorzudringen vermag, geäußert hat, folgendes: „So ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele [...] Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“<sup>9</sup>

Diese Aussage Goethes über die Unsterblichkeit wird durch eine frühere untermauert: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen [...] Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit: denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Berlin und Weimar: Aufbau, 1982, S. 583.

<sup>9</sup> Ebenda S. 321.

<sup>10</sup> Ebenda S. 265.

Bei Goethes Entelechie-Auffassung ist äußerst wichtig, daß das Innere, das nach außen drängt und sich zu verwirklichen trachtet, das wahre, den eigenen inneren Bedürfnissen entsprechende und aus ihnen entspringende Wesen verkörpere und alles, was es dabei stört, von sich abschüttle: „Wir werden fort über viele Dinge, und so kommen wir auch wieder auf die Entelechie. ‘Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist’, sagte Goethe ‘ist mir ein Beweis, daß so etwas existiere.’“<sup>11</sup>

Neben der Entelechie-Auffassung Goethes sind für seine Entwicklungslehre die Begriffe Polarität und Steigerung von großem Belang, die u.a. in einem Aufsatz über die Natur, der als Fragment im 32. Stück des *Tiefurter Journals*, der Gesellschaftszeitung des Anna-Amalia-Kreises, 1782/83 herausgegeben wurde, behandelt werden. Die unter dem Titel *Die Natur* bekannte Schrift stammt zwar nicht von Goethe, sondern seinem Schreiber Seidel; Goethe hat sie jedoch mit Korrekturen zum Druck versehen. 1828 reflektiert der alte Goethe darauf, indem er meint, die Schrift stamme wohl nicht von ihm, er wäre aber mit der Auffassung des Naturfragments völlig einverstanden, und in seiner Jugend hätte er auch starke Neigung zu einer solchen Art Pantheismus. Zum Schluß ergänzt er das Fragment gleichsam autorisierend mit der folgenden Bemerkung: „Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von *Polarität* und von *Steigerung*, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich’s der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.“<sup>12</sup> Als bestätigendes Beispiel für diesen Gedanken verweist Goethe auf die Metamorphose der Pflanzen und die Urform des Schädels, den Wirbelknochen.

Die Natur steht hier für das organische Leben schlechthin: und diese Natur beschreibt einen Kreislauf von Entstehung/Anfang/Neugeburt über Reife/Mitte/Mannesalter bis hin zu Vergehen/Ende/Tod. In ihr wirkt das Unbewegt-Bewegende, der Geist. Für die Polarität als der Materie angehörig ist also ein immerwährendes Anziehen und Abstoßen, eine horizontale Bewegungsstruktur charakteristisch, während für die dem Geist inhärente, immerstrebende Steigerung ein Aufsteigen, ein nach oben strebende, vertikale Bewegung kennzeichnend ist. Natur und Geist stehen in ständiger Wechselwirkung, sie können voneinander getrennt nicht existieren. Die

---

<sup>11</sup> Ebenda S. 345.

<sup>12</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe*. München: DTV 1998. Bd. 13, S. 48. (des weiteren Goethe, DTV.)

Natur ist das passive, empfangende, der Geist das aktive, befruchtende Prinzip.

Das Polaritätsgesetz in der Natur – inklusive des menschlichen Lebens –, bzw. das Prinzip der Steigerung, die Goethe auch Entgrenzung nennt, kommt immer öfter im Schaffen des alten Goethe vor. Am Ende des 8. Buches des zweiten Teils von *Dichtung und Wahrheit* rekonstruiert Goethe rückblickend auf seine Leipziger Studienjahre seine damalige „Privat-Religion“, nach der die Schöpfung ein *Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen* sei. „Menschsein bestehe einerseits im Begrenztsein, Selbst-Sein, andererseits in der Möglichkeit und Hoffnung der Entgrenzung, ein Zustand, der einerseits *niederzuziehen und zu drücken scheint*, andererseits aber Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben. Und nun bildet Goethe hier die Wörter: *Verselbsten* und *Entselbstigen*“<sup>13</sup>, bemerkt der Goethe-Forscher und -Editor Erich Trunz. In Goethes Formulierung heißt das: „Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig notwendig gedacht wird [...] Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit teilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern [...] (wir befinden uns in einem Zustand) der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.“<sup>14</sup>

Das Sich-Verselbsten ist Selbstwerdung, Selbstverwirklichung des Individuums in den engen Rahmen des beschränkten, materiellen Daseins, das z.B. dem jungen Werther je nach Gemütslage einerseits als glücklicher Zustand niederen Seins, d.h. als patriarchalische Idee eines Homer oder der Bibel oder als unwissend-naives Glück des Kindes – das als Möglichkeit noch ein Ganzes ist – bzw. als Idee des einfachen, durch Wissen nicht verbildeten Volkes Wahlheims vorkommt; andererseits erscheint das Sich-Verselbsten als Kerker, in dem eingesperrt das nach dem Unendlichen trachtende Genie leidet und sich zu befreien, d.h. sich zu entselbstigen, sich in dem unendlichen Wesen zu verlieren sucht, in jenem Wesen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Goethes Entwicklungsauffassung weist also folgendes Schema auf: Die Entelechie ist ein Beweis der Ewigkeit im Geistigen. In den gestalteten, Natur gewordenen Organismen walten polare Kräfte, die sich anziehen und abstoßen und sich in einem Kreislauf – nach dem Muster der Naturbewegung von Anfang/Aufgehen/Frühling – Mitte/Höhepunkt/ Sommer – Unter-

---

<sup>13</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe*. München: Beck 1981. Bd. 6, S. 542-543.

<sup>14</sup> Goethe, DTV. Bd. 9. S. 353.

gehen/Herbst – Ende/Tiefpunkt/Winter – bewegen. In diesem Kreislauf ist jegliches Lebewesen bestrebt, aufgrund des dem Geist zugeschriebenen Triebes zur Steigerung, Entselbstung oder Entgrenzung in der Entwicklungsstufe immer höher zu steigen. In diesem Sinne erlebt Werther den Tod als ein Hinübersteigen ins Metaphysische, als eine Rückkehr des Gottessohns zum ewigen Vater und ein Transzendieren seiner durch den Kuß vollendeten Liebe zu Lotte.<sup>15</sup>

Die Polarität, in der ebenfalls zwei sich ständig anziehende und abstoßende Kräfte walten, gilt als Triebfeder der Bewegung oder Entwicklung auch in Hesses Konzeption. Das größte und umfassendste Gegensatzpaar bilden Geist und Natur, dem weitere zahlreiche Gegensatzpaare zugeordnet werden, wie z.B. hell – dunkel, Gott – Alma mater, solar – lunar, Mann – Frau, Sein – Werden etc. Die Gegensätze sind Antinomien, d.h. jeder Teil enthält im Keim sein Gegenteil in sich, und so gestaltet sich die Bewegung nach dem dialektischen Schema: These contra Antithese. Dieser Gegensatz wird auf einer höheren Ebene in Synthese aufgehoben, die bereits im Entstehungsmoment die nächste Entzweiung in sich birgt. Die Entwicklung vollzieht sich im Spannungsfeld eines Kreises. Der Kreis folgt dem Schema der Natur: Anfang – Aufstieg – Höhepunkt – Untergang – Ende, das jedoch den Neuanfang gleich mit beinhaltet. Der Kreis ist oft eine nach oben, ins Unendliche strebende Spirale. Hinter, über oder in den Polen selbst herrscht die Einheit, die nicht mehr das Ureine ist, sondern ein nach der in ein Dualsystem gespaltenen, unvollkommenen Sphäre der Gestaltungen wiedererlangtes Ganzes. Der Protagonist ist bei Hesse immer ein Auserwählter, Außenseiter, der meistens, auf Irrwege von Ersatzmitteln – wie Alkohol, Liebe, Kunst – geraten, nach der wahren Einheit strebt. Er wird auf seinem Entwicklungsweg von Seelenführern begleitet. Dieser Entwicklungsweg ist nach Hesses Entwicklungslehre eine dreistufige Menschwerdung, die im Aufsatz *Ein Stückchen Theologie* (1932) thematisiert wird. Der Mensch befindet sich zunächst im paradiesischen, glücklichen Stadium der Unschuld und Geborgenheit des Kindes. Im zweiten Entwicklungsstadium – falls er es überhaupt erreicht – wird er, nunmehr bewußt geworden, in einem Zustand der Schuld mit den Forderungen und Gesetzen der Moral, der Kultur und der Religion konfrontiert, wobei das differenzierte Individuum notgedrungen erkennen muß, daß diese Anforderungen im absoluten Sinne nicht zu erfüllen sind. Deshalb verzweifelt und scheitert er oder entdeckt das „dritte Reich des Geistes“, das jenseits von Moral und Gesetzen liegt und das in Erleuchtungsmomenten u.a. der künstlerischen Inspiration, in den sog. magischen Momenten, in denen die Gegensätze aufgehoben werden, dem Protagonisten zuteil werden kann. Eine vierte, imaginäre Stufe bilden

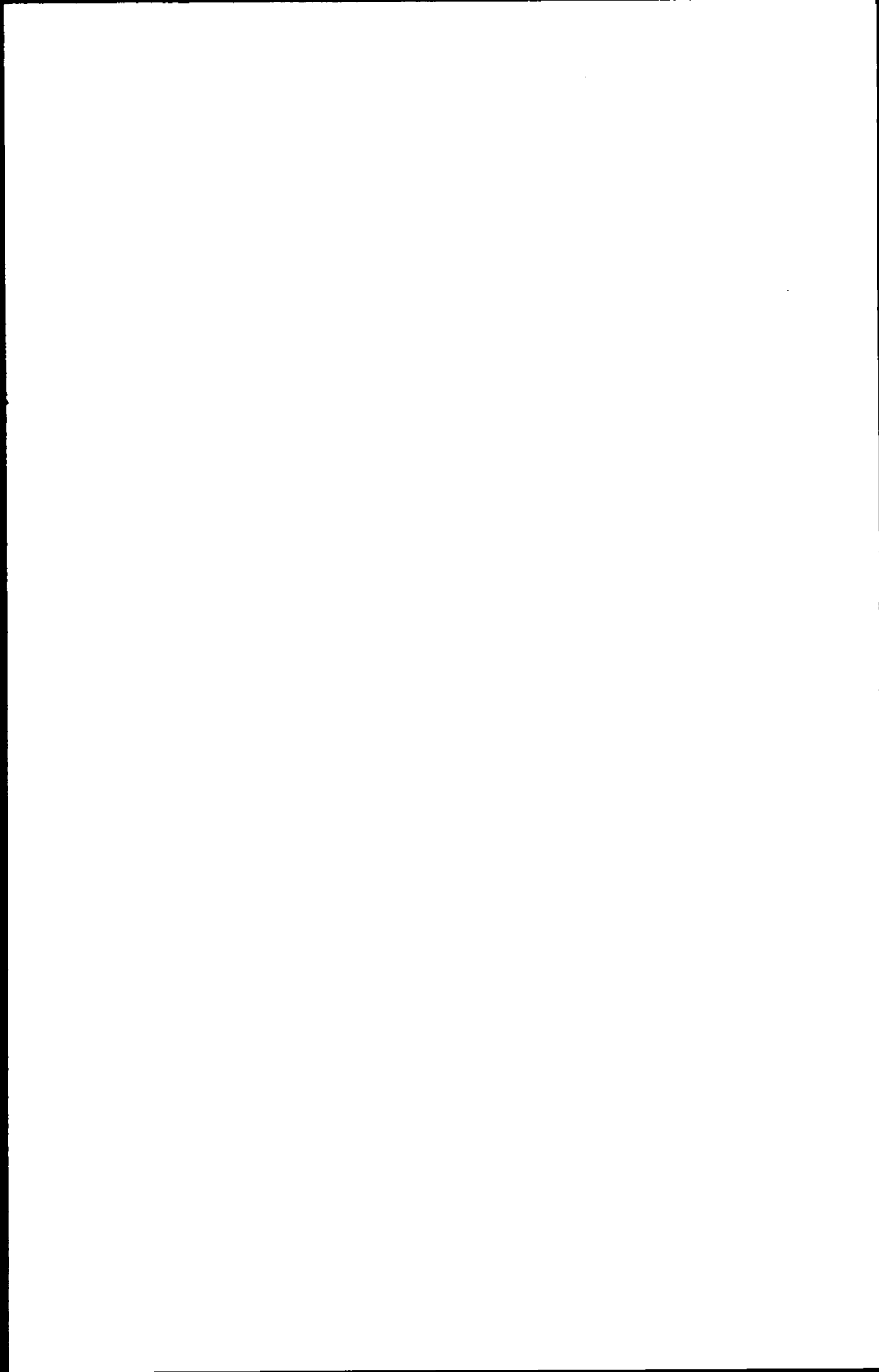
---

<sup>15</sup> Zu dieser Werther-Auffassung vgl. Géza Horváth: Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Dimensionen der Flucht. In: *Neohelicon*. Acta comparationis litterarum universarum. XXV/2. Budapest, Dordrecht, Boston, London: Akadémia/Kluwer Academic Publishers 1998, S. 197-213.

die Unsterblichen. Zu ihnen gehört auch die Goethe-Figur im *Steppenwolf*, die von Hesse im Goethe-Aufsatz *Dank an Goethe* zusammen mit anderen Weisen erwähnt wird: „Goethe der Weise. So klar und so liebenswert mir das Bild des zauberschen Dichters Goethe erscheint, so klar ich auch den Literaten und Lehrer Goethe zu sehen glaube – hinter diesen Gestalten steht, durch sie hindurchscheinend noch eine andere Gestalt. In dieser, für mich höchsten Goethegestalt vereinen sich die Widersprüche, sie deckt sich nicht mit der einseitig apollinischen Klassizität noch auch mit dem die Mütter suchenden, dunklen Faustgeist, sondern besteht eben in dieser Bipolarität, in diesem Überall-und nirgends-Zuhausesein [...] Er ist zeitlos [...] unpersönlich, denn alle Weisheit überwindet die Person [...] Diese Weisheit Goethes [...] atmet gemeinsame Luft mit der Weisheit Indiens, Chinas, Griechenlands, sie ist nicht mehr Wille und nicht mehr Intellekt, sondern Frömmigkeit, Ehrfurcht, Dienenwollen: Tao.”<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> GW. Bd. 12, S. 151-152.



# **SPRACH- UND ÜBERSETZUNGSWISSENSCHAFT**





## Am Rande des Wörterbuchschreibens: Falsche Freunde des Deutschen und Ungarischen<sup>1</sup>

Wenn man sich längere Zeit mit zweisprachiger (deutsch-ungarischer) Lexikographie, konkret mit der Erstellung eines Wörterbuchs beschäftigt, fühlt man sich schon bei minimaler Sensibilität geradezu überwältigt von der Fülle sprachlich-linguistischer Fragen und Probleme, die bereits im Vorfeld zur Wörterbuch-Arbeit thematisiert bzw. systematisch untersucht und bewußtgemacht werden müssen, damit sie lexikographisch adäquat beschrieben werden können. So waren im Zusammenhang mit dem Projekt „Deutsch-ungarisches Handwörterbuch“ im Germanistischen Institut der ELTE Anfang der 90er Jahre u.a. die Beiträge zu lexikographischen Aspekten von Wortbildungsmitteln, der Phraseologie und der Partikeln entstanden (s. dazu Brdar-Szabó 1996, Iker 1996, László 1996, Péteri 1996). Andere Erscheinungen wiederum werden einem erst bei der lexikographischen Bearbeitung des Wortmaterials richtig bewußt, verdienen aber ebenfalls, im Rahmen intra- und/oder interlingualer Analyse behandelt zu werden (s. dazu auch Hessky 1999).

Hinsichtlich ihrer Tragweite weisen diese Fragen und Probleme eine außerordentliche Bandbreite auf: Man findet darunter Beispiele für konkrete sprachpaarbezogene (kontrastive) und sprachübergreifende Phänomene zum einen, linguistisch marginale, aber auch allgemeinlinguistisch-theoretisch relevante Erscheinungen zum anderen. Manche Erscheinungen schließlich sind auch einfach „nur“ interessant, und in erster Linie als sprachliche Symptome für (kultur)historisch-gesellschaftliche Unterschiede der beiden Sprachgemeinschaften zu betrachten.

Eine dieser Erscheinungen stellt die Kategorie der sogenannten „falschen Freunde“ (*faux amis/false friends/álbarátok*) dar. Im vorliegenden Beitrag werden falsche Freunde in deutsch-ungarischer Relation problematisiert, und zwar aus der Perspektive des (auch) linguistisch interessierten Wörterbuchmachers und auf Grund des empirischen Materials. Es handelt sich allerdings um keine umfassende Darstellung, sondern eine erste Problemskizze, die aus lose aneinandergefügten Beobachtungen besteht.

---

<sup>1</sup> Das Projekt „Deutsch-ungarisches Handwörterbuch“, aus dem auch vorliegender Beitrag hervorgegangen ist, wurde von der Fritz-Thyssen-Stiftung (Köln) grosszügig gefördert. Dafür sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

## 1 Das Phänomen

Dieses sprachliche Phänomen, eine quantitativ kleine Teilmenge des Lexikons, wurde in der Sprachwissenschaft bislang als eher marginale Frage behandelt. Etwas mehr Aufmerksamkeit brachte man ihm in der Fremdsprachendidaktik und in der Translationswissenschaft sowie in Arbeiten lexikographischen Charakters entgegen (vgl. die Bibliographie bei Emericzy 1980, Gottlieb 1984, Gorbahn-Orme/Hausmann 1991). Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Unkenntnis der falschen Freunde bzw. der zwischensprachlichen Unterschiede in ihrer Form und/oder Bedeutung gerade in der zwischensprachlichen Kommunikation zu *Fehlübersetzungen* bzw. *Fehlinterpretationen* oder zu sonstigen *Kommunikationsstörungen* führen kann. Gerade aus diesem Grund ist es für Lerner bzw. Sprecher einer jeweils anderen Sprache wichtig, über diese potentielle Fehlerquelle in der Relation ihrer Muttersprache und der betreffenden Fremdsprache Bescheid zu wissen. Die diesbezügliche Lage ist in deutsch-ungarischer Beziehung – abgesehen von einigen geläufigen, prototypischen Beispielen für falsche Freunde – nicht zufriedenstellend.

Beim Recherchieren der internationalen Fachliteratur kann man feststellen, daß man sich mit den falschen Freunden vor allem in deutsch-französischer, englisch-französischer und russisch-deutscher bzw. russisch-französischer Relation und fast ausschließlich in Beiträgen lexikographischer, fremdsprachendidaktischer oder übersetzungstheoretischer Provenienz auseinandergesetzt hat.

In der zweisprachigen Lexikographie sind Wörterbücher der falschen Freunde laut Gorbahn-Orme/Hausmann seit Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt, wobei aber der Begriff „faux amis“ erst 1928 von Koessler/Derocquigny geprägt wurde. Gorbahn-Orme/Hausmann definieren die falschen Freunde als „words in two different languages which are graphically or phonetically very similar but have different meanings and can therefore be easily confused by foreign language learners“ (Gorbahn-Orme/Hausmann 1991, S. 2882).

Eine eingehende Beschreibung der Problematik der falschen Freunde des Übersetzers in deutsch-russischer Relation findet sich bei Gottlieb (1984), unter dem Aspekt der praktischen Lexikographie mit reicher Literatur. Seine Einschätzung der einschlägigen sprachwissenschaftlichen Forschung dürfte im großen und ganzen auch für die gegenwärtige Lage zutreffen: „Da die sprachwissenschaftliche Erforschung der Erscheinung noch im Anfangsstadium steht und der denkpsychologische Aspekt noch m.W. unbeleuchtet ist, kann vorläufig nur auf empirisch gewonnene Erfahrung hingewiesen werden: je weniger unterschiedliche Merkmale Wörter zweier oder mehrerer Sprachen aufweisen, desto irreführender sind sie. [...] Besonders irreführend sind aber die Lehnwörter und sogenannten Internationalismen, die sich in das jeweilige lexikalische System eingebürgert und ei-

ne unterschiedliche semantische Entwicklung in der Empfängersprache und der Quellsprache durchgemacht haben." (Gottlieb 1984, S. 106).

Gottliebs Definition lautet: „Falsche Freunde des Übersetzers sind Wörter und Wortverbindungen zweier oder mehrerer Sprachen, die wegen der Analogie ihres Laut- und/oder Morphembestandes falsche Assoziationen hervorrufen und zu irreführender Aufnahme der fremdsprachlichen Information oder bei der Übersetzung zu mehr oder weniger bedeutenden Entstellung des Inhaltes, Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der stilistischen Färbung, falschen Wortverbindungen sowie Fehlern im Wortgebrauch führen." (Gottlieb 1984, S. 109-110).

In deutsch-ungarischer Relation steht eine systematische (kontrastive) Untersuchung der falschen Freunde noch aus. Zwar hatte es in der 2. Hälfte der 70er Jahre bereits eine vielversprechende Initiative gegeben (Emericzy 1976, 1980), doch die Arbeit wurde danach nicht fortgesetzt. Dies ist umso bedauerlicher, als sich der Autor um eine komplexe Bearbeitung des Phänomens und des deutsch-ungarischen Sprachmaterials bemüht hatte. Seither ist im Hinblick auf diese beiden Sprachen meines Wissens weder die lexikographische, noch die empirische Linie fortgesetzt worden.

Die von Emericzy vorgelegte Definition eignet sich durchaus als Grundlage für die Identifizierung der falschen Freunde: „Unter falschen Freunden verstehen wir diejenigen formal ähnlichen Phonemreihen zweier Sprachen, die etymologisch zusammenhängen und/oder mindestens eine gemeinsame Bedeutung haben, aber auf morphologischer, syntaktischer, stilistischer, phraseologischer Ebene oder in jedweder Kombination der obigen sowie auf dem Gebiet des Wortgebrauchs, des gesellschaftlich sanktionierten Usus Unterschiedlichkeiten aufweisen und dadurch zu nicht normgerechten bzw. nicht intentionsadäquaten Äusserungen führen können." (Emericzy 1980: 52-53.)

Bei den falschen Freunden handelt es sich um eine klassische Ausprägung der interlingualen Interferenz, die sich auf den Kontrastmangel zurückführen lässt – in der Terminologie der Psychologie geht es dabei um eine homogene Hemmung: Ausgehend von der Gleichheit/Ähnlichkeit eines dominierenden/als dominant wahrgenommenen Merkmals setzt der Sprecher volle Gleichheit, gleiche Verwendbarkeit an (man vergleiche dazu u.a. Juhász 1970, aber auch bereits Ranschburg 1937). Dieses dominierende Merkmal ist bei den falschen Freunden die graphische und/oder phonetische Gleichheit/Ähnlichkeit – die jedoch mit inhaltlich-semantischen Unterschieden verschiedenster Art und verschiedener funktional-kommunikativer Relevanz einhergehen kann.

## **2 Deutsch-ungarisches Erfahrungswissen**

Bei näherer Betrachtung des empirischen Materials stellt man fest, daß falsche Freunde in den meisten Wortklassen anzutreffen sind, von Substanti-

ven über Verben und Adjektive bis zu den Partikeln (z.B. *Basar, adjustieren, forcieren, defekt, eklatant, filigran, fix, just*). Herkunftsmäßig trifft für die überwiegende Mehrheit zu, daß sie in beide Sprachen aus einer Drittsprache entlehnt wurden, doch nicht selten haben auch Entlehnungen aus dem Deutschen im Laufe der Zeit im Ungarischen eine eigenständige semantische Entwicklung eingeschlagen: *fix und fertig, Druck, Drucker, Daffke, blöd*.

Eine Typologie der falschen Freunde kann je nach Zielsetzung verschieden ausfallen. Gottlieb betont mit Recht, daß die Klassifikation abhängig ist von der jeweiligen Zielsetzung der Arbeit. Er stellt eine Typologie von Boillot und von Budagov vor (bei Gottlieb 1984, S. 110), um dann seine eigene, lexikographisch motivierte und begründete Typologie zu erörtern (Gottlieb 1984, S. 111).

Das hier behandelte Sprachmaterial ist ein Ausschnitt aus dem Material eines allgemeinen deutsch-ungarischen Handwörterbuchs, dessen Manuskript demnächst abgeschlossen wird. Der phonetisch-graphematische Unterschied soll hier vor allem aus Umfangsgründen völlig ausgeklammert bleiben. Unter dem Aspekt der möglichen semantischen Unterschiede bzw. der möglichen Bündelung der Unterschiede lassen sich die falschen Freunde bereits auf den ersten Blick vor allem (weiter) differenzieren. Mit der folgenden Darstellung wird keine Vollständigkeit angestrebt, wohl aber soll gezeigt werden, welche Vielfalt sich auch in diesem Segment der Sprache zeigt. Die Bedeutungsangaben bei den einzelnen Beispielen sind den Wörterbüchern DUW bzw. BAKOS (s. Literaturverzeichnis) entnommen.

**a/ volle Bedeutungsverschiedenheit – „absolute falsche Freunde“:**

<i>Bonbon</i> zum Lutschen bestimmte Süßigkeit	<i>bonbon</i> apró, csokoládéval bevont édesség
<i>Camion</i> [schweiz.] Lastkraftwagen	<i>kamion</i> nemzetközi áruszállításra használatos nagy méretű, zárt teherautó
<i>Pansch</i> jmd., der Getränke panscht	<i>pancser</i> mindent elrontó, ügyetlen, kétbalkezes ember
<i>Nexus</i> [Fachspr.] Zusammenhang, Verbindung	<i>nexus</i> (társadalmi, rokoni, üzleti stb.) összeköttetés, kapcsolat

## b/ Unterschiede in der Sememstruktur:

### *Basar*

1. Händlerviertel in orientalischen Städten
2. Verkauf[sstätte] von Waren für wohltätige Zwecke

### *Panel*

[Meinungsforschung] repräsentative Personengruppe für [mehrmals durchgeführte] Befragungen u. Beobachtungen

### *signieren*

- 1a** (als Schöpfer, Urheber, Autor von etw.) sein Werk mit der eigenen Signatur versehen
- 1b** [bildungsspr] unterschreiben, unterzeichnen
- 2** [selten] mit einer Signatur versehen

### *Clique*

- a** [abwertend] Personenkreis, der vornehmlich seine eigenen Gruppeninteressen verfolgt
- b** Freundes-, Bekanntenkreis [junger Leute]

### *Manko*

- 1** etw., was einer Sache (noch) fehlt, sie beeinträchtigt
- 2** [Wirtsch.] Fehlbetrag, Fehlmenge

### *sanktionieren*

- 1a** [bildungsspr] [öffentlich, als Au-

### *bazár*

1. öffentl. Markt und Warenverkauf Keleten
2. [ker] olesó árukat, főleg játékokat és apróbb ajándéktárgyakat árusító üzlet
3. [ép] átjáróház, amelynek udvarán üzletek vannak

### *panel*

1. [ép] nagyméretű előregyártott fal- v. födemelem
2. [vill, inf] szerelőlap, készülék alkatrészeinek összeállítására való lemez
3. [szoc] a statisztikai adatfelvételben mintául szolgáló, időközönként megkérdezett vizsgálati csoport
4. véleményt nyilvánító v. együtt dolgozó szakértői csoport

### *szignál*

1. jelez, jelt ad
2. aláír, kézjeggyel ellát
3. [műv] alkotást kézjeggyével magáénak ismer el
4. műsz. minőségi jelzéssel lát el
5. az ügy(irat) elintézésével vkit megbíz

### *klikk*

néhány személyből álló, önző célok egyesítette érdekszövetség

### *mankó*

[ol, ker] áruhiány, súlyhiány pénztári hiány

### *szankcionál*

1. büntető intézkedéseket, szankciót

torität] billigen, gutheissen [u. dadurch legitimieren]

**1b** [Rechtsspr.] einer Sache Gesetzeskraft verleihen, ein Gesetz bestätigen

**2a** [Soziol.] mit Sanktionen belegen

**2b** [bildungsspr.] mit Sanktionen belegen

alkalmaz

**2.** törvényerőre emel

**3.** tekintélyével megerősít, eldönt

### c/ Unterschiede in der funktional-stilistischen Markierung

*Schuhwichse*

[ugs.] Schuhcreme

*suviksz*

[biz, nép] cipőkenőcs

*ez nekem suviksz nem érdekel, füttyülök rá*

### d/ Sonderfälle und Kumulation der Unterschiede

*Pimpf*

**1a** jüngster Angehöriger der Jugendbewegung

**1b** [ns] Mitglied des Jungvolks

**2** [österr. ugs.] kleiner [unerfahrener]

Junge, Knirps

*pimf*

**1.** ügyetlen, kezdő ember

**2.** vacak, értéktelen

*Patschuli*

**a** Duftstoff aus der Patschulipflanze

**b** Patschuliöl

*pacsuli*

**1.** illatszer; a hasonló nevű indiai növény erősen szagos illóolaja

**2.** [biz] átható, édeskés szagú, olcsó illatszer

*schmafu*

[österr. mundartl., bes wiener.] schäbig, schuftig

*smafu*

[biz] füttyülök rá, nem érdekel

*jovial*

(nur in bezug auf Männer) im Umgang mit Niedrigerstehenden betont wohlwollend

*joviális*

derűs, jó kedélyű, nyájas

Die vorgestellten Beispiele selbst sollen hier nicht weiter analysiert werden. Vielmehr sollen einige Probleme genannt werden, die auch an diesem bescheidenen Material abzulesen sind.

Die Gruppe **a/** dürfte relativ eindeutig sein, sobald der volle Bedeutungsunterschied festgestellt werden konnte.

In der Gruppe **b/** gibt es ebenfalls klare Fälle, wie etwa *Panel* und *panel*, oder *signieren* und *szignál*. Andererseits lassen sich hier bereits Probleme erkennen, bei denen man die jeweilige lexikographische Beschreibungspraxis der einsprachigen Lexikographie berücksichtigen bzw. hinterfragen muss. So ist z.B. bei ung. *bazár* in Erwägung zu ziehen, dass die 3. Bedeutung in BAKOS mit der Markierung [ép] steht und laut Informantenbefragung wenig bekannt und gebräuchlich ist. Die Lexeme *sanktionieren* und *szankcionál* werfen wiederum teilweise andere Fragen auf. Die in BAKOS verzeichneten drei Bedeutungen von *szankcionál* sind auch bei *sanktionieren* vorhanden, hinsichtlich der Bewusstheit und der Frequenz gibt es erhebliche Unterschiede (die sich an ihrer Reihenfolge nicht ablesen lassen): im Ungarischen ist die Polysemiestruktur dominiert durch das Semem, das im Deutschen als letztes steht und umgekehrt.

Bei Gruppe **c/** ist zu klären und bei der Beschreibung zu berücksichtigen, ob sich die Unterschiede auf die gesamte Bedeutungsstruktur oder womöglich nur auf einzelne Sememe beziehen.

Gruppe **d/** sollte bei einer detaillierten Analyse sicherlich weiter differenziert werden. Sonderfälle könnten sich bei der Berücksichtigung eines grösseren Materials als wichtige Typen entpuppen (etwa Regularitäten von Wortklassenwechsel und semantischen Unterschieden), wie auch bei der Kumulation von Unterschieden bestimmte Regelmässigkeiten nicht undenkbar sind.

Schliesslich werfen z.B. *schmafu* und *smafu* die Frage auf, ob man hier und in ähnlichen Fällen noch überhaupt von einem (standardsprachlichen) falschen Freund sprechen kann.

### 3 Der lexikographische Aspekt

Die Arbeit am Sprachmaterial für ein zweisprachiges Wörterbuch zwingt dazu, falsche Freunde systematisch zu ermitteln, um die adäquaten Äquivalenzrelationen darstellen zu können. Dieses Material kann gleichzeitig die empirische Basis für diverse Untersuchungen darstellen, die über die Lexikographie (weit) hinausgehen. Der vorliegende Beitrag versteht sich als eine erste Problemskizze, zugleich auch als Anregung für Untersuchungen in diesem Bereich.

Aus dem konkreten Belegmaterial ist ersichtlich, dass es nicht nur um semantische Fragen geht, sondern z.B. auch die syntaktische Einbettung untersucht und berücksichtigt werden sollte: *signieren* und *szignál*, *schmafu* und *smafu*. Vorkommenshäufigkeit der Lexeme, die Frequenz einzelner

Sememe sowie ihre prototypische kontextuelle Einbettung können nur adäquat ermittelt werden, wenn man auf Textkorpora zurückgreift – die Informationen vorliegender ein- aber auch zweisprachiger Wörterbücher allein können nicht als authentische Quellen betrachtet werden. Von einsprachigen Wörterbüchern ist die Berücksichtigung jedweden kontrastiven Aspekts nicht zu erwarten, und in allgemeinen zweisprachigen Wörterbüchern steht die Herstellung einer interlingualen Äquivalenzrelation im Mittelpunkt, nicht die Herausarbeitung eventueller semantischer Unterschiede der Lemmazeichen. So lässt sich auf der Basis von Wörterbuch-Informationen z.B. nicht leicht entscheiden, ob es sich bei *joyial* und *joyiális* auf Grund der Verwendungsbeschränkung in DUW (nur in bezug auf Männer) tatsächlich um einen falschen Freund handelt, oder nur darum, dass diese Information aus BAKOS fehlt (wie man vom eigenen Sprachgefühl her geneigt ist, dies zu behaupten). Auch in Bezug auf *dekorativ* und *dekoratív* kommen in einem bestimmte Zweifel auf: Kann man im Deutschen von einer *dekorativen Frau* sprechen, wie es im Ungarischen *dekoratív nő* gibt (dies sogar die prototypische Kombination ist)? Hinzu kommt die Tatsache, dass falsche Freunde auch von dem Sprachwandel betroffen sind: Dem deutschen Verb *apportieren* sind heute im Ungarischen *apportíroz* und *apportál* gegenüberzustellen. In BAKOS (1994 sic!) findet sich nur *apportíroz* als Äquivalent zu *apportieren*. Andererseits ist im gegenwärtigen ungarischen Sprachgebrauch *apportál* ('sich mit einer Sachanlage an einem Unternehmen beteiligen') – als Verb zum Substantiv *apport* im Sinne von 'Sachanlage' (für das deutsche *rApport* steht in DUW eine Bedeutung in der Jägersprache und eine in der Parapsychologie). Das Verb *apportál* ist wesentlich verbreiteter und häufiger als *apportíroz*, so dass der ungarische Sprecher mit Recht – jedoch fälschlicherweise – davon ausgehen könnte, im Deutschen liesse sich ein Verb *apportieren* in der gleichen Bedeutung und Funktion wie im Ungarischen verwenden. Wie verhält es sich mit der faux-amis-Beziehung in diesem Fall?

Die lexikographischen Daten als alleinige Quelle bieten also insgesamt keine entsprechende Grundlage für eine angemessene Darstellung, zumal auch dieses Segment der Sprache keine statische Grösse darstellt. Darüber hinaus unterscheiden sich Bedeutungsbeschreibungen in den verschiedenen einsprachigen Wörterbüchern und auch in den einzelnen Sprachen in Abhängigkeit von den lexikographischen Konventionen. Die lexikographische Beschreibung der falschen Freunde macht also einen spezifischen Ansatz aus einer spezifischen Perspektive erforderlich. Dazu sollte man eine entsprechende Menge von Textbelegen analysieren, um die lexikographischen Daten entsprechend zu korrigieren oder zu präzisieren und die Veränderungen im Sprachgebrauch zu registrieren.



## Schlußbemerkungen

Falsche Freunde sind für den (nichtmuttersprachlichen) Sprecher nur so lange *falsche* Freunde, bis ihre Unterschiede einem nicht bewußt geworden sind. So ist es nur berechtigt, die Frage zu erörtern, wie dies zu erreichen ist.

Die „einfache“ Kodifizierung im „einfachen“ zweisprachigen Wörterbuch dürfte nicht die ideale Lösung sein – die „Falschheit“ der falschen Freunde liegt ja gerade darin, daß man glaubt, sie zu kennen und mit ihnen richtig umgehen zu können – also schlägt man sie auch nicht nach. Denkbar wäre natürlich die Einrichtung besonderer, von den übrigen typographisch abgehobener Wortartikel, die den Benutzer auf die falschen Freunde aufmerksam machen. Doch auch in diesem Fall bleibt offen, ob der Benutzer überhaupt nachschlägt.

Eine Alternative ist das Spezialwörterbuch der falschen Freunde, wie es für einige Sprachpaare bereits vorliegt (vgl. (Gorbahn-Orme/Hausmann 1991). Ein solches hat sicherlich den Vorteil, daß es allein durch seine Existenz auch die Existenz falscher Freunde eher bewußt macht. Andererseits läßt sich hier eine auf die Besonderheiten dieser Lexeme zugeschnittene Makro- und Mikrostruktur erstellen, die mit der Konzeption eines allgemeinen zweisprachigen Wörterbuchs weniger „verträglich“ wäre.

Um ein solches Wörterbuch erstellen zu können, fehlen derzeit allerdings wesentliche fachliche Voraussetzungen. Die wichtigsten sind:

- die Inventarisierung der faux-amis-Kandidaten
- die Erstellung einer Typologie der Unterschiede
- die Erarbeitung einer angemessenen Mikrostruktur, in welcher die verschiedensten Unterschiede entsprechend zu beschreiben sind und die Verwendung der Lemmazeichen illustriert werden kann.

Schließlich ist auch der Fremdsprachenunterricht (Deutsch in Ungarn bzw. Ungarisch in Deutschland) gefordert, das Phänomen gezielt und akzentuiert bewusst zu machen. Dazu müsste den Praktikern allerdings Material – womöglich auch nur ein Wörterbuch der falschen Freunde – in die Hand gegeben werden, damit sie nicht allein auf eigene Erfahrungen und Kenntnisse allein angewiesen sind.

## Literatur

BRDAR-SZABÓ, Rita: Aspekte der Wortbildung in der zweisprachigen Lexikographie – unter besonderer Berücksichtigung eines neuen deutsch-ungarischen Handwörterbuchs. In: HESSKY, Regina (Hrsg.): *Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt*. Tübingen 1996 (Lexicographica SM 71), S. 75-98

- EMERICZY, Tibor: *Faux amis magyar-német viszonylatban*. Dissertation (maschinengeschrieben), Loránd-Eötvös-Universität, Budapest 1976
- EMERICZY, Tibor: Faux amis in ungarisch-deutscher Relation. In: JUHÁSZ, János (Hrsg.): *Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch*. Budapest: Akadémiai 1980, S. 49-64
- GORBAHN-ORME, Adeline; HAUSMANN, Franz Josef: The Dictionary of False Friends. In: *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie* [...]. Hrsg. v. Franz Josef HAUSMANN, Oskar REICHMANN, Herbert Ernst WIEGAND, Ladislav ZGUSTA. Dritter Teilbd. Berlin – New York: de Gruyter 1991 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 5.3)
- GOTTLIEB, Karl Heinrich: Grundprinzipien eines Wörterbuchs der „Falschen Freunde des Übersetzers“. Ein Beitrag zur praktischen Lexikographie. In: WIEGAND, H. E. (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie V*. Hildesheim – Zürich – New York: Olms 1984, S. 103-134
- HESSKY, Regina: *Randbemerkungen zum Wörterbuchschieben: movierte Formen im Deutschen und im Ungarischen*. (Im Druck)
- IKER, Bertalan: Zur Darstellung der Phraseologismen im zweisprachigen Wörterbuch. In: HESSKY, Regina (Hrsg.): *Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt*. Tübingen 1996 (Lexicographica SM 71), S. 49-58
- JUHÁSZ, János: *Probleme der Interferenz*. Budapest: Akadémiai, 1970
- LÁSZLÓ, Sarolta: Probleme der Mikrostruktur. Überlegungen zu einem neuen deutsch-ungarischen Handwörterbuch. In: HESSKY, Regina (Hrsg.): *Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt*. Tübingen 1996. (Lexicographica SM 71), S. 21-48
- PÉTERI, Attila: Partikeln im deutsch-ungarischen Wörterbuch. In: HESSKY, Regina (Hrsg.): *Das deutsch-ungarische Wörterbuchprojekt*. Tübingen 1996 (Lexicographica SM 71), S. 59-74
- RANSCHBURG, Pál: A magasabb szellemi működések helyes vagy téves voltát megszabó törvényekről. In: *Magyar Pszichológiai Szemle* 10, 1937, S. 3-186

## Wörterbücher

- BAKOS = Bakos, Ferenc: *Idegen szavak és kifejezések kéziszótára*. Budapest: Akadémiai 1994
- DUW = *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 2., völlig bearb. und stark erw. Aufl. Hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von G. DROSDOWSKI. Mannheim, Wien, Zürich 1989

## Wortbildungspotenzen im Vergleich

### Zur kontrastiven Analyse ungarisch-deutscher Nominalkomposita

0. Seit der generativen Theorie Chomskyanischer Art wird die Kreativität der Sprache dem Bereich der Syntax zugeschrieben. Vielfach ergänzt wurde dann diese Auffassung u.a. auch von Salminen (1993), der die „wahre Kreativität“ der Sprache ins Lexikon verlagert. Auch innerhalb des Lexikons gibt es mehrere Möglichkeiten des kreativen Umgangs mit der Sprache. So wird der Metapher eine zentrale Rolle hinsichtlich der sprachlichen Kreativität zugewiesen. Bekannterweise ist aber auch die Wortbildung mit ihren neuesten Entwicklungen immer mehr in den Mittelpunkt des sprachlich Kreativen gelangt. Hier beschränkt sich das kreative Moment nicht nur auf den Bildungsprozess neuer Wortstrukturen und Ad hoc-Bildungen, sondern die Kreativität wird erweitert auf die sprachliche Handlung des Sprachträgers, der den Entschlüsselungsprozess, die Analyse bestehender komplexer Wortstrukturen auf teils individuell kreative Weise selbst vornehmen muss, um mit dem neuen Lexem operieren zu können.

Als Untersuchungsbereich dieses Beitrags werden Nominalkomposita aus der ungarischen und deutschen Sprache hinsichtlich ihrer morphologischen und semantischen Interpretierbarkeit unter die Lupe genommen. Es wird postuliert, dass im Bereich der Neubildungen (besonders aus der Presse) in beiden Sprachen, trotz einer fehlenden genealogischen Verwandtschaft und unterschiedlicher morphologischer Ausstattung des Wortbildungsinventars konvergierende Tendenzen im Bereich der Nominalkomposition zu beobachten sind.

Nach einer lebhaften Phase des interlingualen kontrastiven Wortbildungsvergleichs der 80er und Anfang der 90er Jahre (Ohnheiser 1986, Ruzsiczky 1980, Kiefer 1992) scheint dieses Thema in letzter Zeit an Intensität zu verlieren und weniger im Vordergrund des Forschungsinteresses zu stehen, obwohl es – meines Erachtens – bedingt durch die neueren Entwicklungen im Wortbestand der zwei Sprachen mehr Aufmerksamkeit verdient. Mit Genugtuung kann dennoch verzeichnet werden, dass neuerdings kontrastiv angelegte Forschungsvorhaben (überwiegend mit anderen Schwerpunkten als die Wortbildung) in Ungarn sowohl im Bereich der Hungarologie (vgl. Szűcs 1998), als auch in der germanistischen Linguistik (vgl. Canisius 1997, 1998; Komlósi-Knipp/Brdar-Szabó 1999) in verschiedenen Publikationen ihre Resultate hervorgebracht haben.

1. Die deutsche Sprache der Gegenwart ist gekennzeichnet durch den Reichtum und die Vielfalt der Verfahren, mit deren Hilfe der Wortbestand durch neue Lexeme bereichert werden kann. Eine ähnliche Tendenz beim

Ausbau des Wortbestandes, wenn auch nicht im gleichen Ausmaß der Nutzung der Wortbildungsmöglichkeiten wie im Deutschen, kann in den letzten zehn Jahren auch im Sprachgebrauch der ungarischen Sprache festgestellt werden. Die deutsche Sprache zeichnet sich durch ein hohes Bildungspotential der Wortklasse Substantiv in Verbindung mit allen wichtigen Wortbildungsmodellen aus. Dieses äußerst hohe und weitgehend auch genutzte morphologische Potential führt nicht selten zu Interpretationsschwierigkeiten und, besonders im Sprachvergleich, zu Verständnisschwierigkeiten.

Zum einen geht es um eine klar analysierbare, meistens durchsichtige Struktur des Kompositums, das aber auf der anderen Seite sehr oft verbunden ist mit semantischer Vagheit und Mehrdeutigkeit für einen Nicht-Muttersprachler. Bei einem kontrastiven Gegenüberstellen der Nominalkomposita beider Sprachen müssen zunächst die allgemeinen morphologischen Charakteristika, die Typologie des Kompositionsverfahrens in beiden Sprachen in Rechnung gezogen werden. Hinsichtlich der Grundkategorien des Bildungsverfahrens Zusammensetzung gehe ich im Deutschen sowohl von korpusbezogenen Analysen (vgl. Ortner/Müller-Bollhagen 1991) als auch von Standardwerken zur deutschen Wortbildung wie (Fleischer/Barz 1995, Erben 1983, Olsen 1986, Wellmann 1997) aus. In Bezug auf die ungarische Sprache liegen auch neuere Standardwerke, wie z.B. (É.Kiss/Kiefer/Siptár 1998) als theoretische Grundlage vor.

Als Belege werden gesammelte Beispiele aus der deutschen Presse (*Die Zeit, Spiegel, Fokus* aus den Jahren 1997, 1998, 1999) sowie aus der Sammlung von Neubildungen aus dem Jahre 1996, 1997 von Gábor Kiss (*Új szavak és jelentések I. und II.*, Institut für Sprachwissenschaft, Abteilung Lexikographie und Lexikologie) herangezogen.

2. Aus morphologischer Sicht kann von den deutschen Nominalkomposita – bis auf einzelne klar absteckbare und definierbare Restriktionen – ein ziemlich einheitliches, abgrenzbares Bild vermittelt werden, das als solide Grundlage zu einer semantischen Interpretation dieser Bildungen dienen kann. So weisen die substantivischen Komposita des Deutschen prinzipiell eine stabile Struktur auf, mit Ausnahmen der Möglichkeiten der Dekomposition (*Ein- und Beschränkung*), durch die diese stabile Struktur teilweise aufgelockert wird. Grundsätzlich werden diese Komposita im Deutschen zusammengeschrieben und lassen im allgemeinen – bis auf einige relikthafte Ausnahmen, wie *Tiefstpreis* – keine wortinterne Flexion zu. Prinzipiell kann das deutsche Substantiv eine Kombination mit jedwelcher anderer Wortart als Erstglied eingehen, auch innerhalb der Grenzen der motivierten Bildungen. Typisch für die deutschen substantivischen Zusammensetzungen ist in bestimmten, typologisierbaren Fällen auch das Auftreten einer Kompositionsfuge.

Substantivische Komposita der ungarischen Sprache zeigen gleichfalls eine Stabilität auf, was bedeutet, dass die Konstituenten der Zusammensetzung einzeln nicht modifizierbar sind und keines der Konstituenten

ein „referentieller Ausdruck“ (Kiefer 1998, S. 268) sein darf. Insbesondere im Sprachgebrauch der letzten Jahre erscheinen in der ungarischen Sprache massenweise Neubildungen, deren morphologische Durchsichtigkeit dem Sprachbenutzer das Verstehen dieser Bildungen erleichtert, gleichzeitig aber den Eindruck erweckt, dass es sich hier nicht um ein gewohntes Bildungsmuster des Ungarischen handelt.

Die Nominalkomposita zeigen auch im Ungarischen eine fast uneingeschränkte Produktivität auf, mit einer binären Struktur und einem, entsprechend den deutschen Bildungen rechts stehenden Kopf (head). Am häufigsten belegt sind im Ungarischen die Bildungsmodelle N + N sowie Adj + N, die anderen geschlossenen Wortklassen treten als Erstglied nicht oder selten bzw. nur in bereits lexikalisierten Bildungen auf.

Eine auffallende Eigenschaft der substantivischen Komposita ist im Ungarischen, verglichen mit dem Deutschen, dass sie Konkatenationen sind, also ohne jedwelches Fugenzeichen miteinander kombiniert werden. Auch sind die ungarischen Komposita überwiegend endozentrisch mit einigen exozentrischen Beispielen (*miatyánk*, *adjonisten*), wohingegen die deutschen Konstruktionen dieser Art sowohl endo-als auch exozentrisch sein können.

Zusammengefasst die Wortklassenbeteiligung bei der produktiven Kompositabildung in beiden Sprachen (vgl. dazu fürs Ungarische Kiefer 1998, S. 270):

Ungarisch

Deutsch

nach der Wortart:

N + N  
ADJ + N

N + N  
ADJ + N  
V + N  
PRÄP + N  
sonstige + N

ohne Fuge

Schreibweise: zusammen, getrennt

(auch) mit Fuge

zusammen

Aus der o. g. Sammlung neuer Wörter und neuer Bedeutungen im Ungarischen (vgl. Kiss 1996, 1997) stammen folgende herausgegriffene Belege wie

*adófelajánlás, adatcsomag, alkuszcég, babatestőr, botrányidény, buszrob-  
bantás, egérvattintás, drogkarrier, drogbaleset, drogbusz, egészségpolitikus,  
euroválasztás, génhisztéria, határdugó, hívásvárakoztatás, információva-  
dász, lopásgátló, piacgarázdaság, termálturizmus, sztrádarendőrség, táplál-  
kozástudós, utcamissziós szolgálat, trekking bicikli, virusszűnet*

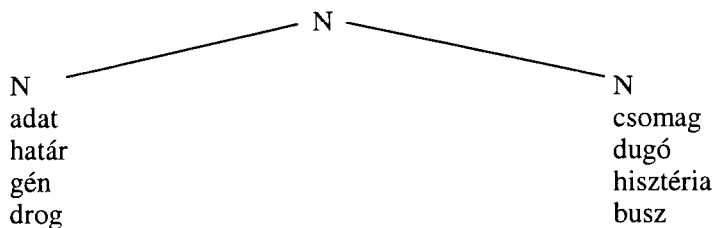
und dergleichen mehr, die teilweise noch einen ausgeprägten Adhoc-Charakter aufweisen, aber aufgrund ihrer pragmatisch orientierten morpho-syntaktischen Transparenz auch trotz ihres Neuheitscharakters für Sprecher des Ungarischen semantisch leicht nachvollziehbar sind. Hinsichtlich ihrer morphologischen Struktur kann festgestellt werden, daß sie einer Systematizität der sprachlichen Strukturiertheit unterliegen, was u.a. auch der reihenbildende Charakter einzelner Stämme beweist, wie in *adó-*, *drog-*, *információ-*, *jövedelem-* usw. Sie sind als Komposita synthetische Formen, die aufgrund ihrer Frequenz in bestimmten Textsorten aus dem Status des Adhoc-Charakters unschwer den Weg einer Usualisierung einschlagen können.

Der syntaktisch – strukturelle Aufbau der Nominalkomposita ist gekennzeichnet durch die binäre Struktur dieser Bildungen. Betrachten wir einige von den aufgezählten ungarischen Belegen etwas näher, so erhalten wir folgende Struktur – Typologie:

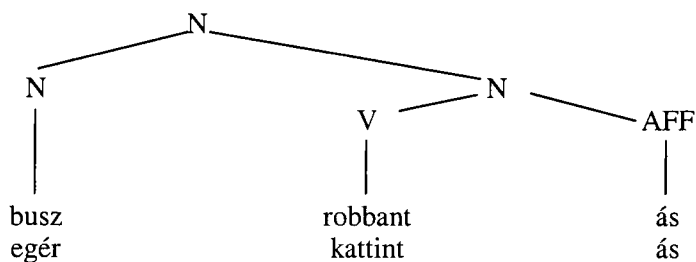
Die verwendeten Abkürzungen sind:

N	Nomen
Aff	Affix
ADJ	Adjektiv
ADV	Adverbium
V	Verb

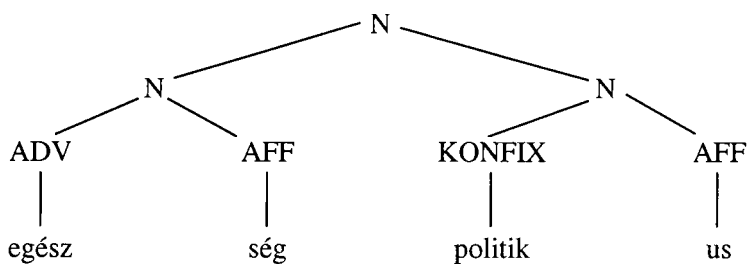
a, *adatcsomag* (Datenpaket), *határdugó* (Grenzstau) *génhisztéria* (Genhi-sterie), *drogbusz* (Drogbus)



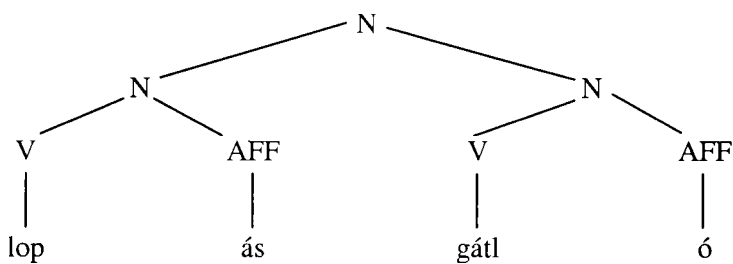
**b, buszrobbantás** (Busanschlag), *egérkattintás* (Mausklicken, mit einem deverbativen Nomen als Zweitglied)



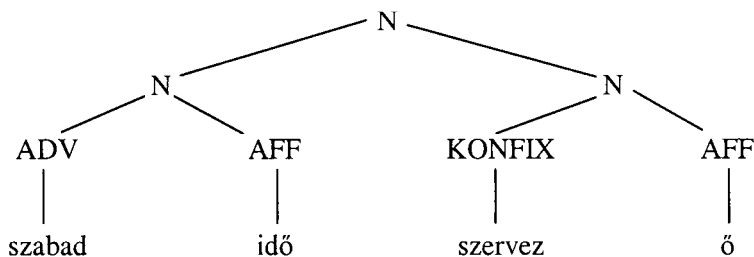
**c, egészségpolitikus** (Gesundheitspolitiker)



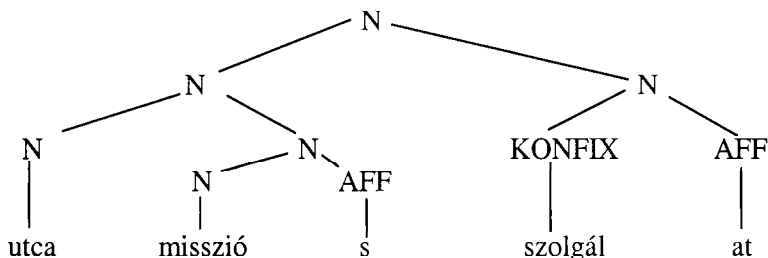
**d, lopásgátló** („Diebstahlhemmer“)



e, *szabadidőszervező* (Freizeitgestalter)



f, *utcamissziós szolgálat* (Strassenmissionsdienst), *otthonülős szolgálat* (Dienst zu Hause), *otthonápolási szolgálat* (Pflegedienst zu Hause)



Die N+N Komposita des Typs a – e werden ohne Bildungsrestriktionen gebildet, getrennt geschrieben, und werden sowohl semantisch als auch syntaktisch als Kompositum betrachtet. Typ f scheint eine Ausnahme zu bilden, doch wird die orthographische Form, das Getrennschreiben, nicht als ausreichendes Kriterium zur Bestimmung der Komposition in Rechnung gezogen. Morphologisch geht es bei diesem Typ (f) um ein Polylexem, dessen Erst- und Zweitglied komplex ist. Das Erstglied hat seinen adjektivi-schen Charakter bewahrt, was auch durch das Adjektivsuffix – s indiziert wird.

Pete (1995, S. 272) gibt eine reichhaltige Aufzählung der morphologisch möglichen Kompositionstypen im Ungarischen. Der genannte Typ f, könnte als sogenanntes deriviertes Kompositum, ungarisch képzős összetétel : X képző Y betrachtet werden. Die Konstituentenstruktur dieser Neubildung widerspiegelt eine kompositionell aufgebaute Gesamtbedeutung, doch die morphologische Motivationsstruktur allein reicht nicht aus, die für das Verstehen des neuen Konzepts notwendigen semantischen Konstituenten anzugeben. Rickheit expliziert dies:



Durch einen Wortbildungsprozess entsteht ein Zusammenhang zwischen zwei Wortkonzepten, nämlich zwischen der Bedeutungsrepräsentation des Ausgangswort und der Bedeutungsrepräsentation des betreffenden komplexeren Wortes. (Rickheit 1993, S. 182).

3. Kiefer (1998, 272) greift drei semantische Charakteristika der N+N Kompositionstypen auf, die eine mögliche Grobkategorisierung der durchsichtigen Nominalkomposita ergeben. Ausgenommen sind hier jene N+N Komposita, deren Zweitglied ein deverbatives Nomen ist und die zum Typ Rektionskomposita gehören. Im folgenden versuche ich zu den einzelnen ungarischen semantischen Gruppen und Belegen auch deutsche zur Seite zu stellen:

a, Typ N1+N2, wenn N1 ein Stoffname, N2 einen Gegenstand bedeutet:

*ezüstóra (Silberuhr)*  
*bádogfedél (Blechdach)*

*Glaskugel, Holzterrasse*

b, Typ N1+N2, wenn N1 ein Konkretum ist, N2 die Bedeutung eines Behälters, oder eines Raumes zur Aufbewahrung hat. Das Gesamtkompositum bedeutet eine Art Behälter:

*nyúlketrec (Kaninchenkäfig)*  
*majomház (Affenhaus)*

*Pferdestall, Weinkeller,*  
*Gemüsekommode*

c, N1+N2, wenn N1 ein Konkretum, N2 eine Menge (Sammelbegriff) darstellt, erhält das Gesamtkompositum die Bedeutung, dass N2 eine Menge von N1 ist (Paronymierelation des Typs

*gyereksereg (Kinderschar)*  
*juhnyáj (Schafherde)*

*Villenviertel*  
*Männerchor*

Zur Erfassung der Wortbildungssemantik der Nominalkomposita im Deutschen sind aus der äußerst reichen Fachliteratur (vgl. u.a. Kanngießner 1985, Olsen 1986, Ortner/Müller-Bollhagen 1991, Oksaar 1993, Wellmann 1995, Fleischer/Barz 1995) zahlreiche Verfahren, sogenannte semantische Muster bekannt, die aus unterschiedlichen theoretischen Ausgangspositionen die Beziehung der Konstituenten zueinander beschreiben (vgl. z.B. Duden 1995, S. 476): *Schiffsreise* (instrumental), *Geschäftsreise* (kausal); *Julihitze* (temporal); bzw. es gibt auch die Möglichkeit, die substantivische Zusammensetzung mit Hilfe einer ergänzten Verbprädikation zu interpretieren (vgl. Duden 1997, S. 472): *Verlustgeschäft* (sein-Prädikation: ein Geschäft, das ein Verlust ist); *Anwaltsbüro* (haben-Prädikation), *Honigbiene* (tun-Prädikation). Diese Interpretationsmöglichkeit zeigt eine grosse Nähe zu

der Fillmoreschen Kasusgrammatik, wo bei der Analyse von den Tiefenstrukturkasus ausgegangen wird.

Ortner/Müller-Bollhagen geben in ihrer ausführlichen Darstellung 34 Typen der Interpretationsmöglichkeiten der Substantivkomposita an (vgl. 1991, S. 126 ff.), so unter anderem Typen wie ornativ-qualitativ: *Wertgegenstand*; possessiv: *Gelddynastie*; referentiell: *Besetzzeichen*, *Zivilsache* und viele andere Beispiele.

Olsen (1986, S. 58) räumt ein, dass die Relation der Konstituenten in den nicht lexikalisierten substantivischen Komposita prinzipiell offen interpretiert werden kann, wie im vielzitierten Beleg *Fischfrau*.

Grundsätzlich gilt auch im Ungarischen, dass die semantische Interpretation dieser nicht zum Typ Rektionskomposita gehörenden Komposita ziemlich frei ist. So kann bei vielen ungarischen Belegen eine mehrfache semantische Interpretation erfolgen:

- |                              |   |
|------------------------------|---|
| <i>drogbusz</i> (Drogbus)    | <ul style="list-style-type: none"><li>• ein Bus, in dem Drogen gefahren werden</li><li>• ein Bus, in dem Drogenabhängige fahren</li><li>• ein Bus, der im Lande unterwegs ist, in dem Drogenabhängige beraten werden.</li></ul>             |
| <i>diszkobusz</i> (Diskobus) | <ul style="list-style-type: none"><li>• ein Bus, in dem Discomusik gespielt wird</li><li>• ein Bus, der Jugendliche in die Disco fährt</li><li>• ein Bus, der Jugendliche aus der Disco heimbringt, um Discounfälle zu vermeiden.</li></ul> |

Die hier im Mittelpunkt stehenden Bildungen weisen hinsichtlich ihrer semantischen Interpretationsmuster in beiden Sprachen große Ähnlichkeit auf. Zahlreiche Neubildungen aus der ungarischen Tagespresse zeigen eine hohe semantische Transparenz: *eldobó építészet* (*Wegwerfarchitektur*: eine Bauweise, die nicht für den momentanen Gebrauch eingesetzt wird und nach dem Abnutzen weggeworfen wird), *garázsvágóhid* (*Garagenschlachtbank*: eine Garage, in der Geflügel zum Verkauf geschlachtet wird) *hírbomba* (*Nachrichtenbombe*), *hullakereskedelem* (*Leichenhandel*: vor einigen Jahren in einer ungarischen Großstadt eine Zeitungsnachricht), *mélyszegénység* (eine tiefe Armut = eine sehr große Armut), *pincediszkont* (*Discontverkauf im Keller* = Kellerdiscont), *szívcentrum* (*Herzzentrum* = Krankenhaus-Zentrum für Herzkranken).

Nicht zu übersehen ist die Tendenz in der ungarischen Sprache der Gegenwart, dass zahlreiche Lehnübersetzungen aus dem Deutschen und Englischen in vielen Textsorten im Ungarischen erscheinen, um nur einige besonders frequente Neubildungen hervorzuheben:

*csontvelődonorbank* – *Knochenmarkspenderbank*, *sétálózóna* – *Fussgängerzone*, *katonai szolgálatmegtagadó*, *Satelliteschüssel* – *tányérantenna*, *Ernährungswissenschaftler* – *táplákozástudós*, *Körperschmuck* – *testékszer*,

*heritage management – örökségvédelem, newsgroup – hírcsoport, homepage – honlap, Bausparkasse – lakástakarékpénztár, Parkautomat – parkolóautomata etc.*

Die Deutung von neugebildeten Komposita wird massgebend von der Relation der sie konstituierenden Glieder bestimmt. Oksaar weist jedoch darauf hin, dass für den Verstehensprozess bei den Komposita allein die Kenntnis der Bedeutung der Konstituenten nicht ausreichend ist, sondern wichtig ist auch die „Vertrautheit mit den auf die Wirklichkeit bezogenen Bedingungen, die die Verwendung der Wörter regeln“ (Oksaar, 1993, 205). Das Problem der Kompositionsbedeutung ist dann noch komplexer, wenn man in Betracht zieht, dass selbst die Frage der Relation, das Verbinden von zwei grundverschiedenen begrifflichen Inhalten zu einer begrifflichen Einheit so manche Schwierigkeiten ontologischer und sprachlich – kognitiver Art in sich birgt. Aus philosophischer Sicht deutet dieses Problem Rickheit folgenderweise:

[...] Dass Wortbedeutungen nicht so stabil sind, wie es z.B. aus der Perspektive der semantischen Repräsentation von Sätzen oder auch unter dem Aspekt von Lexikondeinitionen wünschenswert wäre, ist in der kognitiven Literatur geläufig [...] Die Vermutung liegt nahe, dass die Schwierigkeit, die Objekte der Welt in zufriedenstellender Weise in ihren wesentlichen Beziehungen zueinander zu erfassen, hat systematische Ursachen [...] (Rickheit 1993, S. 194).

Wenn auch auf der Ebene der Wortbildungssemantik allgemein behauptet werden kann, dass das Wortbildungsmodell Komposition in der deutschen, auch in der ungarischen Sprache beinahe uneingeschränkt produktiv ist, gibt es selbstverständlich festgelegte Bildungsrestriktionen. Diese sind nicht nur durch die morphologischen und morphologischen Regeln determiniert, sondern und insbesondere durch die semantischen Regeln, was u.a. auch durch die Regel der Reihenfolge der UK zum Ausdruck kommt. In der Mehrheit der Fälle kann nicht eine beliebige Reihenfolge der UK in den Komposita so aufgestellt werden, dass das Kompositum sinnvoll bleibt, wie in: *Bohnenkaffee* und *Kaffeebohne*, nicht aber in *Julihitze* und *\*Hitzejuli*, oder Beispiele im Ungarischen *asztallap* und *lapasztal*, nicht aber *\*buszdrog* und *drogbusz*, oder *ítélőtábla* und *\*táblaítélő*. In der Relationsbeziehung eines Kompositums stellt das mit der Bedeutung des Kompositums verbundene Konzept das Wissen des Sprachträgers über den entsprechenden Ausschnitt der Welt, seines Umfeldes dar (vgl. Jackendoff 1983). Dem Wissen über den Ausschnitt der Welt liegen grundsätzlich das enzyklopädische Wissen und das durch die entsprechende Kultur- und Sprachgemeinschaft bestimmte stereotype Wissen des Sprachträgers zugrunde (vgl. dazu den Ansatz des Commonsense Knowledge, Hayes 1985).

In den Neubildungen des modernen Sprachgebrauchs beider Sprachen kann wohl mit Recht festgestellt werden, dass ganz ungewöhnliche,

voneinander weit entfernte Teile des konzeptuellen Feldes miteinander verbunden werden, die in keine der bekannten semantischen Deutungsmuster passen. Es könnte auch formuliert werden, dass in der Kompositionsbedeutung eine virtuelle Wirklichkeit abgebildet wird, wie in den Beispielen

*Konsumtempel, Maulwurfperspektive, Klimakiller, Sprachenteppich, Zukunftsgegenwart, Wickelalter* oder im Ungarischen *adatbányászat, hálórágó, kertkapcsolat, krízisszálló, kultur-mocsok, pénzguru, problématerkép, szívességközvetítő, veseturizmus* und dergleichen mehrere.

Sehr treffend erfasste Hörmann die Problematik des Verstehens komplexer Wortsrukturen aus psychologischem Aspekt, indem er erkennt, dass

es sich beim Verstehen nicht bloss um ein analysierendes oder interpretierendes Bearbeiten des Input handelt, sondern um ein Konstruieren auf der Basis des Input. [...] – wodurch diese konstruierten Beschreibungen mehr Informationen erhalten als im linguistischen Input allein vorhanden gewesen waren [...] (Hörmann 1976, S. 465).

Das zeigt auch das Beispiel *Konsumtempel*, wo über die konkreten Bedeutungen der Inputwörter hinaus auch eine negativ wertende Stellungnahme über die Lebensweise der modernen Konsumgesellschaft mit enthalten ist. Die Nominationsphase widerspiegelt die Interpretation, die Einstellung des Senders zu einem Gegenstand/Ausschnitt der Welt und somit auch seinen Beziehungsaspekt dazu.

Vielfach wird in diesen Bildungen auch die Metaphorik, die Bildhaftigkeit der Sprache genutzt. Die Entscheidung für die entsprechende Metapher setzt voraus, dass teils eine semantische Kongruenz zwischen den in der Komposition auftretenden Konstituenten bestehen muss, teils aber muss damit gerechnet werden, dass die Metapher auch auf der Empfängerseite verstanden und richtig interpretiert wird, so bedeutet das ungarische Lexem *kultur-mocsok* für einen Internetfan in Ungarn sicherlich nicht die aus dem Internet kommende wertlose, verderbliche Informationsmenge aus dem Westen, was es aber für einen religiösen Menschen älteren Alters ohne weiteres bedeuten könnte.

Der Verstehensprozess bei diesen Komposita entsteht auf der Empfängerseite und ist in zweifacher Hinsicht mehrstufig: erstens besteht der Verstehensprozess sowohl aus einer analytischen als aus einer synthetischen Phase. Zweitens ist die Motivationsstruktur von Empfänger zu Empfänger unterschiedlich, weil sowohl die individuelle Sprachkenntnis als auch das individuell gestaltete Vorwissen, so auch die idiolektalen Unterschiede zu einer wichtigen Rolle in diesem Prozess gelangen.

Oksaar (1993, S. 208) spricht in dieser Hinsicht auch über eine „soziale Implikatur, die für die Interpretationsstruktur des Ausdrucks mehr als bei der linguistischen Implikatur Sendereigenschaften“ einbezieht. Als Bei-

spiel wird *Hausmeister* oder *Verwaltungsassistent* bzw. *Putzfrau* und *Reinigungskraft* genannt. Man kann mit Oksaar einverstanden sein, wenn sie behauptet, dass die soziale Implikatur dynamisch und generell von einer zeitlichen Begrenzung ist. Ergänzend könnte gesagt werden, dass diese soziale Implikatur zusätzlich auch sprecherabhängig und pragmatisch gebunden ist, weil neben dem Inhaltsaspekt (der Kenntnis der Bedeutung der Wörter) auch der Beziehungsaspekt (durch die persönliche Stellungnahme, Einschätzung, Erwartung) zwischen Sender und Empfänger eine ausschlaggebende Rolle spielt. So nimmt es nicht wunder, dass von o.g. Nominalkomposita viele von der älteren Generation oder in verschiedenen sozialen Schichten nicht (exakt) verstanden bzw. gedeutet werden können, z.B. das Kompositum *hálópolgár* (*Népszabadság*, 1996; = Netzbürger, die auf dem Internet surfende Person). Vielfach kann es auch zu unterschiedlichen Interpretationen dieser Komposita in verschiedenen Kulturen kommen.

4. Es wurden in diesem kurzen Beitrag einige Gedanken zu einem Vergleich von Nominalkomposita der ungarischen und deutschen Gegenwortsprache vorgenommen. Der morphologische Vergleich zeigte uns die unterschiedlichen morphologischen Voraussetzungen der beiden Sprachen, der semantische Vergleich, die Interpretationsmöglichkeiten der Neubildungen in beiden Sprachen weist jedoch darauf hin, dass es in beiden Sprachen, in bestimmten Textsorten eine Tendenz gibt, ungewöhnliche, voneinander entfernte Konzepte virtuell miteinander zu verbinden, die Ausschnitte unserer heutigen Welt, unserer virtuellen Welten repräsentieren. Wir haben es mit einer Heterogenität der Interpretation zu tun: es entstehen semantisch offene Bildungen, die eine mehrfache Lesart und Vagheit aufzeigen, aber letztendlich auf den Stereotypen, auf den sozialen Inferenzen der Sprachträger der heutigen Sprache(n) beruhen. Interpretationsstützen bei diesen Wortstrukturen sind nun nicht mehr die syntaktische Auflösung dieser Komposita, oder ein vorgegebenes semantisches Muster, sondern der Kontext, das konkrete Umfeld, eine pragmatische Sicht: die konkrete Situation, in der diese Bildungen eingesetzt und gebraucht werden.

## Literatur:

- CANISIUS, Peter: Er hatte keine Zeit – Tom nem ért rá. Probleme der Übersetzung erlebter Rede vom Deutschen ins Ungarische. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. DAAD-GUG, 1996, S. 67-81
- FANSELOW, Gisbert: *Zur Syntax und Semantik der Nominalkomposition*. Tübingen: Niemeyer, 1981
- FLEISCHER, W.; BARZ, I.: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer, 1995
- GÜNTHER, Helmut: N+N: Untersuchungen zur Produktivität eines deutschen Wortbildungstyps. In: LIPKA, L.; GÜNTHER, H.(Hg.) *Wortbildung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1981, S. 258-280

- HÖRMANN, Hans: *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik.* Frankfurt/M., 1976
- JACKENDOFF, Ray: *Semantics and Cognition.* Cambridge, Mas., 1983
- KANNGIESSER, Siegfried: Strukturen der Wortbildung. In: SCHWARZE, C.; WUNDERLICH, D. (Hgg.) *Handbuch der Lexikologie.* Athenäum, 1985, S. 134-183.
- KIEFER, Ferenc: Compounds and Argument Structure in Hungarian. In: *Approaches to Hungarian*, Vol. 4, (KENSEI, I./PLÉH, Cs. eds.), 1992, S. 51-67.
- KIEFER, Ferenc: Alaktan. In: É.KISS-KIEFER-SIPTÁR: *Új magyar nyelvtan.* Budapest: Osiris, 1988, S. 187-289.
- KISS, Gábor: *Új szavak és jelentések.* Kéziratgyűjtemény. Budapest, 1996, 1997
- KNIPF, Elisabeth: Argumentstruktur, semantische Transparenz bei den Nominalkomposita im Deutschen In: AGEL, V./R. BRDAR-SZABO (Hgg.) *Grammatik, deutsche Grammatiken.* Tübingen: Niemeyer, 1995, S. 123-132.
- KOMLÓSI-KNIPF, Erzsébet; BRDAR SZABÓ, Rita: Egy német-magyar szókepzési szótár koncepciójához. In: *Modern nyelvoktatás*, 1999/2-3, S. 26-38.
- KÜRSCHNER, Wilfried: *Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita.* Tübingen: Niemeyer, 1974
- KOKSAAR, Els: Zur Interpretationsstruktur deutscher Komposita. In: HERINGER, H.; STÖTZEL, G. (Hgg.): *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für P. von Polenz.* Berlin; N.Y.: de Gruyter, 1993, S. 204-218.
- OHNEISER, Ingrid: *Wortbildung im Sprachvergleich. Russisch-Deutsch.* Leipzig, 1987
- OLSEN, Susan: *Wortbildung im Deutschen.* Kröners Studienbibliothek Linguistik, 1986
- ORTNER, Lorelies; MÜLLER-BOLLHAGEN, Elgin: *Substantivkomposita. Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache.* Vierter Hauptteil. Berlin; N.Y.: de Gruyter, 1991
- PETE István: Az összetételek tipológiájáról. In: *Magyar Nyelv*, 1995/3, S. 270-281
- RICKHEIT, Mechthild: *Wortbildung. Grundlagen einer kognitiven Wortsemantik.* Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993
- RUZSICZKY, Eva: Ungarisch- deutsche kontrastive Untersuchungen im Bereich der Bildung von Nomina. In: JUHÁSZ, János (Hg.): *Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch*, 1980, S. 343-352.
- SALMINEN, Olli: Zur kognitiv basierten Kontrastierung bildhafter Ausdrücke am Beispiel des Deutschen und Finnischen. In: BARZ, I.; ÖHLSCHLÄGER, G. (Hgg.): *Zwischen Grammatik und Lexikon.* Tübingen: Niemeyer, 1993, S. 145-155.
- SZÜCS, Tibor : *Magyar-német kontrasztív nyelvészet a hungarológiában.* Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 1999 (Pécsi nyelvészeti Tanulmányok, 4)
- WELLMANN, Hans: Wortbildung. In: *Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.* 5. völlig neu bearbeitete, erweiterte Auflage, Mannheim: Dudenverlag, 1995, Bd. 4, S. 399-540.

## Das Urteil im Strafverfahren

### Ein Textsortenvergleich anhand des Sprachenpaares Ungarisch-Deutsch

Die folgende Untersuchung ist ein gekürzter Auszug aus der gleichnamigen Diplomarbeit (1998)<sup>1</sup>. Sie basiert auf einem übersetzungspraktischen Ansatz und hat zum Ziel, dem juristischen Übersetzer Hilfsmittel und Strategien anzubieten, die ihn darin unterstützen, den vielfältigen Anforderungen des juristischen Übersetzens gerecht zu werden.

Die Probleme beim Übersetzen juristischer Texte beruhen überwiegend auf der Unterschiedlichkeit der nationalen Rechtssysteme und -prinzipien, was häufig dazu führt, daß sich die Begriffssysteme nicht decken. Folge davon ist, daß scheinbar identische Termini völlig unterschiedliche Begriffe umfassen (sogenannte „falsche Freunde“, vgl. Abb. 1) oder daß bestimmte Termini in der anderen Sprache wegen eines abweichenden Rechtssystems überhaupt nicht existieren. „Aufgrund der Unterschiedlichkeit der Rechtssysteme ist die Erarbeitung juristischer Terminologien in mehreren Sprachen nicht allein eine sprachliche, sondern zugleich eine juristische Aufgabe, die sich nicht selten der Rechtsvergleichung annähert“ (Arntz/Picht 1995, S. 173).

Eine weitere Besonderheit vieler juristischer Texte sind feste Textortenkonventionen, das heißt charakteristische Sprachverwendungs- und Textgestaltungsmuster, die bei gleicher Textsorte von einer zur anderen Kultur voneinander abweichen können. Reiner Arntz hat in seinem Aufsatz *Interlingualer Fachsprachenvergleich und Übersetzen* (1994, S. 244) anhand der Textsorte „Zivilurteil“ die Argumentationsstruktur deutscher und spanischer Urteile verglichen und festgestellt, daß bei den deutschen Urteilen zuerst die Entscheidung und dann die Begründung genannt wird (Urteilsstil), während in Spanien das umgekehrte Verfahren angewendet wird (Gutachtenstil). Dies ist ein Zeugnis für die Unterschiedlichkeit der Konventionen bzw. des Rechtsdenkens in verschiedenen Ländern.

---

<sup>1</sup> Molnár, Britta: *Das Urteil im Strafverfahren. Ein Textsortenvergleich anhand des Sprachenpaares Ungarisch-Deutsch. Mit Terminologieglossar*. Diplomarbeit am Seminar für Hungarologie beim Institut für Slawistik der Humboldt-Universität, 1998. Die Arbeit behandelt weiterhin die Themen Rechtssprache, Übersetzen rechtssprachlicher Texte (Anwendung von Übersetzungstheorien), Vergleich der Rechtssysteme, Gerichtswesen, Strafverfahren (Ablauf, Beteiligte etc.), rechtliche Grundlagen des Strafurteils und enthält ein ungarisch-deutsches Glossar zum Thema Strafverfahren.

Die folgende Untersuchung basiert auf dem Ansatz von Arntz und analysiert den semantischen Aufbau deutscher und ungarischer Strafurteile<sup>2</sup> und vergleicht diese miteinander. Der Ansatz von Arntz wird dabei noch erweitert, so daß Gegenstand der Untersuchung nicht nur die Makrostruktur (Argumentationsstruktur) als abstrahierte Form der inhaltlichen Bestandteile umfaßt, sondern auch die Mikrostruktur, unter der in dieser Arbeit die semantische Ebene unterhalb der Makrostruktur verstanden wird.

Die Grundlage der Analyse bilden 12 deutsche und 12 ungarische Strafurteile. Die deutschen Urteile entstammen Mustertextbüchern sowie Fachbüchern zum Thema Strafurteil<sup>3</sup>. Die ungarischen Urteile sind Originaltexte, die von einem ungarischen Rechtsanwalt zur Verfügung gestellt wurden. Aus datenschutzrechtlichen Gründen waren Aktenzeichen, Namen und sonstige persönliche Angaben in den Urteilen unkenntlich gemacht worden; diese wurden in den zitierten Beispielen durch fiktive Angaben ersetzt.

## 1 Makrostruktur deutscher und ungarischer Urteile

Die Makrostruktur oder Argumentationsstruktur eines Textes stellt eine abstrahierte Form seiner inhaltlichen Bestandteile dar. Bei der Untersuchung der Strafurteile hat sich folgende Makrostruktur ergeben:

### Urteil in Strafsachen

#### Deutsches Urteil

1. Urteilseingang
2. Urteilsformel
3. Angewendete Vorschriften
4. Urteilsgründe
5. Unterschriften

#### Ungarisches Urteil

1. Urteilseingang („bevezető rész”)
2. Urteilsformel („rendelkező rész”)
3. Urteilsgründe („indoklás”)
4. Unterschriften und Datum („aláírások és keltezés”)

Aus der Gegenüberstellung wird ersichtlich, daß sowohl bei deutschen als auch bei ungarischen Strafurteilen der „Urteilsstil“ üblich ist: zuerst wird die Entscheidung bekanntgegeben, dann erst folgt die Erläuterung der Gründe für diese Entscheidung. Trotz der grundsätzlichen Übereinstimmung in der Argumentation unterscheiden sich die Urteilsbestandteile jedoch in vielen Punkten sowohl inhaltlich als auch formal voneinander. Der Vergleich der Makrostrukturen zeigt zum Beispiel, daß es im Deutschen ei-

<sup>2</sup> Die Untersuchung beschränkt sich auf die Textsorte „Strafurteil“, da Zivilurteile ein zu weites Feld darstellen, das den Rahmen dieser Untersuchung sprengen würde.

<sup>3</sup> Quellenverzeichnis vgl. Diplomarbeit.



nen zusätzlichen Abschnitt mit der Angabe der angewendeten Vorschriften gibt. Im ungarischen Urteil werden diese Vorschriften nur im Rahmen der Gründe angegeben.

Viele weitere Unterschiede treten erst bei einer eingehenden Analyse und beim Vergleich jedes einzelnen Informationselements, der sogenannten Mikrostruktur, zutage. Ursache dieser Unterschiede sind die Verschiedenheiten der nationalen Rechtssysteme, die sich auch auf den Inhalt der Gesetze und deren praktische Umsetzung auswirken.

## 2 Mikrostruktur deutscher Urteile

In der vorliegenden Untersuchung bezeichnet der Terminus „Mikrostruktur“ die einzelnen semantischen Textelemente, aus denen sich die Makrostruktur zusammensetzt.

In den folgenden Kapiteln wird zunächst nur auf die Mikrostruktur der deutschen Urteile eingegangen. Ein Vergleich findet erst im Rahmen der Beschreibung der ungarischen Urteile statt.

### 2.1 Muster eines deutschen Strafurteils

Das Muster<sup>4</sup> umfaßt nur das Rubrum und die Urteilsformel. Auf die Darstellung der Gründe in Form eines Musterbeispiels wird verzichtet, da diese im allgemeinen sehr umfangreich sind und ihre Ausgestaltung von Urteil zu Urteil recht unterschiedlich sein kann. Dafür werden die einzelnen Bestandteile der Gründe anhand von Beispielen in Kapitel 2.4 ausführlich erläutert. Die Nummern 1.-15. gliedern das Urteil in einzelne Informationsbestandteile, die in den folgenden Kapiteln Punkt für Punkt analysiert werden.

#### Abkürzungen:

StPO	Strafprozeßordnung
StGB	Strafgesetzbuch
BGH	Bundesgerichtshof
NJW	Neue Juristische Wochenschrift
OWiG	Ordnungswidrigkeitengesetz
Be.	Büntetöljárásí Törvény (ungarische Strafprozeßordnung)
Btk.	Büntető Törvénykönyv (ungarisches Strafgesetzbuch)

---

<sup>4</sup> Das Urteil wurde – mit geringfügigen Modifikationen – dem Lehrbuch Hemmer/Wüst/Gold, 1997, S. 75, entnommen. Die gestrichelten Linien sollen der besseren Erkennbarkeit der einzelnen Abschnitte (Urteilseingang, –formel, Vorschriften und Gründe) dienen, sie sind kein Bestandteil eines originalen Urteils. Auch die Numerierung ist nur ein Mittel, um die einzelnen Informationselemente deutlich zu kennzeichnen.

1. Amtsgericht Kitzingen
  2. 2 Ls 5 Js 1388/94
  3. **IM NAMEN DES VOLKES!**
  4. **Urteil**
  5. In der Strafsache
  6. gegen **Erwin Eidiger**, geb. am 19. September 1954 in Bamberg, wohnhaft in 97318 Kitzingen, Keltenstr. 157, Bäcker, deutscher Staatsangehöriger, verheiratet,
  7. wegen Beihilfe zum Meineid u.a.
  8. hat das Amtsgericht – Schöffengericht – Kitzingen in der
  9. Sitzung vom 3. August 1994, an der teilgenommen haben:
    10. 1. Richterin am Amtsgericht Dr. Bemon als Vorsitzende
    2. Waltraut Södel und Peter Blitzer als Schöffen
    3. Staatsanwalt Böhm als Vertreter der Staatsanwaltschaft
    4. Rechtsanwalt Kurz als Verteidiger
    5. Justizangestellte Biehn als Urkundsbeamtin
  11. für Recht erkannt:
  12. Der Angeklagte ist schuldig einer Beihilfe zum Meineid durch Unterlassen in Tateinheit mit Anstiftung zur Falschaussage in Tateinheit mit Verleitung zur Falschaussage.
  13. Er wird deswegen zu einer Gesamtfreiheitsstrafe von einem Jahr und zwei Monaten verurteilt. Die Strafe wird zur Bewährung ausgesetzt.
  14. Der Angeklagte trägt die Kosten des Verfahrens.
  15. Angewendete Vorschriften: §§ 154 I, 13, 27; 153, 26 I, 52; 160; 53 StGB.
- 

**Gründe:**

[ ... ]

(Unterschriften)

## 2.2 Mikrostruktur des Urteileingangs

Der Urteileingang des Musters umfaßt die Punkte 1.-11. Jedes Strafurteil, unabhängig von seiner Art als Prozeß- oder Sachurteil, beginnt mit dem „Urteileingang“, auch „Urteilkopf“ oder „Rubrum“<sup>5</sup> genannt. Daß es sich dabei um einen notwendigen Bestandteil handelt, folgt aus § 275 Abs. 3 StPO: „Die Bezeichnung des Tages der Sitzung sowie die Namen der Richter, der Schöffen, des Beamten der Staatsanwaltschaft, des Verteidigers und des Urkundsbeamten der Geschäftsstelle, die an der Sitzung teilgenommen haben, sind in das Urteil aufzunehmen.“ Diese Vorschrift ist lückenhaft, aber wie die Untersuchung gezeigt hat, gibt es allgemein anerkannte Grundsätze, die beim Verfassen des Rubrums angewendet werden.

### 1. Bezeichnung des Gerichts

Der erste Bestandteil des Rubrums ist die Angabe des erkennenden Gerichts.

### 2. Angabe des Aktenzeichens (Geschäftsnummer)

Aus dem gerichtlichen Aktenzeichen läßt sich die Art des Strafverfahrens und das zuständige Gericht ersehen (vgl. Daum, 1997, S. 67-68). Im obigen Urteil wurde das Ermittlungsverfahren von der Staatsanwaltschaft durchgeführt (Js), das Strafverfahren ist beim Amtsgericht – Schöffengericht – anhängig (Ls).

### 3. „Im Namen des Volkes“

Gemäß § 268 Abs. 1 StPO ergeht das Urteil im Namen des Volkes.

### 4. Bezeichnung des Dokuments als Urteil

Nach der einleitenden Formel wird, häufig in Kursiv- oder Fettdruck, angegeben, daß es sich bei dem Dokument um ein „Urteil“ handelt.

### 5. Bezeichnung als Strafsache

Im deutschen Strafurteil wird gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß es sich um eine Entscheidung in einer Strafsache handelt.

---

<sup>5</sup> Die Bezeichnung als „Rubrum“ rührt daher, daß dieser Teil des Urteils früher mit roter Tinte geschrieben wurde. Rubrum bedeutet auf Lateinisch „das Rote“ (vgl. Brockhaus, 1992).

## 6. Bezeichnung des Angeklagten<sup>6</sup>

Die Angabe der Personalien ist in der StPO nicht ausdrücklich vermerkt. Die Verpflichtung, diese in das Urteil aufzunehmen, ergibt sich aber aus den Richtlinien für das Strafverfahren und Bußgeldverfahren (RiStBV). Wo die Personalien anzugeben sind, ist nicht vorgeschrieben, aber im allgemeinen werden sie im Urteilseingang festgestellt.

Gemäß Nr. 141 Abs. 1 RiStBV wird der Angeklagte im Urteil so genau bezeichnet, wie es für die Anklage vorgeschrieben ist. Nr. 110 Abs. 2 Buchst. a) RiStBV legt fest, daß in der Anklage die „großen“ Personalien angegeben werden, das heißt:

- Familienname
- Vornamen (Rufname unterstrichen)
- bei Namensänderung durch Eheschließung auch der Geburtsname
- Beruf
- Wohnort oder Aufenthaltsort (bei kleineren Orten unter Angabe des Kreises oder Bezirks)
- Familienstand
- Geburtsdatum und -ort (Kreis, Bezirk)
- Staatsangehörigkeit (nicht nur bei Ausländern)
- bei Minderjährigen Name und Anschriften der gesetzlichen Vertreter

Im Eingang ist auch zu erwähnen, ob – und wenn ja, wegen welcher Sache – sich der Angeklagte seit wann und wo in Untersuchungshaft, Strafhaft oder anderer Freiheitsentziehung befindet.

## 7. Angabe der Straftat

Die Angabe der Straftat im Rubrum ist zwar gesetzlich nicht vorgeschrieben, es ist aber allgemein üblich, sie – in Kurzform – anzugeben. Bei mehreren Straftaten wird meistens nur die Haupttat angegeben, wie auch im obigen Beispiel: „Beihilfe zum Meineid u.a.“.

## 8. Bezeichnung des Gerichts

An dieser Stelle wird das erkennende Gericht unter Angabe des betreffenden Spruchkörpers genau bezeichnet („Amtsgericht Kitzingen – Schöffengericht“).

## 9. Bezeichnung des Tages der Sitzung

---

<sup>6</sup> Vgl. Abb. 3

Gemäß § 275 Abs. 3 StPO ist der Sitzungstag im Urteil anzugeben. Ob die Sitzung öffentlich durchgeführt wurde, gehört nicht in den Urteileingang. § 272 StPO verlangt, daß diese Angabe in die Verhandlungsniederschrift aufgenommen wird.

#### 10. Bezeichnung der mitwirkenden Personen

In § 275 Abs. 3 StPO ist genau festgelegt, welche an der Hauptverhandlung beteiligten Personen in das Urteil aufgenommen werden müssen:

- Richter
- Schöffen
- Beamter der Staatsanwaltschaft
- Verteidiger
- Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

#### 11. „für Recht erkannt“

Die Überleitung vom Eingang zur Urteilsformel geschieht herkömmlicherweise durch die Worte „für Recht erkannt“.

### 2.3 Mikrostruktur der Urteilsformel

Die „Urteilsformel“, die auch als „Urteilstenor“, „Urteilsspruch“ oder „erkennender Teil“ bezeichnet wird, umfaßt die Punkte 12.-14. des Musters und ist der wichtigste Teil des Urteils, da sie den schwerwiegenden Ausdruck über Schuld oder Unschuld des Angeklagten und über die Rechtsfolgen enthält. Fehlt die Urteilsformel, so hat das Urteil keinerlei Rechtswirkungen.

Die gesetzlichen Bestandteile der Urteilsformel sind in § 260 Abs. 2 bis 4 StPO festgelegt. Aus diesen Bestimmungen ergibt sich der Inhalt des Tenors jedoch nur unvollkommen. Es werden hier einige Bestandteile der Formel zwingend vorgeschrieben, jedoch wird nicht erschöpfend aufgezählt, was alles zum Entscheidungssatz gehört. Soweit nicht diese oder sonstige zwingende Bestimmungen (vgl. § 464 Abs. 1 StPO, Entscheidungen des Bundesgerichtshofs) entgegenstehen, liegt die Abfassung der Urteilsformel „im Ermessen des Gerichts“ (vgl. § 260 Abs. 4 StPO).

Die Urteilsformel sollte klar und deutlich, gleichwohl aber mit möglichst knappen Worten zum Ausdruck bringen, welche Entscheidungen das Gericht auf die öffentliche Klage der Staatsanwaltschaft hin getroffen hat. Die Formel muß von allem, was nicht unmittelbar der Erfüllung ihrer Aufgabe dient, freigehalten werden. Alle Einzelheiten gehören in die Gründe (vgl. Huber, 1993, S. 21).

Im folgenden wird – unter Bezugnahme auf die untersuchten Urteile sowie auf Beispiele aus der Fachliteratur – dargestellt, inwieweit die Gestaltung der Formel Gesetzen beziehungsweise Konventionen unterliegt und welche Regeln bei ihrer Abfassung zu befolgen sind.

Bei der Verurteilung besteht der Tenor im allgemeinen aus drei Abschnitten, und zwar

- dem Schuldspruch („Der Angeklagte ist schuldig des/der ...“) (12.)
- dem Rechtsfolgenausspruch („Er wird deshalb zu ... verurteilt“) (13.)
- und der Kostenentscheidung (14.).

Schuldspruch und Rechtsfolgenausspruch werden allerdings in der Gerichtspraxis nicht immer klar voneinander getrennt und häufig in einem Satz zusammengefaßt (z.B.: „Der Angeklagte wird wegen fahrlässiger Tötung und unerlaubten Entfernens vom Unfallort zu ... verurteilt.“).

## 12. Der Schuldspruch

Die StPO verlangt in der Urteilsformel die „rechtliche Bezeichnung der Tat, derer der Angeklagte schuldig gesprochen wird“ (vgl. § 260 Abs. 4). Die rechtliche Bezeichnung ist abzugrenzen vom historischen Vorgang; nähere Angaben über den Tathergang wie Tatzeit, Tatort usw. sind also überflüssig. Wenn ein Straftatbestand eine gesetzliche Überschrift hat, so soll diese zur rechtlichen Bezeichnung der Tat verwendet werden (vgl. § 260 Abs. 4 StPO), so wie auch in der Schuldformel des obigen Musterurteils:

Der Angeklagte ist schuldig einer **Beihilfe** zum **Meineid** durch **Unterlassen** in **Tateinheit** mit **Anstiftung** zur **Falschaussage** in **Tatmehrheit** mit **Verleitung zur Falschaussage**.

(Vgl. StGB: § 154 Meineid, § 13 Begehen durch Unterlassen, § 27 Beihilfe; § 153 Falsche uneidliche Aussage, § 26 Anstiftung, § 52 Tateinheit; § 160 Verleitung zur Falschaussage, § 53 Tatmehrheit.)

Im folgenden werden einige wichtige Aspekte des Schuldspruchs behandelt.

### **Teilnahmeform**

Die Teilnahmeform ist stets anzugeben (vgl. Huber, 1993, S. 30). Bei den Teilnahmeformen unterscheidet man zwischen „**Anstiftung**“ (mittels Anstifter) und „**Beihilfe**“ (mittels Gehilfen)<sup>7</sup>. Die Mittäterschaft dagegen wird nicht angeführt (vgl. Tatmodalitäten).

---

<sup>7</sup> Vgl. dazu Abb. 2.

## Schuldform

Die Schuldform ist dann anzugeben, wenn ein Vergehen vorsätzlich oder fahrlässig begangen werden kann, wie zum Beispiel bei Körperverletzung und bei Straßenverkehrsgefährdung:

Der Angeklagte ist der **fahrlässigen** Körperverletzung in Tateinheit mit einer **fahrlässigen** Straßenverkehrsgefährdung schuldig.

Wenn Tatbestände hingegen nur vorsätzlich begehbar sind, wie zum Beispiel „Sachbeschädigung“ oder „Beleidigung“, sind sie in der Formel nicht als vorsätzlich zu kennzeichnen (vgl. Kroschel, 1988, S. 65).

## Deliktsform

Die Deliktsform muß deutlich hervorgehoben werden (vgl. Göbel, 1996, S. 166):

Der Angeklagte wird wegen **versuchten** Betruges zu [...] verurteilt.

## Tateinheit

Sie liegt vor, wenn ein und dieselbe Handlung mehrere Strafgesetze oder dasselbe Strafgesetz mehrmals verletzt (vgl. Kroschel, 1988, S. 20). Es wird dann nur auf eine Strafe erkannt. Daß es sich um Tateinheit, nicht um Tatmehrheit handelt, muß schon aus der Formel hervorgehen. Die Formel lautet dann wie in obigem Beispiel **„in Tateinheit mit“** oder **„zugleich mit“**. Sind mehr als zwei Tatbestände in Tateinheit verwirklicht, werden die weiteren mit den Worten „und mit“ angeschlossen:

Der Angeklagte ist der vorsätzlichen Körperverletzung **in Tateinheit mit** Nötigung **und mit** fahrlässiger Trunkenheit im Verkehr schuldig.

## Tatmehrheit

Wenn Tatmehrheit vorliegt, werden mehrere Straftaten gleichzeitig abgeurteilt. Bei Tatmehrheit wird auf eine Gesamtstrafe erkannt. Bei gleichartiger Tatmehrheit (d.h. das gleiche Delikt wurde vom Angeklagten mehrfach verwirklicht) brauchen die einzelnen Straftaten in der Formel nicht näher auseinandergehalten zu werden, sondern es wird nur die Zahl der Fälle in der Formel angegeben:

Der Angeklagte wird wegen Betrugs **in sieben Fällen** zu einer Gesamtfreiheitsstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten verurteilt.

Ungleichartige Tatmehrheit wird nach der Rechtsprechung des BGH (vgl. NJW, 1986, S. 1116) mit „und“ oder „sowie“ ausgedrückt. Anders ist zum Teil die Praxis in Bayern; hier werden Worte wie „in Tatmehrheit mit“ oder „sachlich zusammentreffend“ verwendet. Diese Formulierung ist umständ-

lich und belastet den Tenor unnötig. Auch im Musterurteil wurde der Ausdruck „in Tatmehrheit mit“ gewählt:

Der Angeklagte ist schuldig einer Beihilfe zum Meineid durch Unterlassen in Tateinheit mit Anstiftung zur Falschaussage in Tatmehrheit mit Verleitung zur Falschaussage.

Im allgemeinen sollte jedoch bei Tatmehrheit die Verbindung der eigenständigen Straftaten durch „und“ hergestellt werden:

Der Angeklagte ist schuldig eines Hausfriedensbruchs **und** eines Diebstahls.

### **Fortgesetzte Tat**

Durch einen Beschluß des BGH wurde die fortgesetzte Tat praktisch abgeschafft. Falls überhaupt noch eine Verurteilung wegen einer fortgesetzten Tat in Betracht kommt, braucht dies nicht in der Urteilsformel zum Ausdruck gebracht zu werden (vgl. Kroschel, 1988, S. 22; Göbel, 1996, S. 166).

### **Echte Qualifikationstatbestände**

Die Bezeichnung echter Qualifikationstatbestände, das heißt im Gesetz ausdrücklich qualifizierter Straftatbestände, ist vollständig in die Formel aufzunehmen, zum Beispiel „**schwerer Raub**“ (§ 250 StGB) oder „**schwere räuberische Erpressung**“ (§ 255 StGB).

### **Vergehen oder Verbrechen**

Die Klassifizierung der Tat als Verbrechen oder Vergehen (vgl. Abb. 1) braucht nicht in die Urteilsformel aufgenommen zu werden (vgl. Huber, 1993, S. 28). Sie ist rechtlich nicht geboten, belastet unnötig den Urteilspruch und ist nur geeignet, eine Fehlerquelle zu eröffnen.

### **Weitere Tatmodalitäten**

Tatmodalitäten, die nach der Gesetzesfassung kein eigenes Unrecht beinhalten oder nur für die Strafzumessung von Bedeutung sind, werden zwar in die Liste der angewendeten Strafvorschriften aufgenommen, nicht aber in den Schuldspruch. Demzufolge bleiben weg: gemeinschaftlich, Allein- oder Mittäterschaft, mittelbare Täterschaft, in verminderter Schuldfähigkeit begangen (vgl. Huber, 1993, S. 29).

## 13. Der Rechtsfolgenausspruch

An den Schuldspruch knüpft sich der Rechtsfolgenausspruch, der angibt, welche Sanktionen wegen der abgeurteilten Tat(en) verhängt werden.



## **Rechtsfolgen sind:**

- Hauptstrafen: Freiheitsstrafe, Geldstrafe, unter Umständen auch kombiniert (Geldstrafe neben Freiheitsstrafe), Vermögensstrafe
- Nebenstrafe
- Nebenfolgen
- Maßregeln der Besserung und Sicherung
- sonstige Maßnahmen

Im Rahmen dieser Arbeit kann aufgrund der großen Anzahl der verschiedenen Rechtsfolgen nicht auf jede einzelne eingegangen werden. Es wird jedoch versucht, einen Überblick über die wichtigsten Rechtsfolgen zu geben und diese anhand von Beispielsätzen zu erläutern. Eine graphische Darstellung aller Rechtsfolgen findet sich in den Abbildungen 4a und 4b.

### **Freiheitsstrafe**

Die Freiheitsstrafe zählt zu den Hauptstrafen. Sie wird unter einem Jahr nach vollen Wochen und Monaten, bei längerer Dauer nach vollen Monaten und Jahren bemessen (vgl. § 39 StGB):

Der Angeklagte wird wegen schweren Raubes zu einer Freiheitsstrafe von 2 Jahren und 6 Monaten verurteilt.

### **Gesamtstrafe**

Hat der Angeklagte mehrere selbständige Straftaten begangen, die gleichzeitig abgeurteilt werden, so wird zwar wegen jeder der selbständigen Taten ein Strafe verhängt (sogenannte Einzelstrafen), daraus dann aber eine Gesamtstrafe gebildet. Nur letztere erscheint im Tenor, während die Einzelstrafen erst in den Urteilsgründen mitgeteilt werden. Die Gesamtstrafe kann die Form einer Gesamtgeldstrafe oder einer Gesamtfreiheitsstrafe annehmen (vgl. Huber, 1993, S. 49).

### **Gesamtfreiheitsstrafe**

Hat jemand mehrere Straftaten begangen (Tatmehrheit) und dadurch mehrere zeitige Freiheitsstrafen verwirkt, so wird auf eine Gesamtfreiheitsstrafe erkannt. Entsprechend der Formel aus dem obigen Muster heißt es dann:

Der Angeklagte ist des [...] schuldig.  
Er wird deswegen zu einer Gesamtfreiheitsstrafe von einem Jahr und zwei Monaten verurteilt.

### **Strafaussetzung zur Bewährung**

Die Bestimmung, daß eine Freiheitsstrafe zur Bewährung ausgesetzt wird, muß in die Urteilsformel aufgenommen werden (vgl. § 260 Abs. 4 StPO) :

Der Angeklagte wird deshalb zu einer Freiheitsstrafe von 1 Jahr und 2 Monaten verurteilt. Die Strafe wird zur Bewährung ausgesetzt.

### **Geldstrafe**

Gemäß § 260 Abs. 4 Satz 3 StPO ist bei einer Geldstrafe die Anzahl und die Höhe der Tagessätze in die Urteilsformel aufzunehmen:

Es wird gegen den Angeklagten auf eine Geldstrafe in Höhe von 30 Tagessätzen von je 70 DM erkannt.

### **Nebenstrafe**

Als Nebenstrafe kennt das StGB nur das Fahrverbot. In der Urteilsformel lautet es dann:

Dem Angeklagten wird für die Dauer von zwei Monaten verboten, im Straßenverkehr Kraftfahrzeuge jeder Art zu führen.

### **Maßregeln der Besserung und Sicherung**

Maßregeln der Besserung und Sicherung werden in der Urteilsformel angeordnet, während die Ablehnung einer solchen Anordnung nur in den Gründen zum Ausdruck gebracht wird. Eine Maßregel, die bei Straßenverkehrsdelikten häufig angeordnet wird, ist die Entziehung der Fahrerlaubnis.

### **Entziehung der Fahrerlaubnis**

Zugleich mit der Entziehung der Fahrerlaubnis sind auch die Einziehung eines deutschen Führerscheins auszusprechen und die Frist zu bestimmen, vor deren Ablauf keine neue erteilt werden darf:

Dem Angeklagten wird die Fahrerlaubnis entzogen.  
Sein Führerschein wird eingezogen. Vor Ablauf von 8 Monaten darf die Verwaltungsbehörde ihm keine neue Fahrerlaubnis erteilen.

## **14. Kostenentscheidung**

Jedes das gerichtliche Verfahren beendende Urteil muß bestimmen, von wem die Kosten des Verfahrens zu tragen sind (vgl. § 464 Abs. 1 und 2 StPO). Wird der Angeklagte verurteilt, so hat er die Kosten des Verfahrens zu tragen (vgl. § 465 Abs. 1 Satz 1 StPO). Die Kostenentscheidung lautet dann zum Beispiel wie im obigen Musterurteil:

Der Angeklagte trägt die Kosten des Verfahrens.

## **15. Angewendete Vorschriften**

Nach der Urteilsformel folgt im deutschen Strafurteil die Liste der angewendeten Vorschriften. Sie sind genau nach Gesetz, Paragraph, Absatz,

Nummer, Buchstabe anzugeben (vgl. § 260 Abs. 5 StPO). Zur Angabe des Gesetzes genügt die übliche Kurzbezeichnung, zum Beispiel: StGB, OWiG. Die Paragraphenliste ist dabei kein Bestandteil der Urteilsformel. In einem der untersuchten Urteile wurde wie folgt zitiert:

Angewendete Vorschriften: §§ 230, 315c Abs. 1 Nr. 2a, Abs. 3 Nr. 2, 52 I u. II StGB

## 2.4 Mikrostruktur der Urteilsgründe

Während sich die Begründung im Zivilurteil in zwei Abschnitte, „Tatbestand“ und „Entscheidungsgründe“, gliedert, kennt das Strafurteil nur „Gründe“. Der Ausdruck des Zivilprozesses „Entscheidungsgründe“ wird von der Strafprozeßordnung nur ausnahmsweise gebraucht; in der Regel spricht das Gesetz von „Urteilsgründen“ (§§ 267, 268), daneben von „Gründen“ (§ 275).

Die Gründe stellen den umfangreichsten Teil des Urteils dar und geben die tatsächlichen und rechtlichen Grundlagen der Entscheidung des Gerichts wieder. Sie sollen in einer klaren Form gefaßt sein und eine schlüssige Darstellung der Feststellungen und Erwägungen enthalten, die für das Urteil maßgeblich gewesen sind. Die Urteilsgründe haben verschiedene Funktionen zu erfüllen (vgl. Sassenberg-Walter, 1987, S. 55; Rahn/Schäfer, 1997, S. 170). Sie sollen:

- das Ergebnis der Hauptverhandlung und der Beratung festhalten;
- die Verfahrensbeteiligten und die Öffentlichkeit von der Gerechtigkeit des Urteils überzeugen;
- das Individuum vor nicht gerechtfertigten Eingriffen schützen und zur Sicherung und Gewährleistung der allgemeinen Rechtsordnung beitragen;
- den Richter zur Selbstkontrolle und gründlichen Auseinandersetzung mit dem Prozeßstoff anhalten;
- den Anfechtungsberechtigten in die Lage versetzen, sachgerecht über die Einlegung eines Rechtsmittels zu entscheiden;
- die sachlich-rechtliche Überprüfung des Urteils durch das Revisionsgericht ermöglichen;
- der Vollzugsbehörde Anhaltspunkte für die Behandlung des Verurteilten geben.

Die Urteilsgründe sind nicht in gleichem Maße konventionalisiert wie der Tenor, da sich jeder Fall vom anderen unterscheidet und jeder Angeklagte das Recht auf eine Bewertung seines Falles hat, die den individuellen Gegebenheiten angemessen Rechnung trägt. Deshalb dürfen die Urteilsgründe auch nicht unter Verwendung eines Vordrucks abgefaßt werden.

Laut Kroschel zeichne sich ein gelungenes Urteil durch einen guten Stil aus. Der Richter solle nicht nur richtiges Recht sprechen, sondern auch das Recht richtig sprechen (vgl. Kroschel, 1988, S. 65). Die Sätze sollten kurz und leicht verständlich sein, Schachtelsätze seien zu vermeiden<sup>8</sup>. Komplizierte Sätze könnten das Verständnis stark beeinträchtigen, so daß es sogar zu einer Aufhebung des Urteils durch ein übergeordnetes Gericht kommen könne. Das Urteil solle sachlich, leidenschaftslos und frei von Satire, Spott oder Herabsetzung sein. Die Abfassung der Gründe in Gedichtform wie zum Beispiel in einem Urteil des Landgerichts Frankfurt sei mit der Würde des Gerichts nicht vereinbar, auch dann nicht, wenn der Inhalt des Gedichts den Anforderungen des Gesetzes entspreche (vgl. Kroschel, 1988, S. 65-66).

Der notwendige Inhalt der Urteilsgründe ist in § 267 StPO geregelt.

Im allgemeinen gliedern sich die Urteilsgründe in folgende Abschnitte:

- (1) Persönliche Verhältnisse
- (2) Sachverhaltsschilderung (Feststellung)
- (3) Beweiswürdigung
- (4) Rechtliche Würdigung
- (5) Strafzumessung
- (6) Kostenentscheidung

#### (1) Persönliche Verhältnisse

Eine gesetzliche Verpflichtung, im Urteil Angaben über die persönlichen Verhältnisse und den Werdegang des Angeklagten zu machen, läßt sich dem Wortlaut des § 267 StPO zwar nicht entnehmen, aber ohne die Kenntnis der Täterpersönlichkeit läßt sich weder das Maß der persönlichen Schuld des Täters noch Maß und Art seiner Resozialisierungsbedürftigkeit, insbesondere seiner Strafempfindlichkeit beurteilen (vgl. Kroschel, 1988, S. 86). Die persönlichen Verhältnisse sollen im Urteil aber nur insoweit dargestellt werden, als ihre Kenntnis zur Beurteilung der Schuld- und Straffrage erforderlich ist.

Bei der Schilderung der persönlichen Verhältnisse wurde in den untersuchten Urteilen auf folgende Faktoren eingegangen: Lebenslauf, beruflicher Werdegang, Familienverhältnisse, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse, Vorstrafen, gegebenenfalls Krankheiten.

In der Praxis werden – wie die Untersuchung belegt hat – die persönlichen Verhältnisse am Anfang der Gründe dargelegt. Dies entspricht dem Aufbau der Hauptverhandlung und ist auch deshalb sinnvoll, da erst die

---

<sup>8</sup> Ein abschreckendes Beispiel eines Satzungstüms aus einem Urteil wird zitiert in Kroschel, 1988, S. 65.

Kenntnis der persönlichen Verhältnisse die Taten und ihr Zustandekommen verständlich macht. Es ist aber auch möglich, die persönlichen Verhältnisse im Zusammenhang mit der Erörterung der Schuldfrage oder der Strafzumessung zu erläutern (vgl. Rahn/Schäfer, 1997, 170; Sassenberg-Walter, 1987, S. 95).

## (2) Sachverhaltsschilderung

Die Sachverhaltsschilderung wird auch als „Feststellung“ oder „Geschichtserzählung“ bezeichnet (vgl. Kroschel, 1988, S. 75; Rahn/Schäfer, 1997, S. 171). Die Sachverhaltsschilderung ergibt sich aus § 267 Abs. 1 Satz 1 StPO, der verlangt, daß bei Verurteilung die Urteilsgründe die „für erwiesen erachteten Tatsachen angeben, in denen die gesetzlichen Merkmale der Straftat gefunden werden“.

Die Sachverhaltsschilderung soll kurz, klar und bestimmt sein, alles Unwesentliche fortlassen und vor allen Dingen eine geschlossene Darstellung – aus einem Guß – sein (vgl. Kroschel, 1988, S. 87). Dabei sei die Straftat des Angeklagten so zu schildern, „als hätte sie der Urteilsverfasser miterlebt und erzählte sie als Augenzeuge. Freilich als ein Augenzeuge, der weiß, worauf es ankommt, und der nur das mitteilt, was Beziehung auf den Tatbestand und die Rechtsfolgen hat“ (vgl. Kroschel, 1988, S. 88).

Die Tatbestandsmerkmale müssen sowohl in objektiver Hinsicht (äußere Tatsachen) als auch in subjektiver Hinsicht (innere Tatsachen) dargestellt werden. Äußere Tatsachen, die in den untersuchten Urteilen regelmäßig angeführt wurden, waren:

- Zeitpunkt der Tat
- Tatort
- Umfang des angerichteten Schadens

In den untersuchten Urteilen wurde auf innere Tatsachen wie folgt Bezug genommen:

- Vorsatz, Fahrlässigkeit (Schuldform)
- Wissentlichkeit, Absicht (subjektive Unrechtselemente)

Rechtsbegriffe oder Feststellungen, die nur die Worte des Gesetzes wiederholen, sind nicht geboten und nicht ausreichend. Die gesetzlichen Tatbestandsmerkmale müssen in einzelne konkrete Tatsachen aufgelöst werden (vgl. Kroschel, 1988, S. 94). Es darf deshalb zum Beispiel nicht lauten „Der Inhaber der Gaststätte fügte dem Angeklagten eine gefährliche Körperverletzung zu“, sondern die Art und Weise der Handlung muß genau beschrieben werden, also etwa: „... nahm eine leere Weinflasche aus einem Korb, schlug sie an der Türkante ab und versetzte dem Angeklagten mit der abgeschlagenen Flasche einen Schlag gegen die linke Gesichtshälfte“.

### (3) Beweiswürdigung

An die Sachverhaltsschilderung schließt sich die Angabe der Beweisgründe mit der Beweiswürdigung an. Nach § 267 Abs. 1 Satz 2 StPO sollen zwar nur bei einem Indizienbeweis<sup>9</sup> (das ist mit dieser Vorschrift gemeint) die diesbezüglichen Beweiszeichen angegeben werden, im übrigen schreibt das Verfahrensrecht die Darlegung, auf welchem Wege und aufgrund welcher Tatsachen und Beweismittel der Richter seine Überzeugung gewonnen hat, nicht vor. Kroschel stellt aber fest, daß diese „verfehlte Regelung“ praktisch ohne Bedeutung sei, denn es sei allgemeine Übung der Gerichte, an die Erläuterung des Sachverhalts die Beweiswürdigung anzuschließen (vgl. Kroschel 1988, S. 117). Dies hat auch die Untersuchung der vorliegenden Strafurteile belegt. Die Beweiswürdigung ist erforderlich, weil das Revisionsgericht sonst nicht prüfen kann, ob das materielle Recht richtig angewendet und das Ergebnis der Hauptverhandlung erschöpfend und rechtsfehlerfrei gewürdigt worden ist (vgl. Kroschel 1988, S. 117).

Der Beweiswürdigung wird im allgemeinen ein einleitender Satz vorangestellt, in dem die Beweisgründe festgestellt werden, zum Beispiel:

Dieser Sachverhalt steht fest aufgrund der geständigen Einlassung des Angeklagten X, den uneidlichen Aussagen der Zeugen Y und Z, dem verlesenen Auszug aus dem Bundeszentralregister und dem Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen.

Nach der Einleitung geht das Gericht im einzelnen auf die Einlassung des Angeklagten und die für die Entscheidung bedeutsamen Beweismittel ein. Dabei werden die Beweismittel nicht nur aufgezählt, sondern das Gericht nimmt dazu Stellung, es „würdigt“ die Beweise. Als Beispiel dazu ein Zitat aus einer Beweiswürdigung eines Strafurteils:

Der Angeklagte räumt den Sachverhalt ein, behauptet aber, die Polizeibeamten hätten zunächst ihn, und zwar grundlos geschlagen, und er habe sich nur zur Wehr gesetzt, also in Notwehr gehandelt. Diese Einlassung ist durch die Beweisaufnahme widerlegt worden. Einmal haben alle Polizeibeamten diese Einlassung – unabhängig voneinander – glaubhaft bestritten. Es kommt aber vor allem hinzu, daß die an dem Verfahren unbeteiligten Zeugen X und Y die Darstellung der Polizeibeamten in vollem Umfange bestätigt haben.

### (4) Rechtliche Würdigung

§ 267 Abs. 3 Satz 1 StPO legt fest, daß die Urteilsgründe das „zur Anwendung gebrachte Strafgesetz“ bezeichnen müssen. Das bedeutet, daß die

---

<sup>9</sup> Indizienbeweis bedeutet, daß der Schuldbeweis nicht unmittelbar durch Augenzeugen oder ein Geständnis geführt wird, sondern mittelbar durch eine Kette von Umständen, die in ihrem Zusammenhang sichere Schlüsse auf die Schuld des Angeklagten zulassen (vgl. Kroschel, 1988, S. 131).

Strafbestimmung nicht nur nach der allgemeinen Bezeichnung (z.B. Diebstahl, Betrug, Unterschlagung), sondern auch nach der Paragraphenziffer anzuführen ist. Es ist aber nicht nur das Strafgesetz zu bezeichnen, das die eigentliche Strafandrohung enthält, sondern es müssen auch diejenigen Vorschriften angegeben werden, welche die Art der Teilnahme, den Versuch und die Konkurrenzen (Tateinheit, Tatmehrheit) betreffen. Auch Bestimmungen über Nebenstrafen oder Nebenfolgen müssen aufgeführt werden (vgl. Rahn/Schäfer 1997, S. 172-173; Kroschel 1988, S. 140). Die Vorschriften werden zwar schon vor den Urteilsgründen aufgelistet, aber das Gesetz verlangt ausdrücklich, diese in den Gründen nochmals zu nennen. Ein Beispiel aus einem Musterurteil lautet:

Er hat sich danach des Betruges in insgesamt acht Fällen nach den §§ 263, 53 StGB schuldig gemacht.

#### (5) Strafzumessung

§ 267 Abs. 3 Satz 1 StPO legt weiterhin fest, daß die Gründe die Umstände anführen müssen, die für die Zumessung der Strafe bestimmend gewesen sind.

Der Richter muß Rechenschaft darüber ablegen, welche Faktoren er bei der Strafzumessung in welchem Maße berücksichtigt hat, denn die Strafe muß in einem gerechten Verhältnis zur Schwere der Tat und zum Verschulden des Täters stehen. Eine unterlassene oder mangelhafte Begründung der Strafzumessung begründet die Revision (vgl. Kroschel 1988, S. 141).

Die für die Strafzumessung gemäß § 46 Abs. 2 StGB maßgeblichen Umstände sind auch für die Abfassung der Urteilsgründe bestimmend. Das sind:

- a) die Beweggründe und Ziele des Täters,
- b) die Gesinnung, die aus der Tat spricht, und der bei der Tat aufgewendete Wille,
- c) das Maß der Pflichtwidrigkeit,
- d) die Art der Ausführung,
- e) die verschuldeten Auswirkungen der Tat,
- f) das Vorleben des Täters,
- g) seine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse,
- h) sein Verhalten nach der Tat, sein besonderes Bemühen, den Schaden wiedergutzumachen, sowie das Bemühen des Täters, einen Ausgleich mit dem Verletzten zu erreichen.

Die genannten Umstände können sich sowohl strafmildernd als auch strafverschärfend auswirken. Bei der Strafzumessung ist es Aufgabe des Strafrichters, die wesentlichen entlastenden und belastenden Umstände

festzustellen, sie zu bewerten und gegeneinander abzuwägen. Dabei muß zuerst der Strafraumen bestimmt werden, der für die abzuurteilende Tat zur Verfügung steht. Das Gesetz legt im allgemeinen für eine Straftat keine konkrete Strafe fest, sondern gibt einen Strafraumen an, innerhalb dessen eine Strafe schon oder noch schuldangemessen ist (vgl. Kroschel 1988, S. 144). Ein Beispiel aus den untersuchten Urteilen für die Bestimmung des Strafraumens lautet:

Nach § 246 Abs. 1 StGB stand dem Gericht daher eine Geldstrafe von 5-360 Tagessätzen sowie eine Freiheitsstrafe bis zu 5 Jahren zur Verfügung.

Als nächstes muß der Richter die Umstände, die für und gegen den Angeklagten sprechen, gegeneinander abwägen:

Das Gericht hält die Verhängung einer Geldstrafe für ausreichend. Der Angeklagte ist berufstätig, sozial eingeordnet und nicht vorbestraft. Es kann daher vermutet werden, daß bereits eine Warnfunktion einer Geldstrafe ausreichend, um ihn von weiteren Straftaten abzuhalten. Zugunsten des Angeklagten sprach seine bisherige Straffreiheit. Zu Lasten des Angeklagten wurde die Höhe des Schadens sowie der Umstand berücksichtigt, daß der Angeklagte durch eine Handlung zwei Straftaten verwirklicht hat.

Der letzte Schritt ist die Verhängung der Strafe:

Unter Abwägung aller für und gegen den Angeklagten sprechenden Umstände erachtet das Gericht eine Geldstrafe von 40 Tagessätzen als ausreichend. Die Höhe des Tagessatzes hat das Gericht unter Berücksichtigung des Nettoeinkommens des Angeklagten von 1800,- DM auf 60,- DM festgesetzt.

## (6) Kostenentscheidung

Die Urteilsgründe werden mit den Angaben über die Kostenentscheidung abgeschlossen. Es genügt die Anführung der gesetzlichen Bestimmungen; eine nähere Begründung ist im allgemeinen nicht erforderlich:

Die Kostenentscheidung beruht auf §§ 464, 465 StPO.

## 2.5 Unterschriften

Das Urteil ist gemäß § 275 Abs. 2 StPO von den Berufsrichtern, die bei der Entscheidung mitgewirkt haben, zu unterschreiben; der Unterschrift der Laienrichter bedarf es nicht. Durch die Unterschriften wird bezeugt, daß die Urteilsgründe dem Ergebnis der Hauptverhandlung entsprechen. Ohne die erforderlichen Unterschriften liegt kein vollständiges Urteil vor (vgl. Kroschel 1988, S. 254).



### **3. Mikrostruktur ungarischer Urteile**

#### **3.1 Muster eines ungarischen Strafurteils**

Das konstruierte Muster basiert auf einem der untersuchten originalen Strafurteile. Alle Angaben, die auf die Identität des Verurteilten verweisen könnten, wurden durch fiktive Angaben ersetzt.

1. A Budapesti V. Kerületi Bíróság
2. 9.B.V.1145/1994/2.

3. **A MAGYAR KÖZTÁRSASÁG NEVÉBEN!**

4. A Budapesti V. kerületi Bíróság Budapesten, az 1994. évi november
5. hó 5. napján megtartott nyilvános tárgyalás alapján meghozta a következő

6. **í t é l é t e t :**

7. Az 1994. április hó 11. napjától 18. napjáig őrizetben volt, ezt követően április 19. napjától 1994. november hó 5. napjáig előzetes letartóztatásban lévő

**HORVÁTH LAJOS vádlott:** aki Szegeden, november 3.-án született, anyja neve: Koncz Róza, Budapest VIII., Petőfi u. 5 szám alatti lakos,

8. b ű n ő s :
  - 1 rb. lőfegyverrel és lőszerrel visszaélés büntetében,
  - 5 rb. lopás büntetében,
  - 1 rb. társtettesként elkövetett lopás büntetében,
  - 1 rb. folytatólagosan, részben társtettesként elkövetett lopás büntetében, valamint
  - 3 rb. lopás vétségének kísérletében.
9. Ezért a bíróság – halmazati büntetésül – 1 (egy) év börtönbüntetésre ítéli.  
A börtönbüntetés végrehajtását 2 (kettő) évi próbaidőre felfüggeszti.  
  
A kiszabott börtönbüntetésbe – annak utólagos végrehajtása esetén – beszámítani rendeli az előzetes fogvatartásban töltött időt.
10. A bíróság Kovács Béla, Soós Erika és Szendy Géza magánfeleket polgári jogi igényük érvényesítésével a törvény egyéb útjára utasítja.
11. Kötelezi a vádlottat 21.675, - (huszonegyezer-hatszázhetvenöt) forint eddig felmerült, valamint a jövőben esetleg felmerülő bünyügyi költségek megfizetésére.

**I n d o k l á s**

[ ... ]

(alíírások és keltezés)

### 3.2 Mikrostruktur des Urteileingangs

Die nun folgende Darstellung der Mikrostruktur ungarischer Urteile beschränkt sich nicht nur darauf, die Ergebnisse der Untersuchung zu erörtern, sondern diese werden gleichzeitig mit der deutschen Mikrostruktur verglichen. Dabei sollen die Unterschiede besonders hervorgehoben und, soweit erforderlich, begründet werden.

Gemäß § 116 Abs. 1 Satz 1 Be. ist der Urteileingang („bevezető rész“) einer von vier notwendigen Bestandteilen des Strafurteils:

1. Urteileingang („bevezető rész“)
2. Urteilsformel („rendelkező rész“)
3. Gründe („indoklás“)
4. Unterschriften und Datum („aláíráások és keltezés“)

Woraus sich der Urteileingang im einzelnen zusammensetzt, wird – mit Ausnahme von Punkt 3. – im Gesetz nicht näher ausgeführt. Es hat sich jedoch in der ungarischen Rechtspraxis eine einheitliche Form herausgebildet, die bei den Gerichten heute als Standard gilt. Dies hat auch die vorliegende Untersuchung der Urteile bestätigt.

Der Urteileingang des ungarischen Musterurteils umfaßt die Punkte 1.-6. Wie oben dargestellt wurde, besteht der Eingang eines deutschen Urteils hingegen aus 11 Informationselementen, ist also wesentlich umfassender als im ungarischen Urteil. Die Ursache liegt zum einen darin, daß die Angaben über den Angeklagten im Ungarischen in die Formel integriert sind, zum anderen läßt es sich darauf zurückführen, daß bestimmte Bestandteile wie zum Beispiel die Angabe der Prozeßbeteiligten im ungarischen Urteil nicht erforderlich ist.

1. Bezeichnung des erkennenden Gerichts (az eljáró bíróság megnevezése)

Die erste Angabe im Kopf des Urteils ist die Bezeichnung des erkennenden Gerichts.

2. Angabe des Aktenzeichens (az ügy száma)

Das Aktenzeichen setzt sich aus zwei Teilen zusammen: der Registriernummer und der Eingangsnummer (vgl. Erdei 1973, S. 160-161). Vor der Registriernummer ist stets das Kürzel für die Art der Strafsache anzugeben: „B“ im Musterurteil steht für „Büntető ügy“. Steht noch eine Zahl vor der Registriernummer, bezeichnet sie die Nummer des Senats; Budapester Gerichte geben außerdem noch die Bezirksnummer an.

Das Aktenzeichen des Musterurteils „9. B.V. 1145/1994/2“ bezeichnet demzufolge das 2. Schriftstück in einer Strafsache aus dem Jahr 1994, anhängig im V. Bezirk Budapests beim Senat Nr. 9.

### 3. „A Magyar Köztársaság nevében“

Gemäß § 163 Abs. 1 Be. ergeht das Urteil im Namen der Republik Ungarn.

### 4. Bezeichnung des erkennenden Gerichts

An dieser Stelle wird nochmals der Name des Gerichts, bei dem die Sache anhängig war, angegeben, wobei jedoch der Spruchkörper nicht näher bezeichnet werden muß. Ein bedeutender Unterschied zum deutschen Urteil liegt darin, daß die an der Verhandlung mitwirkenden Personen nicht aufgelistet werden. Die Namen der Richter können zwar den Unterschriften am Ende des Urteils entnommen werden, aber weitere Prozeßbeteiligte wie Verteidiger, Staatsanwalt, Protokollant usw. werden im ungarischen Urteil nicht genannt.

### 5. Bezeichnung des Tages und des Ortes der Sitzung

Die Angabe des Gerichts wird ergänzt durch die Bezeichnung des Tages und des Ortes der Sitzung. Das Datum ist dabei wie folgt anzugeben: „1994. évi november hó 5. napján“. Der Ort der Verhandlung, der sich eigentlich schon aus dem Namen des Gerichts ergibt, muß im ungarischen Urteil zusätzlich angeführt werden.

Beim Vergleich mit den deutschen Urteilen fällt außerdem auf, daß dort in der Regel von der „Sitzung“ gesprochen wird, während im Ungarischen der Terminus „Verhandlung“ (tárgyalás) bevorzugt wird. Im ungarischen Urteileingang muß die Verhandlung als öffentlich (nyilvános) oder nicht öffentlich (nem nyilvános) gekennzeichnet werden (vgl. Erdei 1973, S. 236); im Deutschen hingegen ist diese Angabe unerwünscht.

### 6. „meghozta a következő í t é l e t e t :“

Diese Formel ist für alle Urteile verbindlich, wenngleich sie nicht gesetzlich festgelegt ist. Sie entspricht der deutschen Wendung „für Recht erkannt“ und leitet zur Urteilsformel über. Sie endet immer mit einem Doppelpunkt.

### 3.3 Mikrostruktur der Urteilsformel

Die Urteilsformel umfaßt Punkt 7.-11. des Musterurteils.

Die grundlegenden Bestandteile der ungarischen Urteilsformel ergeben sich aus § 220 Abs. 1 u. 2 Be. (vgl. auch Gellért 1955, S. 81; Nagy 1973, S. 507). Bei Verurteilung besteht die Urteilsformel aus:

- (a) der Bezeichnung des Angeklagten (a vádlott megnevezése),
- (b) dem Schuldspruch (a terheltnek bűnösnek kimondása) und der Bezeichnung der Straftat (a bűncselekmény megjelölése),
- (c) dem Rechtsfolgenausspruch und den damit verbundenen Nebenentscheidungen (a kiszabott büntetés és az ezzel kapcsolatosan tett egyéb rendelkezések),
- (d) weiteren Nebenentscheidungen (egyéb rendelkezések),
- (e) der Kostenentscheidung (a bűnügyi költségekre vonatkozó rendelkezés).

Die Liste der Bestandteile zeigt, daß die Formel des ungarischen Urteils deutlich mehr Informationen umfaßt als die des deutschen Urteils. Das liegt nicht allein daran, daß die Bezeichnung des Angeklagten in die Urteilsformel verschoben ist, sondern es werden weitere Informationen in die Formel aufgenommen, die im deutschen Urteil nicht oder nur in Ausnahmefällen vorkommen. Dazu gehört der Ausspruch über die vermögensrechtlichen Ansprüche der Verletzten oder Nebenentscheidungen wie zum Beispiel die Beschlagnahme von Gegenständen.

Knappheit und Kürze, die für die deutsche Urteilsformel oberstes Gebot sind, gelten für die ungarische Urteilsformel nicht in gleichem Maße. Sie enthält viele Elemente, die im Deutschen als redundant betrachtet werden und die Formel nach deutscher Lehrmeinung unnötig belasten. Bei der Untersuchung der einzelnen Elemente hat sich aber herausgestellt, daß viele dieser Elemente aus ungarischer Sicht unverzichtbar sind. Häufig wird dieses „Mehr“ an Informationen, das zu einer gewissen Überlastung und demzufolge zur Unübersichtlichkeit der Formel führen kann, durch typographische Mittel ausgeglichen. Die einzelnen Informationen werden durch Absätze oder Einschübe deutlich voneinander getrennt, und besonders wichtige Bestandteile werden durch Fettdruck oder Unterstreichung hervorgehoben. Dadurch erhält die Formel eine klare, übersichtliche Struktur, so daß der Leser schon bei einem kurzen Blick auf den Text einen Überblick über die wichtigsten Aussagen erhält.

#### 7. Bezeichnung des Angeklagten

Im ungarischen Strafurteil werden die näheren Angaben zur Person im Rahmen der Urteilsformel gemacht.

Die Strafprozeßordnung schreibt in § 116 Abs. 2 vor, daß in das Urteil diejenigen Personalien aufgenommen werden, die auch bei der Vernehmung des Angeklagten festzuhalten sind (vgl. § 87 Abs. 1 Satz a) Be.):

- Name (Vor- und Nachname)
- Geburtsort
- Geburtsdatum
- Name der Mutter
- Wohnsitz

Die Analyse der Urteile hat ergeben, daß die Angabe des Familienstands und der Staatsangehörigkeit des Angeklagten im ungarischen Urteil nicht üblich sind. Allerdings muß der Name der Mutter – der in amtlichen Dokumenten grundsätzlich verzeichnet ist – angegeben werden.

Das Gesetz verlangt in der Urteilsformel ausdrücklich eine Angabe über einen Freiheitsentzug, falls der Angeklagte einer solchen Maßnahme unterworfen war (vgl. § 220 Abs. 1 Satz a. Be.). Unter freiheitsentziehenden Maßnahmen versteht man zum Beispiel die vorläufige Festnahme (örizetbe vétel) oder die Untersuchungshaft (előzetes letartóztatás). Hat sich der Angeklagte im Freiheitsentzug befunden, dann ist der genaue Zeitraum dieser Maßnahme anzugeben, und zwar, wie das Musterurteil zeigt, vor dem Namen des Angeklagten. Auch im deutschen Urteil werden freiheitsentziehende Maßnahmen genannt, ihre Angabe ist jedoch nicht gesetzlich vorgeschrieben.

## 8. Schuldspruch und Bezeichnung der Straftat

§ 220 Abs. 1 Be. legt fest, daß die Urteilsformel einen Schuldspruch (bűnsnek kimondás) oder einen Freispruch (felmentés) enthalten muß.

Der Angeklagte wird mit nur einem einzigen Wort für schuldig erklärt. Dieser Schuldspruch wird formal hervorgehoben, indem eine neue Zeile begonnen wird und die Buchstaben gesperrt oder fett gedruckt werden. Auch der Doppelpunkt, der nicht grammatikalisch bedingt ist, verleiht der Aussage besonderen Nachdruck:

**b ü n ö s:**

Gemäß § 220 Abs. 2 Be. muß die Urteilsformel die Bezeichnung der Straftat enthalten, derer der Angeklagte schuldig gesprochen wird. Wie auch in der deutschen Formel soll hier die Straftat bezeichnet werden und nicht die Paragraphen des angewendeten Gesetzes (vgl. Gellért 1955, S. 82):

Horváth Lajos bűnös: 5 rb. lopás büntettében.

(„rb.”= „rendbeli”, vgl. dazu Absatz „Tatmehrheit”)

Da im ungarischen Strafgesetzbuch jedoch nicht jeder Straftatbestand eine eigene Überschrift hat und es auch nicht immer feste Konventionen hinsichtlich seiner Bezeichnung gibt, muß die Straftat gegebenenfalls umschrieben werden, was zu recht komplizierten Satzstrukturen führen kann. Gellért (1955, S. 82) betont, daß es bei der Formulierung vor allem auf Präzision und Eindeutigkeit ankomme.

### **Teilnahmeform**

Die Art der Teilnahme – Gehilfe (búnsegéd) oder Anstifter (felbújtó) – ist stets anzuführen (vgl. Abb. 2):

[...] bünös: 1 rb. lopás bűntettében, mint **búnsegéd**.

### **Mittäterschaft**

Wie das obige Musterurteil belegt, ist in der ungarischen Urteilsformel nicht nur die Teilnahmeform anzugeben, sondern auch die Mittäterschaft (társtetteség):

[...] bünös: 1 rb. **társtettesként** elkövetett lopás bűntettében.

In der deutschen Urteilsformel dagegen wird diese Angabe als redundant betrachtet, da sie nach dem Gesetz kein eigenes Unrecht beinhaltet.

### **Schuldform**

Die Schuldform, das heißt ob die Tat fahrlässig (gondatlan) oder vorsätzlich (szándékos) begangen wurde, wurde in keinem der untersuchten Urteile angeführt. In der deutschen Formel hingegen ist diese Angabe in den bezeichneten Fällen verpflichtend. Da das ungarische Strafgesetzbuch die Merkmale der Fahrlässigkeit und des Vorsatzes nur als zusätzliche strafmildernde oder –verschärfende Merkmale kennt, jedoch nicht als eigenen Straftatbestand im Besonderen Teil des Gesetzes, werden diese in der ungarischen Formel nicht angeführt.

### **Deliktsform**

Wenn die Straftat nicht mit Erfolg beendet wurde, es also nur zu einem Versuch (kísérlet) gekommen ist, muß dies aus der Urteilsformel ersichtlich sein. Ein Beispiel dafür gibt die Formel des Musterurteils:

[...] bünös: 3 rb. lopás vétségének **kísérletében**.

### **Tateinheit (bűncselekményegység)**

Auch im ungarischen Strafrecht spricht man von Tateinheit, wenn ein und dieselbe Handlung mehrere Strafgesetze oder dasselbe Strafgesetz mehrmals verletzt. Dies wird in der Formel jedoch nicht kenntlich gemacht.

### **Tatmehrheit (bűnhalmazat)**

Auch das ungarische Strafverfahrensrecht schreibt vor, bei Tatmehrheit auf eine Gesamtstrafe (halmazati büntetés) zu erkennen. Bei gleichartiger Tatmehrheit wird die Zahl der Fälle angegeben. Bei Diebstahl in 5 Fällen lautet die Formel dann:

[...] bűnös: 5 rb. lopás büntettékben.

### **Fortgesetzte Tat (folytatólagos cselekmény)**

In der ungarischen Rechtspraxis wird – im Gegensatz zur deutschen Übung, wo das Rechtsinstitut der fortgesetzten Tat so gut wie abgeschafft wurde – sehr häufig auf eine fortgesetzte Tat erkannt (vgl. auch Földvári 1997, 218ff.). Dies muß auch in der Urteilsformel zum Ausdruck kommen:

[...] bűnös: 1 rb. folytatólagosan elkövetett család büntettékben.

### **Vergehen (vétség) oder Verbrechen (büntett)**

Da in Ungarn die Unterscheidung von Vergehen und Verbrechen (vgl. Abb. 1) einen hohen Stellenwert hat und im Besonderen Teil des ungarischen Strafgesetzbuches jedes Delikt ausdrücklich als Vergehen oder Verbrechen bezeichnet wird, ist diese Angabe auch in der Urteilsformel unerlässlich.

[...] bűnös: 1 rb. közokirat-hamisítás büntettékben.

[...] bűnös: 1 rb. jármű önkényes elvételének vétségében.

In der deutschen Urteilsformel ist diese Angabe unerwünscht.

### **Weitere Tatmodalitäten**

Die Notwendigkeit, im ungarischen Tenor umfassendere Angaben über die Tatmodalitäten zu machen als im deutschen, ergibt sich aus dem Aufbau der Strafgesetze. Die einzelnen Qualifikationsmerkmale haben ein viel größeres Gewicht als im deutschen Strafgesetz. Es wird zum Beispiel nicht wie im Deutschen von einem „besonders schweren Fall des Diebstahls“ gesprochen, sondern im Ungarischen lautet es: die Straftat des Diebstahls ist mit der Strafe x zu sanktionieren, wenn Merkmal a) oder Merkmal b) oder Merkmal c) usw. zutrifft. Diese Merkmale werden nicht zu einer Gruppe zusammengefaßt, es gibt also keinen alle Merkmale umfassenden Terminus. Um die Straftat genau zu kennzeichnen, ist es deshalb in der ungarischen Formel unerlässlich, sämtliche relevanten Qualifizierungsmerkmale anzugeben. Die Merkmale kennzeichnen häufig die Art und Weise der Ausführung („üzletszerűen“, „erőszakkal“), die Folgen der Tat („életveszélyt okozó“, „maradandó fogyatékossgot okozó“, „különösen nagy kárt okozó“, „jelentős kárt okozó“), die Beteiligung anderer Personen („csoportosan elkövetett“, „bűnszövetségben elkövetett“) oder das Ziel der Tat („jelentős értékre“, „muzeális tárgyra“).



Die Schuldformel kann durch die Aufnahme der Qualifikationsmerkmale sehr umfangreich werden, wie das folgende Beispiel zeigt:

[...] bűnös:

1 rb. jelentős kárt okozó, folytatólagosan, bünszövetségben, üzletszerűen elkövetett csalás bűntettében, melyet részben felbújtóként, részben bünszegédként követett el.

### **Schuld- und Strafausspruch**

Im ungarischen Tenor werden Schuld- und Strafausspruch sowie die Kostenentscheidung immer strikt voneinander getrennt. Der Richter ist bei seiner Formulierung an die im Musterurteil dokumentierte Form gebunden. Verschiedene Varianten – zwischen denen im Deutschen gewählt werden kann – existieren im Ungarischen nicht.

### **9. Rechtsfolgenausspruch und damit verbundene Nebenentscheidungen**

An den Schuldspruch knüpft sich der Rechtsfolgenausspruch.

Rechtsfolgen sind:

- Hauptstrafen: Freiheitsstrafe (szabadságvesztés), Geldstrafe (pénzbüntetés), gemeinnützige Arbeit (közérdekű munka)
- Nebenstrafen
- Maßnahmen

Die Abbildungen 4a und 4b zeigen, wie unterschiedlich die Begriffssysteme der Rechtsfolgen im deutschen und im ungarischen Strafrecht sind. Sie lassen sich zum Teil nur schwer vergleichen, da die Termini stark voneinander abweichende Begriffsinhalte umfassen.

Die wichtigsten Rechtsfolgen mit der entsprechenden Urteilsformel werden im folgenden erläutert.

### **Freiheitsstrafe (szabadságvesztés)**

Da es in Ungarn noch die Trennung von Haftanstalt (fogház), Gefängnis (börtön) und Zuchthaus (fegyház) gibt, muß in der Formel angegeben werden, wo die verhängte Freiheitsstrafe vollzogen werden soll. In Deutschland wurden die verschiedenen Formen des Strafvollzugs 1970 abgeschafft, seitdem gibt es nur noch die einheitliche Freiheitsstrafe (vgl. Brießmann 1996; Baur 1992, S. 134). Bei Freiheitsentzug lautet die ungarische Formel deshalb:

Ezért a bíróság 3 (három) év börtönbüntetésre/fogházbüntetésre/fegyházbüntetésre ítéli.

### **Gesamtstrafe (halmazati büntetés)**

Auch in Ungarn wird bei Tatmehrheit eine Gesamtstrafe<sup>10</sup> verhängt. Bei einer Gesamtfreiheitsstrafe kann die Formel wie im Musterurteil lauten:

Ezért a bíróság – halmazati büntetésül – 1 (egy) év börtönbüntetésre ítéli.

Die Termini „Gesamtfreiheitsstrafe“ und „Gesamtgeldstrafe“ gibt es im ungarischen Verfahren nicht; man spricht stattdessen von Gefängnisstrafe als Gesamtstrafe („börtönbüntetés halmazati büntetésül“) beziehungsweise von Geldstrafe als Gesamtstrafe („pénzbüntetés halmazati büntetésül“).

### **Strafaussetzung zur Bewährung**

Wenn die Strafe zur Bewährung ausgesetzt wird, muß diese Anordnung in die Formel aufgenommen werden, und zwar direkt nach dem Ausspruch über die Strafe. Der Unterschied zur deutschen Praxis liegt darin, daß auch die Bewährungszeit in der Formel erscheint:

A börtönbüntetés végrehajtását 2 (kettő) évi próbaidőre felfüggeszti.

### **Anrechnung der Untersuchungshaft**

Im Gegensatz zur deutschen Praxis, wo diese Angabe als überflüssig betrachtet wird, da die Anrechnung automatisch erfolgt, muß im ungarischen Urteil stets eine Anordnung über die Anrechnung getroffen werden (vgl. Gellért 1955, S. 84):

A kiszabott börtönbüntetésbe – annak utólagos végrehajtása esetén – beszámítani rendeli az előzetes fogvatartásban töltött időt.

### **Geldstrafe (pénzbüntetés)**

Wird eine Geldstrafe verhängt, so sind gemäß § 51 Abs. 1 Btk. Anzahl und Höhe der Tagessätze anzuführen:

Ezért 100 (egyszáz) napi tétel pénzbüntetésre ítéli.  
A pénzbüntetés egy napi tételének összegét 120 (egyszázhusz) Ft-ban alapítja meg.

### **Umwandlung in Freiheitsstrafe**

§ 52 Btk. legt fest, daß die Geldstrafe bei Uneinbringlichkeit in eine Haftstrafe umgewandelt wird, wobei ein Tagessatz einem Tag Haftstrafe entspricht. Es gibt diesbezüglich also keine Unterschiede zur deutschen Regelung. Im Ungarischen ist die Angabe über die Umwandlung jedoch in die

---

<sup>10</sup> In der Regel entspricht dem Terminus „Gesamtstrafe“ der ungarische Terminus „halmazati büntetés“. Nur wenn es sich um die Verhängung einer nachträglichen Gesamtstrafe handelt, ist sie als „összbüntetés“ zu übersetzen.

Formel aufzunehmen, auch wenn sie redundant erscheinen mag. Bei einem Tagessatz in Höhe von 100 Forint heißt es dann:

A pénzbüntetést, meg nem fizetése esetén, 100 (egyszáz) forintonként 1 (egy) napi fogházra kell átváltoztatni.

Das ungarische Strafgesetzbuch kennt 7 Formen der Nebenstrafe (vgl. Abb. 4a und 4b). Von diesen Nebenstrafen kamen in den untersuchten Urteilen die Geldnebenstrafe und das Fahrverbot sehr häufig zur Anwendung.

### **Geldnebenstrafe (pénzmellékbüntetés)**

Neben einer Freiheitsstrafe kann auch eine Geldnebenstrafe verhängt werden:

Ezért a bíróság 6 (hat) hónapi börtönbüntetésre és 10000, - (tízezer) Ft pénzmellékbüntetésre ítéli.

### **Fahrverbot (közúti járművezetéstől eltiltás)**

Das Fahrverbot in Ungarn gilt zwar als Nebenstrafe, darf aber nicht mit der deutschen Form des Fahrverbots verwechselt werden. Das deutsche Fahrverbot wird für höchstens 3 Monate ausgesprochen, während sich das Fahrverbot in Ungarn auf einen wesentlich längeren Zeitraum erstreckt, und zwar auf 1 bis 10 Jahre. Es entspricht somit eher der Entziehung der Fahrerlaubnis, die das deutsche Recht jedoch als Maßregel der Besserung und Sicherung klassifiziert (vgl. Abb. 4a und 4b).

Ezért a bíróság 5 (öt) évi közúti járművezetéstől eltiltás mellékbüntetésre ítéli.

## 10. Nebenentscheidungen

Im Rahmen der Urteilsformel wird auch über die vermögensrechtlichen Ansprüche (polgári jogi igény), die der Verletzte (magánfél) geltend gemacht hat, entschieden:

A vádlott köteles az ítélet jogerőre emelkedését követő 15 napon belül Kovács Ernő magánfélnek 450000 (négyyszázötvenezer) forintot megfizetni.

## 11. Kostenentscheidung

§ 163 Abs. 3 Be. bestimmt, daß das Gericht im Urteil eine Entscheidung über die Kosten zu treffen hat. Bei einer Verurteilung muß der Angeklagte die Kosten übernehmen:

Kötelezi a vádlottat 6.510 (hatezer-ötszázöt) forint eddig felmerült, valamint a jövőben esetleg felmerülő büntügyi költség megfizetésére.

Die Konvention, nach der Urteilsformel eine Liste der angewendeten Vorschriften anzuführen, gibt es im ungarischen Urteil nicht. Die Angabe der Paragraphen erfolgt nur im Rahmen der Gründe.

### 3.4 Mikrostruktur der Urteilsgründe

In diesem Kapitel werden die Bestandteile der Begründung eines ungarischen Urteils vorgestellt. Da in vieler Hinsicht die gleichen Prinzipien und Funktionen wie für die deutschen Urteilsgründe gelten, sollen sie nur insoweit ausführlicher dargestellt werden, als sie von den deutschen Urteilsgründen abweichen.

Den „Gründen“ des deutschen Urteils entspricht im Ungarischen der gemäß § 163 Abs. 4 Be. als „indoklás“ (Begründung) bezeichnete Teil des Urteils.

Die Urteilsgründe im ungarischen Urteil müssen ebenso wie im deutschen Urteil den Anforderungen der Klarheit, Kürze, Sachlichkeit, Verständlichkeit und dem guten Stil Rechnung tragen.

Der Inhalt der Urteilsgründe ist in § 163 Abs. 4 sowie § 220 Abs. 3 Be. geregelt. Im allgemeinen gliedern sich die Urteilsgründe in folgende Abschnitte:

- (1) Persönliche Verhältnisse (személyi körülmények)
- (2) Sachverhaltsschilderung (tényállás)
- (3) Anklage (vád)
- (4) Verteidigung (védekezés)
- (5) Beweiswürdigung (bizonyítóeszközök értékelése)
- (6) Rechtliche Würdigung (jogszabályok értelmezése)
- (7) Strafzumessung (büntetés kiszabása)
- (8) Nebenentscheidungen (egyéb rendelkezések)
- (9) Kostenentscheidung (bűnügyi költségekre vonatkozó rendelkezés)

Im Hinblick auf diese Gliederung ist anzumerken, daß die Anführung der Anklage und die Angaben über den Standpunkt der Verteidigung, das heißt die Punkte (3) und (4), nicht gesetzlich vorgeschrieben sind; sie sind demnach nur fakultative Elemente der Gründe. In der Literatur werden sie jedoch als notwendige Bestandteile bezeichnet (vgl. Erdei 1973, S. 236-237; Gellért 1955, S. 92-93), und auch die vorliegende Untersuchung hat diese Gliederung bestätigt.

#### (1) Persönliche Verhältnisse

Wie in den Gründen des deutschen Urteils werden dem Sachverhalt die persönlichen Gründe vorangestellt, da sie die Grundlage für eine gerechte Be-

urteilung des Falles darstellen. Der Lebenslauf des Angeklagten soll dabei nur insoweit wiedergegeben werden, als für die Beurteilung der Straftat erforderlich ist (vgl. Nagy 1973, S. 529). In Übereinstimmung mit den deutschen Urteilen wurden in den untersuchten ungarischen Urteilen folgende Faktoren behandelt: Lebenslauf, beruflicher Werdegang, Familienverhältnisse, soziale Verhältnisse, Vorstrafen und bestehende Krankheiten.

Die Angabe der Vorstrafen ist vom Gesetz vorgeschrieben. § 220 Abs. 3 Be. besagt: „Az ítélet indoklása [...] tartalmazza a vádlott korábbi büntetései vonatkozó adatokat [...]”. Wenn der Angeklagte vorbestraft ist (büntetett előéletű), werden die verhängten Urteile genau zitiert, und zwar unter Angabe des Aktenzeichens, des erkennenden Gerichts, der Straftat, der verhängten Strafe sowie ggf. der Aussetzung zur Bewährung. Wenn der Angeklagte nicht vorbestraft (büntetlen előéletű) ist, so wird dies ebenfalls angegeben.

## (2) Sachverhaltsschilderung

Die Notwendigkeit der Schilderung des Sachverhalts ergibt sich aus § 163 Abs. 4 Be.: „A határozat indoklása [...] tartalmazza a tényállást [...]”.

Der Sachverhalt bildet auch im ungarischen Urteil das Rückgrat der Gründe. Erst die Darlegung des Sachverhalts eröffnet dem Leser die Möglichkeit, zur Richtigkeit der gerichtlichen Entscheidung Stellung zu nehmen (vgl. Gellért 1955, S. 93).

Für die Darstellung gelten die gleichen Prinzipien wie für den Sachverhalt eines deutschen Urteils (vgl. Nagy 1973, S. 529ff.; Gellért 1955, S. 93-96):

- kurze, klare Aussagen
- nur rechtlich relevante Tatsachen
- Auflösung der Tatbestandsmerkmale in konkrete Handlungen
- Berücksichtigung innerer und äußerer Tatsachen
- Vermeidung von Zweifelssätzen

Im Sachverhalt soll das Geschehen erzählt werden. Gellért (1955, S. 95) rät, der Richter solle sich dabei von folgenden Fragen leiten lassen:

Wer hat wann und wo aus welchem Grund auf welche Art und Weise mit wem was getan, und welchen Schaden hat er dadurch verursacht?

Die Übereinstimmung der Prinzipien bei der Darstellung des Sachverhalts im Ungarischen und im Deutschen hat sowohl die Auswertung der ungarischen Urteile als auch die Konsultation der – allerdings recht dürftigen – Fachliteratur belegt.

Wenn bei einer Straftat eine Person zu Schaden gekommen ist, erweitert sich der ungarische Sachverhalt um ein zusätzliches Informationselement. Es muß in diesem Fall angegeben werden, ob dem Verletzten der

Schaden erstattet wurde oder ob er Schadenersatzanspruch eingelegt beziehungsweise seinen vermögensrechtlichen Anspruch geltend gemacht hat.

### (3) Anklage

Auf die Darlegung des Sachverhalts folgt ein kurzer Verweis auf die Anklageschrift und den darin enthaltenen Tatvorwurf. Wird die Anklage in allen Punkten aufrechterhalten, so heißt es in den Gründen zum Beispiel:

Kertész József vádlottat a Pest Megyei Főügyészség Közl. 87.934/1995. számú vádiratában 1 rb. a Btk. 187. § (1) bekezdésébe ütköző és aszerint minősülő közúti baleset gondatlan okozásának vétségével, és 1 rb. a Btk. 172. § (1) bekezdésébe ütköző és a (3) bekezdés I. fordulata szerint minősülő segítségnyújtás elmulasztásának a veszélyhelyzetet előidéző által elkövetett büntetével vádolta.

A tárgyaláson jelenlévő ügyész a vádat, és a minősítést az írásban benyújtott vádirattal egyezően tartotta fenn.

Wurde die Anklage während der Verhandlung modifiziert, so ist genau anzugeben, welche Punkte sich geändert haben. Ein Verweis auf die Anklageschrift ist in der Begründung des deutschen Urteils im allgemeinen nicht üblich. Nur wenn das Gericht von der rechtlichen Auffassung des Eröffnungsbeschlusses abweichen will, so müssen Anklageschrift und Eröffnungsbeschuß herangezogen werden (vgl. Kroschel 1988, S. 64).

### (4) Verteidigung

Bevor die Beweiswürdigung durchgeführt wird, wird in diesem Teil der Urteilsgründe kurz dargelegt, welchen Standpunkt der Angeklagte und sein Verteidiger im Hinblick auf den Tatvorwurf vertreten. Es heißt dann zum Beispiel:

A vádlott a nyomozás során és a tárgyaláson is a cselekmények elkövetését beismerte, bűnösségét azonban a közúti baleset gondatlan okozásának vétségében tagadta [...] Vallotta, hogy [...] Tudta azt, hogy [...]

Im folgenden wird dann kurz dargelegt, welche Gründe der Angeklagte zu seiner Verteidigung angeführt hat.

In den Gründen des deutschen Urteils fehlt die Stellungnahme der Verteidigung. Es wird zwar im Rahmen der Beweiswürdigung kurz darauf eingegangen, ob der Angeklagte geständig ist oder die Tat leugnet, aber daraus konstituiert sich kein eigenständiger Abschnitt.

### (5) Beweiswürdigung

Die Notwendigkeit der Beweiswürdigung ergibt sich aus § 163 Abs. 4 Be. Das Gericht ist verpflichtet, die Beweise darzulegen und zu bewerten, auf-

grund derer es den Sachverhalt festgestellt hat. Auch in der Beweiswürdigung des ungarischen Urteils werden zuerst die Beweisgründe kurz vorgestellt, zum Beispiel:

A bíróság a tényállást Fülöp Imre vádlott beismerő nyilatkozata, Hegedüs Péter tanú vallomása, Fehér Zoltán igazságügyi orvosszakértő előadása és a tárgyaláson ismertetett iratok tartalma alapján állapította meg.

Ebenso wie im deutschen Urteil folgt dann die Darstellung der Beweismittel (Aussagen, Gutachten, Augenschein usw.) und eine ausführliche Erörterung, weshalb bestimmten Beweismitteln Glauben geschenkt, andere hingegen nicht berücksichtigt wurden. Ein Auszug aus einer Beweiswürdigung der untersuchten Urteile lautet:

A dologelvétel megvalósításának konkrét módját az autótáska tekintetében nem lehetett pontosan meghatározni. Herczeg Zsófia azt állította, az autótáska szíját a csuklójára fűzte. Tény, hogy a táska szíja a táskáról leszakadt, hiszen azt a szemle alkalmával a helyszínen megtalálták. Fülöp Imre vádlott azt állította, a táskát a földről vette fel. Ezt a kijelentését egyéb bizonyíték hiányában sem cáfolni, sem igazolni nem lehetett.

Die Beweiswürdigung im ungarischen Urteil weicht in einem Aspekt von der deutschen Darstellungsweise ab: Es wird häufig auf andere Dokumente wie zum Beispiel die Ermittlungsunterlagen oder das Verhandlungsprotokoll Bezug genommen. Die Verweisung erfolgt durch die Angabe des Dokuments mit der genauen Seitenzahl. Da das Beweismittel aber im Urteil ausführlich dargestellt wird und die Verweisung nur zusätzliche Informationen liefert, ist die Eigenständigkeit des Urteils nicht gefährdet.

In den analysierten deutschen Urteilen gab es keine derartigen Bezugnahmen. Auch in der deutschen Fachliteratur wird immer wieder betont, daß Verweisungen im deutschen Urteil nicht beziehungsweise nur bedingt gestattet sind (vgl. Kroschel 1988, S. 80).

## (6) Rechtliche Würdigung

§ 163 Abs. 4 Be. legt fest, daß die Urteilsgründe die den Entscheidungen zugrunde liegenden Gesetze anführen müssen. Wie auch im Deutschen müssen die Paragraphen der angewendeten Strafgesetze zitiert werden. Ein Beispiel aus den untersuchten Urteilen lautet:

A fentiek alapján a bíróság Fülöp Imre vádlott bűnösségét megállapította a Btk. 316. (1) bekezdésbe ütköző és a (2) bekezdés d.) pontjára figyelemmel a (6) bekezdés b.) pontja szerint minősülő jelentős értékre, dolog elleni erőszakkal elkövetett lopás büntetében, mint bűnsegéd (I/1.p) és a Btk. 316. § (1) bekezdésbe ütköző és a (2) bekezdés d.) pontjára figyelemmel a (4) bekezdés b/1. pontja szerint minősülő lopás büntetében, mint társtettes (I/2.p.).

## (7) Strafzumessung

Bei der Strafzumessung müssen die Prinzipien des § 83 Btk. berücksichtigt werden. Das sind:

- die Gefahr, die der Täter für die Gesellschaft darstellt
- das Ausmaß der Schuld
- strafverschärfende Umstände
- strafmildernde Umstände

Bei der Abwägung der Umstände werden zuerst die strafverschärfenden (súlyosbító/súlyosító körülmények) und danach die strafmildernden (enyhítő körülmények) Umstände genannt:

A büntetés kiszabása során súlyosító körülményként értékelte a hasonló cselekmények elszaporodottságát, az ittasság súlyos fokát, a többszörös és súlyos KRESZ szabályszegést.

Enyhítő körülményként vette figyelembe a vádlott idősebb korát, büntetlen előéletét, bűnösségére is kiterjedő feltárázó jellegű beismerő vallomását, valamint, hogy a cselekmény óta mintegy másfél év telt el.

Auf die Darlegung der Umstände folgt die Verhängung der Strafe:

E bűnösségi körülményekre tekintettel a vádlottal szemben kiszabható 2 évtől terjedő szabadságvesztés keretén belül a bíróság az alsó határhoz közelebb állapította meg a szabadságvesztés mértékét. A KRESZ szabályszegések súlyát, az ittasság súlyos fokát a járművezetéstől eltiltás mellékbüntetés mellett megállapítása során értékelte.

Das Gericht muß außerdem über die Form der Freiheitsstrafe (Haftanstalt, Gefängnis, Zuchthaus) entscheiden und gegebenenfalls begründen, auf welcher Grundlage eine Strafe zur Bewährung ausgesetzt wurde, zum Beispiel:

A szabadságvesztést a Btk. 43. §. a.) pontja szerint börtönben kell végrehajtani és a vádlott a Btk. 47. § (2) bek. II. tétele szerint büntetése háromnegyed része kiállása után feltételes szabadságra bocsátható.

#### (8) Nebenentscheidungen

Auch die Nebenentscheidungen müssen gesetzlich begründet werden. Bei Beschlagnahme von Gegenständen heißt es beispielsweise:

Bünjелек tekintében a határozat a Btk. 77 § (1) bekezdés a.) pontján alapul.

#### (9) Kostenentscheidung

Auch der Paragraph über die Kostenentscheidung muß angeführt werden. In §§ 217 – 219 Be. ist geregelt, von wem die Kosten des Verfahrens zu tragen sind. Bei Verurteilung hat der Angeklagte die Kosten zu tragen:



Kötelezte a Be. 217. § (1) bek. alapján a vádlottat a felmerült bűnügyi költség megfizetésére.

### 3.5 Unterschriften und Datum

Nach den Gründen folgen die Orts- und Datumsangabe mit den Unterschriften der erkennenden Richter. Dabei unterschreiben alle Richter, also nicht nur der Vorsitzende, wie beim deutschen Urteil, sondern auch die Schöffen (vgl. auch Gellért 1955, S. 12). Da die Prozeßbeteiligten nicht mit in den Urteilseingang aufgenommen werden, geben nur die Unterschriften Aufschluß über die Zusammensetzung des erkennenden Strafsenats. Die Unterschriften werden mit dem Zusatz „s.k.” (saját kezűleg) versehen, als Bestätigung, daß die Richter eigenhändig unterschrieben haben.

Falls das Urteil oder ein Teil davon schon im erstinstanzlichen Verfahren rechtskräftig wird, kommt dies in der Schlußklausel (záradék) zum Ausdruck (vgl. auch Erdei 1973, S. 238-239):

Az ítélet a kihirdetése napján jogerős és – fel nem függesztett részében – végrehajtható.

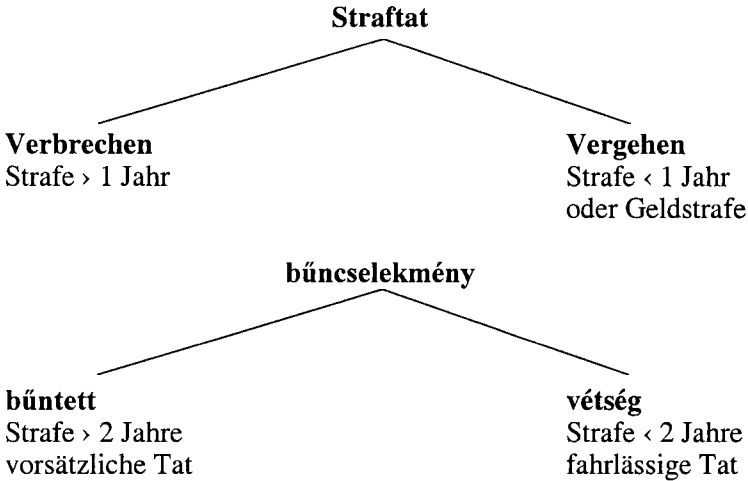
### Zitierte Literatur

- ARNTZ, Reiner: Interlingualer Fachsprachenvergleich und Übersetzen. In: *Translation Studies. An interdisciplinary*. Hrsg. Mary SNELL-HORNBY. Amsterdam u.a.: John Benjamins, 1994, S. 236-246
- ARNTZ, Reiner/PICHT, Heribert: *Einführung in die Terminologiearbeit*. Hrsg. Reiner ARNTZ/Norbert WEGNER. 3. Aufl. Hildesheim u.a.: Olms, 1995 (Studien zu Sprache und Technik, 2)
- BAUR, Fritz/WALTER, Gerhard: *Einführung in das Recht der Bundesrepublik Deutschland*. 6. Neubearb. u. erw. Aufl. München: Beck, 1992
- BRIESSMANN, Ermin: *Beck-Rechtsberater: Strafrecht und Strafprozeß von A-Z*. 7. Neubearb. Aufl. München: Beck/dtv, 1996
- DAUM, Ulrich: *Gerichts- und Behördenterminologie*. Hrsg. Sprachen- und Dolmetscher-Institut München. 3. Aufl. München, 1997 (Schriftenreihe des Sprachen- und Dolmetscher-Instituts München, 1)
- ERDEI, Árpád/KRATOCHWILL Ferenc: *Büntetőeljárás határozat és iratmintatár*. Kézirat. ELTE Állam és Jogtudományi Kar. Budapest: Tankönyvkiadó, 1973
- FÖLDEVÁRI, József: *Magyar Büntetőjog*. Általános Rész. 4. überarb. Aufl. Budapest: Osiris, 1997
- GELLÉRT, György/HORGOSI, György (Hrsg.): *Bírósági határozatok szerkesztése*. Budapest: Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó, 1955
- GÖBEL, Klaus: *Strafprozeß*. 5. Neubearb. Aufl. des von Ludwig Leiss begr. und bis zur 3. Aufl. von Klaus Marquardt fortgef. Werks. München: Beck, 1996 (Handbuch der Rechtspraxis, 8)
- HEMMER, Karl E./WÜST, Achim: *Strafprozeßrecht*. Juristisches Repetitorium 30. 2. Aufl. Würzburg: Hemmer/Wüst, 1997
- HUBER, Michael: *Das Strafurteil*. München: Beck, 1993 (Schriftenreihe der Juristischen Schulung [JUS], 121)

- KROSCHER, Theodor/MEYER-GÖBNER, Lutz: *Die Urteile in Strafsachen. Sowie Beschlüsse, Protokoll der Hauptverhandlung, Anklage- und Privatklageschrift*. 25. neubearb. Aufl. München: Vahlen, 1988
- NAGY, Lajos: *Ítélet a büntetőperben. A büntetőbírói döntési tevékenység problémái*. Budapest: Közgazdasági és Jogi Könyvkiadó, 1973
- RAHN, Dietrich/SCHÄFER, Hans Christoph: *Mustertexte zum Strafprozeß*. Neubearb. v. Dr. H. Ch. Schäfer. 6. Aufl. München: Beck, 1997
- SASSENBERG-WALTER, Ulrike: *Die Urteilsgründe im Strafverfahren*. Frankfurt/Main u.a.: Lang, 1987 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 2, Rechtswissenschaft, Band 625)

## Abbildungen

Abb. 1

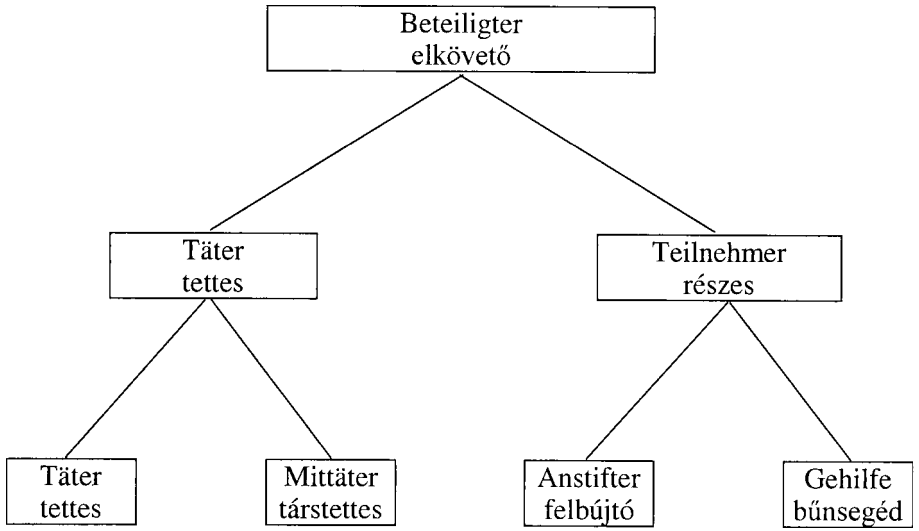


Der Vergleich der Schaubilder zeigt, daß es sich bei dem Terminus „bűntett“ um einen sogenannten falschen Freund handelt, da „bűntett“ nicht, wie man vermuten könnte, „Straftat“ bedeutet, sondern „Verbrechen“. Dem übergeordneten Begriff der „Straftat“ hingegen entspricht der Terminus „bűncselekmény“.

Die genaue Unterscheidung der Termini ist im Ungarischen von besonderer Bedeutung, da es gemäß der ungarischen Strafprozeßordnung zwei Arten von Verfahren gibt: das Strafverfahren bei Verbrechen (bűntetti eljárás) und das Strafverfahren bei Vergehen (vétségi eljárás). Die Klassifizierung der Straftaten in Verbrechen und Vergehen findet sich zwar auch im deutschen Strafrecht – sie hat allerdings keinerlei Auswirkungen auf den Ablauf des Strafverfahrens, sondern ist lediglich im Hinblick auf die Strafzumessung von Relevanz.

Abb. 2

### Beteiligte an der Straftat



### Abb. 3

Bezeichnung des Beschuldigten („terhelt“) in den verschiedenen Verfahrensstadien:

#### Deutsches Strafverfahren

#### Ungarisches Strafverfahren

1. <u>Ermittlungsverfahren</u> (Eingang der Anzeige bis zum Einreichen der Anklageschrift)	Beschuldigter	gyanúsított	1. <u>Ermittlungsverfahren</u> (Eingang der Anzeige bis zum Einreichen der Anklageschrift)
2. <u>Zwischenverfahren</u> (Eingang der Anklageschrift bis zur Öffnung des Hauptverfahrens)	Angeschuldigter	vádlott	2. <u>Gerichtsverfahren</u> (Eingang der Anklageschrift bis zur rechtskräftigen Verurteilung)
3. <u>Hauptverfahren</u> (Zulassung der Anklage bis zur rechtskräftigen Verurteilung)	Angeklagter	vádlott	
(4.) ab Rechtskraft der Verurteilung	Verurteilter	elítelt	(3.) ab Rechtskraft der Verurteilung

Wie die Abbildung zeigt, wird sowohl der Angeschuldigte als auch der Angeklagte im Ungarischen als „vádlott“ bezeichnet. Das liegt darin begründet, daß das ungarische Strafverfahren kein Zwischenverfahren kennt und daß direkt auf das Ermittlungsverfahren das Gerichtsverfahren folgt. Sobald die Anklageschrift eingereicht wurde, wird der Beschuldigte deshalb als „Angeklagter“ bezeichnet.

Abb. 4a

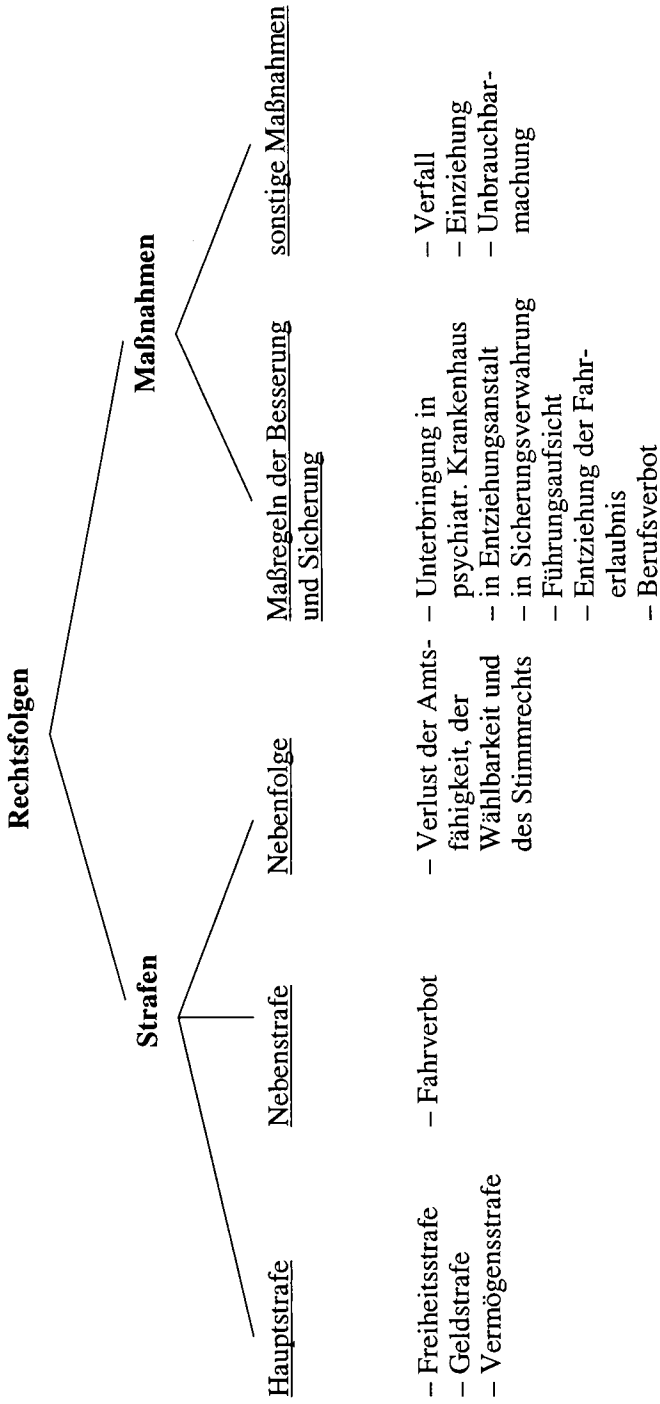
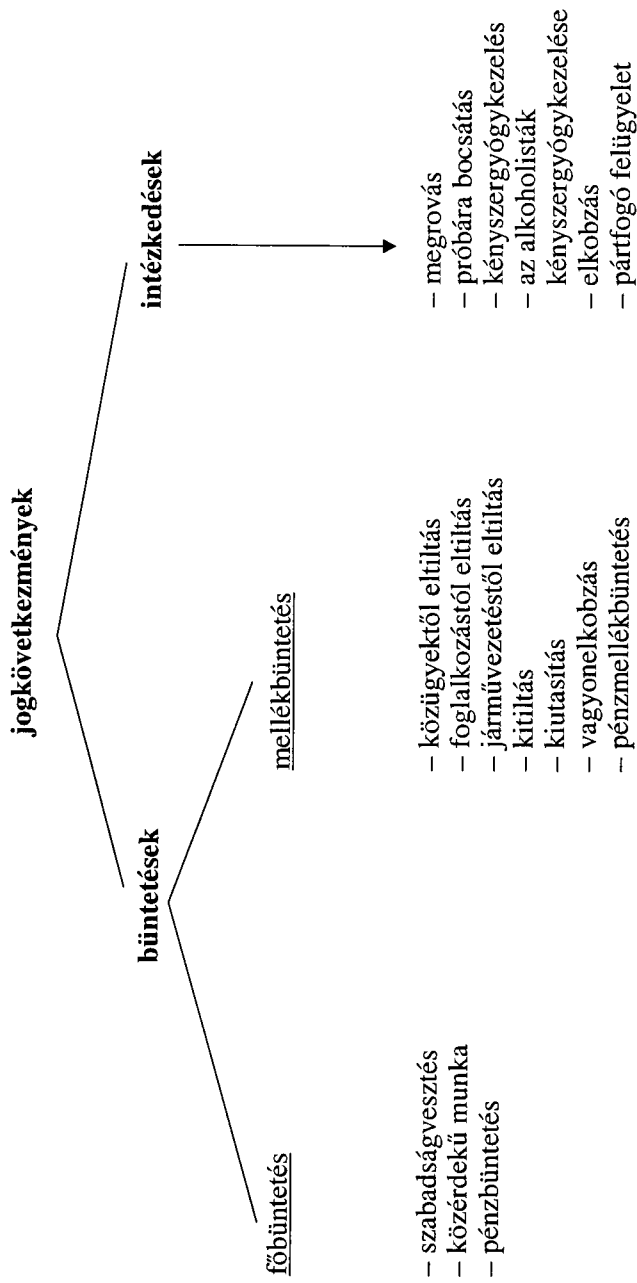
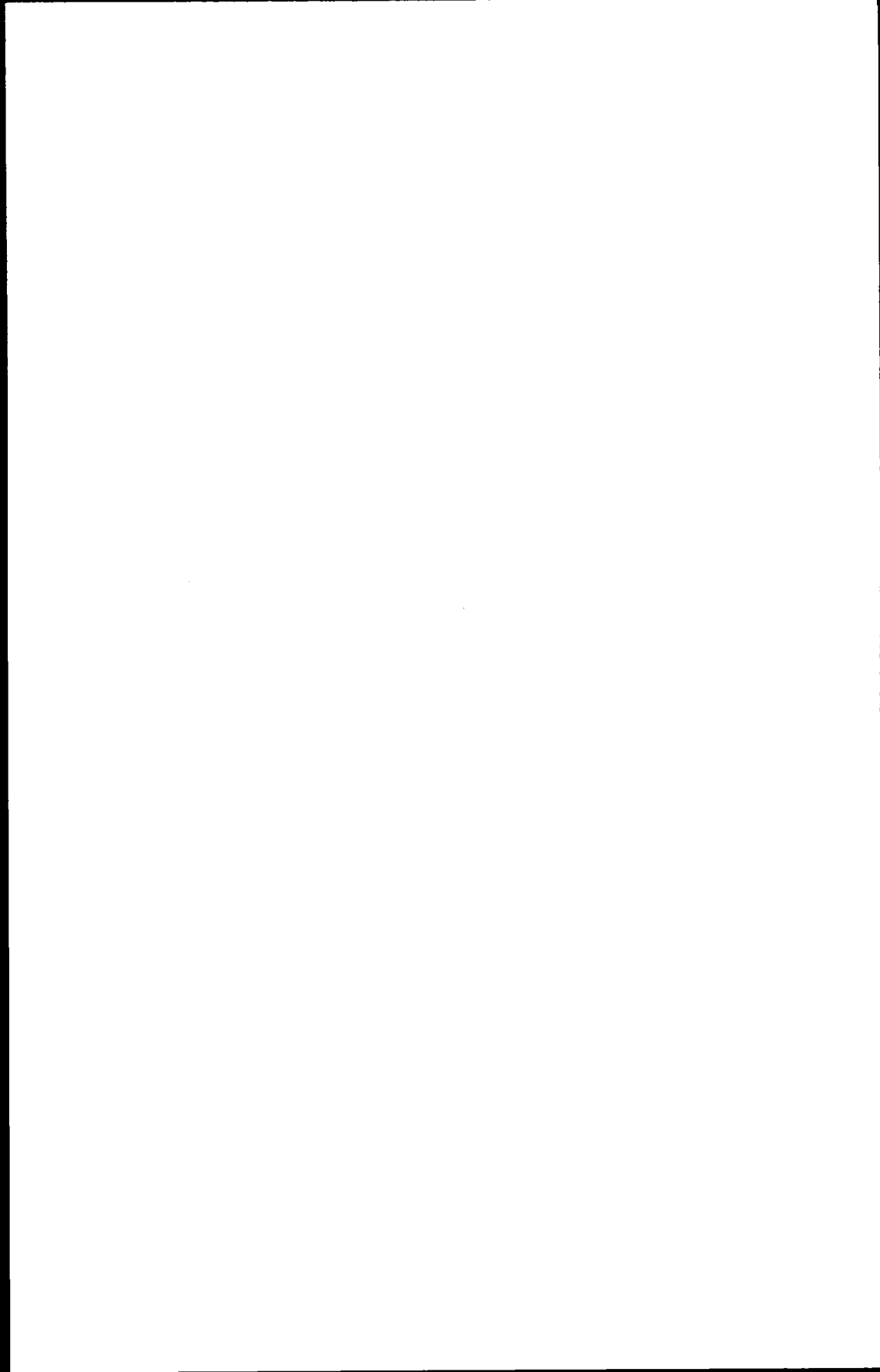


Abb. 4b







## TARTALMI KIVONATOK



## **Hermeneutika és filológia: A dolgot kell-e megérteni avagy a szöveget?**

Hans-Georg Gadamer filozófiai elmélkedéseinek gyakori témája a filológia, mindenekelőtt ennek viszonya a filozófiához és a szellemtudományokhoz és saját filozófiai hermeneutikájához. A dolgozat első része arra tesz kísérletet, hogy Gadamer gondolkodásában ezeket a kapcsolatokat rekonstruálja. Ezt követi a második részben egy Magyarországon folyó vitával kapcsolatos esettanulmány, amelyben a Gadamer-i gondolatok két összefüggésben is jelen vannak: egyrészt mint az adott esettel kapcsolatos reflexiók, másrészt úgy is, mint e reflexió tulajdonképpeni tárgya. A filológia és a filozófia egymásba kapcsolódása és kölcsönös egymásra utaltságuk alkotja azt a közeget, amelyben Gadamer hermeneutikus filozófiája kibontakozik. Gadamer hermeneutikájának középpontjában lényegében a szöveg megértése áll, amennyiben a szöveg a dolognak és igazságának közvetítője, és kevésbé magának a szövegnek a tisztán filológiai jellegű textualitása. A dolgozat esettanulmánya Gadamer főművének egy szövegrészletével foglalkozik, ahol a szerző azt állítja, hogy a pietizmus, pl. Rambach, harmadik tagként egyfajta *subtilitas applicandi*-t állított a *subtilitas intelligendi*-hez és a *subtilitas explicandi* mellé. A magyarországi disszkusszió e megállapítást arra hivatkozva vitatja, hogy Rambachnál szó szerint csupán "sapienter adplicare" található nem pedig "subtilitas applicandi". A vita elemzéséből az következik, hogy még abban az esetben is, ha Rambachnál fenti kifejezés szó szerint nem volna megtalálható, kétség kívül bizonyos magának az *applikációnak* a pietizmus számára való jelentősége, ami sokféle módon bizonyítható. Végül is, ami voltaképpen a lényeg, az a dolgozat első részének szellemében kevésbé a puszta szó szerintiség, sokkal inkább a dolog maga.

IRENE RÜBBERDT (BERLIN)

## A szöveg „félrelépései”

### A versek multi- és intermedialitásáról

A dolgozat a multi- és intermedialitás különböző definícióinak rövid áttekintése után különböző példák szemléltetésével mérlegeli e fogalmak határait és tartalmi átmeneteit, majd két szövegen (Kassák Lajos *Karmester esti világitásban* és Géczy Lajos *Apokrif* című költeményein) mutatja ki a (viszonylag) konvencionális és a vizuális líra intermedialis mozgásterét. A lírai szövegek műfordítása során minden esetben felmerül a szöveg medialisitásának és ezzel együtt természetesen a mindenkor ténylegesen indokolt műfordítási stratégiának a kérdése. Ez nemcsak olyan szövegeknél van így, amelyek esetében a medialisitás problémája nyilvánvaló, mint pl. a film, az opera, a színelőadás vagy éppen a képregény mindenkori szövege. A bennünket foglalkoztató kérdés elsősorban az, hogy vajon nem minden szöveg (azaz írásban rögzített beszéd) tekinthető-e multimedialis eseménynek, amelyet ebben az értelemben kell műfordító munkánk során számításba venni.

MARKUS EBERHARTER (VARSÓ)

## A húszas évek közép európai avantgardjáról

### A magyar, cseh és lengyel avantgard programjai szintetikus szemléletének lehetőségei

A tanulmány első részében főként az orosz formalisták és az újabb összehasonlító irodalomtudományi kutatások alapján az „irodalmi térség” fogalmát írja körül. Utána a közép európai avantgard vizsgálatát négy korszakra bontja. Előttörténetként a századforduló irodalmából az avantgardba való átmenetet tárgyalja, s rámutat arra, hogy fiatal írók mindhárom irodalomban már 1914-et megelőzően bírálták a századforduló esztéticizmusát és képtelenségét arra, hogy a „valóságra” hasson és cselekedetekre ösztönözzön. A tanulmány szerzője az avantgard első korszakát az 1914 és 1921/22 közötti időszakra teszi, és fő sajátosságát abban látja, hogy a művészet és az élet, a modern nagyváros és a technika összekapcsolására törekszik. A második szakasz 1922-ben kezdődik és a művészek a jelenkor szintézisét kívánják megteremteni, a teljes valóságot megragadni. Ebben a korszakban létre jönnek az egyes nemzeti irányzatokra jellemző mozgalmak is. A húszas évek második felében azonban már megkezdődik az egyes avantgard csoportosulások felbomlása is. A tanulmány befejező része további kutatásokra buzdít, s elsősorban az avantgard irányzatok poétikájának bemutatását tartja fontosnak.

## **Bródy Sándor és Max Reinhardt: helyek, találkozások**

A századelő művészvilágának két mérvadó személyiségének találkozásait és ezek helyeit térképezi föl a szerző: a drámáíró, újságíró Bródy Sándorét és a Berlinben immár lassan világhírű rendezővé érő Max Reinhardtét, s ezzel egyben érinti az akkori Budapest és Berlin közötti kulturális kapcsolatokat is. Bródy szemével láttatja Reinhardt nagyvilági életvitelét a berlini Wesendonck-villában. Összegző elemzésében föltárja, mennyire nélkülözhetetlenül fontos volt e két művész egymásnak: Reinhardt ismertette meg a *Tanítónő*vel a közönséget a német nyelvterületen, Bródy pedig újságírói tevékenysége révén növelte Reinhardt népszerűségét Magyarországon. Mivel Reinhardt tényleges születési helye mind a mai napig tisztázatlan, dolgozatának utolsó bekezdésében a szerző röviden vázolja Bródy szerepét a vélt szülőhellyel kapcsolatos legendák létrehozásában és terjesztésében.

## I. Ferenc József Krúdy műveiben

Ferenc József személyét Krúdy inkább csak a monarchia összeomlása után kezdte irodalmi figuraként szerepeltetni műveiben, nosztalgikus felhangokkal a vélt boldogabb múlttal kapcsolatban. Az 1920-as évek közepétől Krúdy az ember iránt is érdeklődni kezd, de főhőssé soha nem teszi a királyt egyetlen munkájában sem. Ha szerepel is az egyik vagy a másik műben, akkor is a legtöbbet utalásokból, sejtetésekből tud meg az olvasó. A történelmi tényeknek megfelelően Ferenc József mint a kor egyik meghatározó személyisége jelenik meg Krúdynál, sajátos megítélését ugyanakkor azonban figyelemre méltóan árnyalja az a tény, hogy a szerző magyar író.

BÓDYNÉ MÁRKUS ROZÁLIA (BUDAPEST)

*Die Geschichte von Siebenbürgen  
in Abend Unterhaltungen vors Volk*

**Egy nagyszzebeni népszerű történeti munka és utódjai**

A tanulmány három, az 1780-as években és az 1790-es évek elején Nagyszzebenben megjelent, Erdély történetét tárgyaló munka vizsgálatát tartalmazza. Az 1784-ben *Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend Unterhaltungen vors Volk* címen napvilágot látott, az erdélyi szász tanár, evangélikus lelkész Michael Lebrecht tollából származó munka, annak 1791-ben kisebb változtatásokkal és új címen megjelent második kiadása, valamint egy 1790 és 1792 között megjelent történeti folyóirat az erdélyi történelem népszerű előadásának érdekes kísérletei. A tanulmány az előszavak, bevezető fejezetek, előfizetési hirdetések részletes összehasonlításával vizsgálja azt a változást, amely a kiadványok célját, hangvételét, megcélzott olvasóközönségét illetően a szerző és kiadó elképzeléseiben végbement. A szövegelemzés rámutat a népfelvilágosítási mozgalom írásainak hatására, és kiterjed a bevezető szövegrészekben használt politikai fogalomkincs vizsgálatára is. A tanulmány az 1784 és 1792 között lezajlott politikai változások áttekintése után a kiadványokban megfigyelhető szerzői-kiadói koncepció-váltás okára nézve is megfogalmaz egy hipotézist.



SZÁSZ FERENC (BUDAPEST)

**Goethe Babits Mihály *Az európai irodalom története* című művében**

Babits könyve az egyik legtöbbet olvasott magyar nyelvű irodalomtörténet, így az a kép, amit Goethéről megrajzol, nagy hatással volt a 20. századi magyar Goethe-recepcióra. A weimári óriás alakja és életműve, kezdve a mű világirodalom-konceptióján, minduntalan felbukkan a könyv hasábjain, s a nemzeti és nyelvi határokat figyelembe nem vevő időrendi szerkesztési elv következményeként Babits Goethét több mint száz oldalon keresztül tárgyalja és kitér minden jelentősebb művére. Ennek a megkülönböztető figyelemnek az okát a dolgozat szerzője abban látja, hogy Babits mintegy a saját önarcképét festi meg a német költőben.

## Goethe és Hesse

### Goethe hatása Hessére, a két író fejlődésezsméjének tükrében

A tanulmány Goethe születésének 250 éves jubileuma alkalmából íródott. Az első részben a hessei életművön belül azokat a műveket, illetve szöveg-helyeket emeli ki, és értelmezi röviden, melyekben Goethe alakja és/vagy szellemisége jelenik meg (pl. levelezés, esszéisztika, szépprózai írások: *Demian*, *A pusztai farkas*, *Az üveggyöngyjáték*).

A dolgozat második felében a szerző Goethe és Hesse „fejlődés-elméletének” bemutatására és összehasonlítására vállalkozik. Goethénél az arisztotelészi entelecheia-fogalom kapcsán, illetve az organikus világot alakító szellem és anyag egymást taszító-vonzó hatásán alapuló, és az immanencián túlra mutató, egységre törő fejlődésvonalat követi, melyet egybevet Hesse három lépcsős fejlődés-elvével, amelyet alapvetően szintén a szellem és anyag bipolaritásán nyugvó, felfelé irányuló, spirális mozgás jellemez. A fejlődés-eszmék bemutatásánál a szerző elsősorban a *Természet*, a *Költészet és Valóság*, valamint Eckermann: *Beszélgetések Goethével* című munkákra támaszkodott, Hesse esetében pedig az *Egy kis teológia* c. esszéisztikus írást, illetve a prózai életmű struktráját meghatározó elemeket vette alapul.

## Széljegyzetek egy készülő német-magyar kéziszótárhoz

A szótári munka során számos nyelvi és nyelvészeti jelenség vonja magára a szótárkészítő figyelmét, mivel a szótári leírás igényei gyakran részben vagy teljesen más összefüggéseiket állítják előtérbe, mint amelyekkel a nyelvtudományi kutatás hagyományosan foglalkozik. A dolgozat felvázolja az egyébként a nyelvészeti kutatásban mostohán kezelt, álbarátokként ismert jelenséget. Bizonyos értelemben marginális jelenségről van szó, más összefüggésekben, pl. a szótárírás, a fordítástudomány és az idegennyelv-oktatás szempontjából fontos, hogy adott két nyelv vonatkozásában számba vegyük és pontosan leírjuk az álbarátok körébe eső szavakat (és kifejezéseket).

Az 1970-es és 1980-as évek fordulóján megkezdett, idevágó ígéretes német-magyar kutatások sajnálatos módon félbeszakadtak. A dolgozat – egy készülő német-magyar kéziszótár munkálataihoz kapcsolódva – konkrét példák bemutatásával, néhány ezekhez kötődő probléma felvillantásával és a legfontosabb tennivalók rövid számbavételével arra tesz kísérletet, hogy felkeltse a szakmai érdeklődést a német-magyar álbarátok iránt.

## Szóképzési lehetőségek német-magyar összehasonlítása

A cikk két forrásból meríti az új szóösszetételi példákat: részint a *Spiegel*-folyóirat 98-as számaiból, részint pedig Kiss Gábor: *Új szavak és jelentések* (MTA Nyelvtudományi Intézet) c. 1996/97-es gyűjteményéből. Ez utóbbi a mai magyar napilapokból kigyűjtött új szóösszetéteket tartalmazza.

Köztudott, hogy a német nyelv igen nagyvonalúan és bőkezűen „ontja” a nominális összetételeket, a magyar nyelvben ez a fajta produktívítás csak az utóbbi években vette kezdetét. Az alapgondolat az, hogy a két nyelv szóösszetételei lehetőségeinek összehasonlításánál bizonyos közös tendenciák figyelhetők meg a nominális összetételek szemantikai elemzésénél.

Jellemző, hogy mindkét nyelvben gyakoriak az ún. „vonzatos összetételek”, ahol az előtag szemantikai és grammatikai kiegészítője az utótagnak, a „head”-nek. Másrészt megfigyelhető, hogy az újabb főnévi összetételekben nem könnyű megadni egy „szemantikai mintát vagy sémát”, mert az összetételek meghökkentő módon olyan virtuális világokat kapcsolnak össze, melyek szemantikai „megfejtése”, leírása különböző tudástartalmak összjátékát követeli meg: kell hozzá enciklopedikus tudás, tudás a világról, ún. sztereotíp tudás és természetesen egy adott ismeret az új szó szociális-kulturális beágyazottságáról. Nem csoda tehát, hogy az új összetételek értelmezése és érthetősége – még kontextuális összefüggésben is – nem anyanyelvűeknek nagy gondot jelenthet.

## Ítélet a büntetőperben

### Szövegfajták összehasonlítása

A fenti elemzés az 1998-ban készült, „Ítélet a büntetőperben. Szövegfajta-összehasonlítás” című diplomamunka rövidített kivonata, tárgya német és magyar büntetőjogi ítéletek elemzése és összehasonlítása, különös tekintettel a szöveg szerkezetére, a szemantikai alkotórészeire, a szabványos formuláira és a jogi vonzataira.

A kutatás célja az volt, hogy kimutassa a terminológiai és szerkezeti hasonlóságokat, valamint különbségeket, hogy leleplezze a rejtett eltéréseket és az esetleges álbarátokat és hogy részletes magyarázattal szolgáljon.

Az elemzés során az volt megállapítható, hogy a jogi szövegek fordítási nehézségei elsősorban a nemzeti jogi rendszerek és elvek különbségein alapulnak. Ezen különbségek eredményeként a fogalmi rendszerek nem fedik egymást, így a látszólag azonos terminusoknak egészen más lehet a jelentésük vagy nem is léteznek a másik nyelvben. A fentiek miatt a jogi terminológia fordítása nem csak nyelvi, hanem jogi feladat is, amely sokszor rokon vonásokat mutat a jog-összehasonlítással. Az elemzés rámutat arra is, hogy a jogi fordítás csak a jogi rendszerek és jogszabályok alapos megismerése és összevetése útján lehetséges.

A diplomamunka teljes szövege, amely tárgyalja a jogi nyelvet, a jogi szövegek fordítását (a fordítási elméletek alkalmazását), a jogi rendszerek összehasonlítását, a bírósági rendszereket, a büntetőeljárást (lefolytatását, résztvevőit), a büntetőítélet jogi alapjait, és amely tartalmaz egy büntetőeljárás magyar-német glosszáriumot is, Berlinben a Humboldt Egyetem Hungarológiai Tanszékén tekinthető meg.

